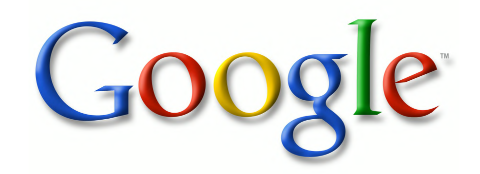


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

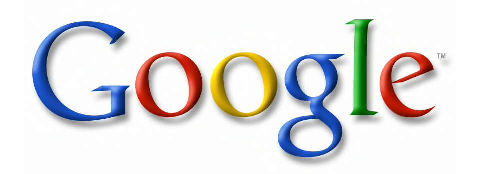
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Culturhistorische

Bilder aus Böhmen.

Von

Josef Svátek

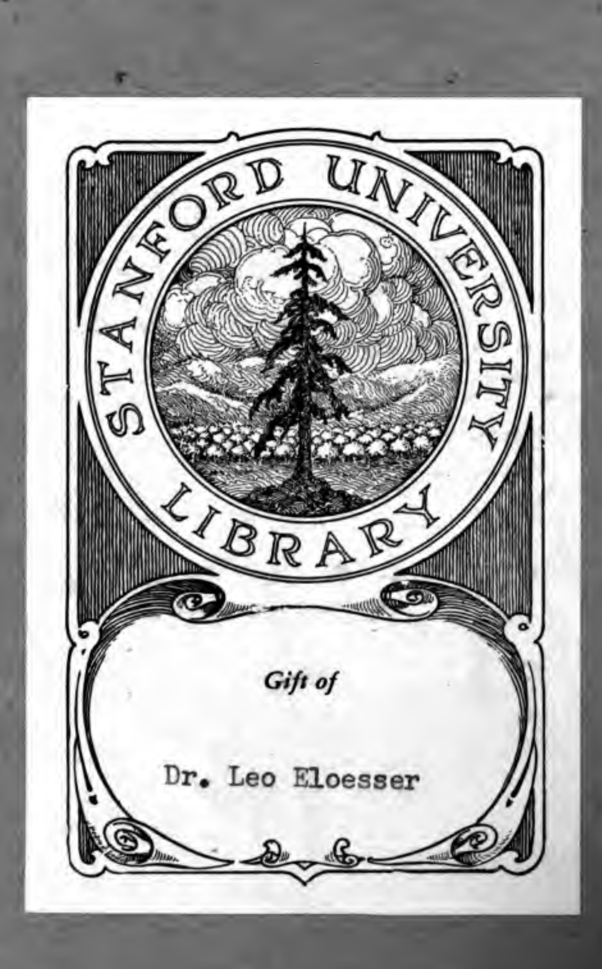
in Prag.



Wien 1879.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler.


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARY
Gift of
Dr. Leo Eloesser

Culturhistorische Bilder

aus Böhmen.



Culturhistorische
Bilder aus Böhmen.

Von

Josef Svátek
in Prag

Hexenprocesse in Böhmen. — Die Alchemie in Böhmen. —
Adamiten und Deisten in Böhmen. — Ein griechischer Abenteurer in Prag. —
Die Guillotine in Böhmen. — Bauern-Rebellionen in Böhmen. —
Schiller in Böhmen. — Die Rudolfinische Kunstkammer in Prag. —
Die Zigeuner in Böhmen. —

Wien 1879.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

914.371
S968

Vorwort.

Die hier gesammelt erscheinenden Aufsätze gelangten im Laufe des letzten Jahrzehents im Feuilleton der „Prager Zeitung" zur Veröffentlichung und da deren Inhalt das Interesse der Leser in einer für den Verfasser sehr erfreulichen Weise angeregt hat, so dünkt uns hiedurch die gegenwärtige, den diesfalls geäußerten Wünschen entsprechende Herausgabe derselben gerechtfertigt. Dieses Interesse, das bekanntlich in Böhmen in allen Schichten der Bevölkerung jedem Werke entgegengetragen wird, das sich mit der Vergangenheit des Landes und seiner Bewohner beschäftigt, galt diesmal umsomehr dem Gegenstande allein, als hier Partien über öffentliche Aeußerungen des Volkslebens und des Volksgeistes in Böhmen behandelt wurden, die von der großen Heerstraße der politischen Geschichte abseits liegen und dem bisher recht stiefmütterlich behandelten Gebiete der Culturgeschichte angehören. Böhmen, das seit einem Jahrhunderte eine ansehnliche Anzahl von Geschichtschreibern, hervorgegangen aus beiden das Land bewohnenden Volksstämmen, sein eigen nennt, besitzt nämlich noch immer keine eigentliche Culturgeschichte, deren Wichtigkeit und Bedeutung hier Niemandem auch nur angedeutet zu werden braucht. Bereits vor vierzig Jahren meinte der geistreiche Kopitar, die Böhmen hätten wohl eine Husiten-, aber keine Sittengeschichte, und auch heutzutage noch hat dieser Ausspruch seine volle Geltung, denn die angedeutete Lücke in der böhmischen Geschichtschreibung ist noch immer nicht ausgefüllt. In den historischen Werken, die sich mit der Schilderung der politischen Begebenheiten des Landes Böhmen befassen, werden die culturellen Seiten zumeist nur flüchtig behandelt und nur Tomek's ausgezeichnete „Geschichte

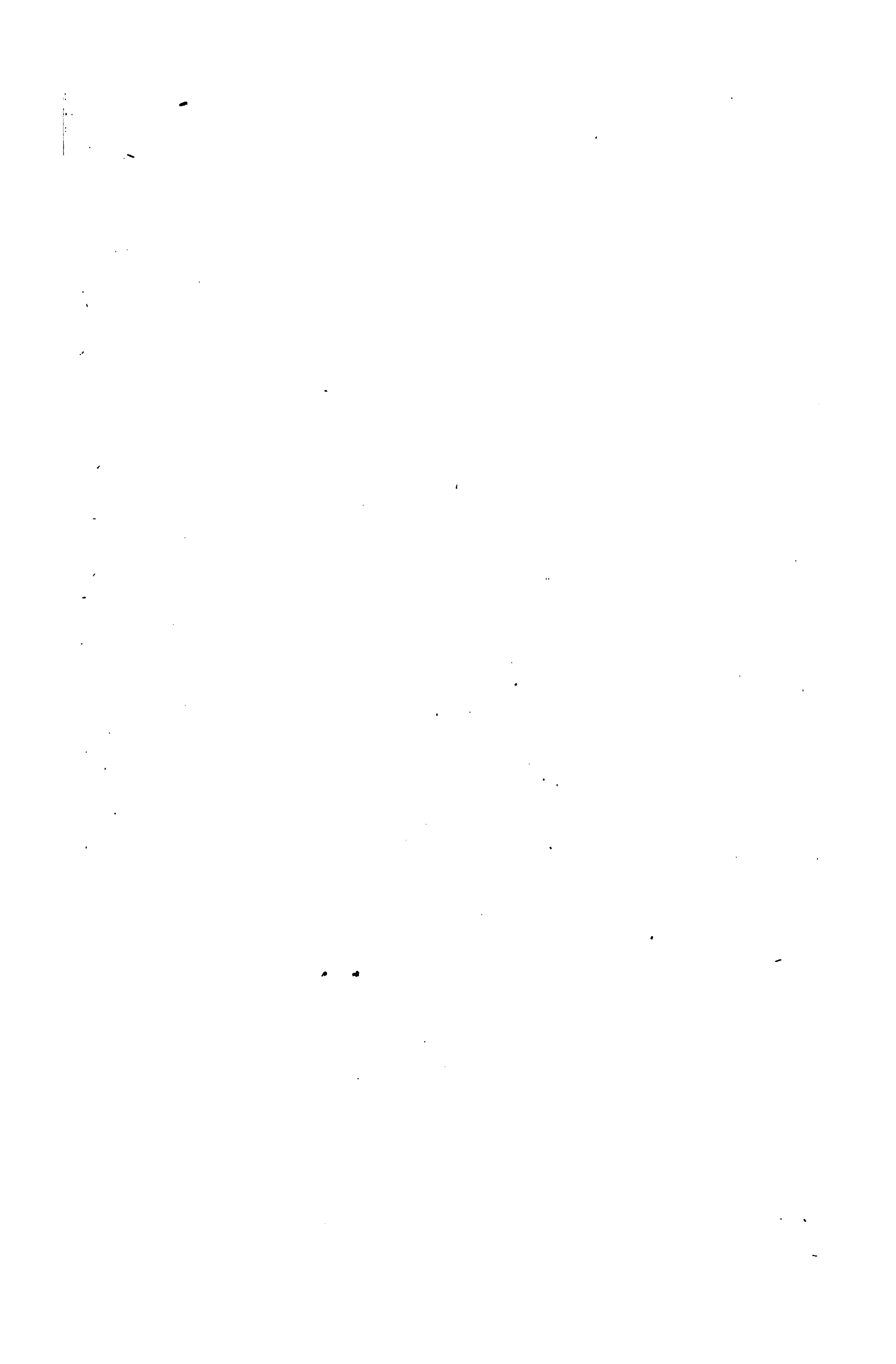
der Stadt Prag" macht hierin eine rühmliche Ausnahme. Jenen Mangel bei den übrigen Geschichtschreibern wollen wir jedoch nur auf das Ungenügende des bisherigen Materiales zurückführen, das gerade auf diesem Gebiete früher vollständig vorliegen muß, bevor man an die Abfassung einer selbstständigen Culturgeschichte Böhmens wird schreiten können. Einige Beiträge in dieser Richtung zu liefern, war vom ersten Anfange an der Zweck dieser Aufsätze, die jetzt in einer durchgehends neuen und vervollständigten Bearbeitung des ursprünglichen Textes gesammelt erscheinen, um dem einstigen Culturhistoriker Böhmens die mühsame Aufsuchung des tausendfach zerstreuten Materiales zu erleichtern. Auch durch die Correctur oder Richtigstellung so mancher bisher als erwiesen betrachteten Daten, wie dies aus zahlreichen Stellen des Textes ersichtlich ist, glaubt der Verfasser im Interesse der historischen Wahrheit gehandelt zu haben. Inwiefern ihm diese Aufgabe gelungen, darüber wird jeder unbefangene Leser selbst zu urtheilen wissen.

Prag, am 14. November 1878.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite



Hexenprocesse in Böhmen.



Hexenprocesse in Böhmen.

Das finstere Mittelalter lag in den letzten Zügen. Aber noch im Momente des Hinscheidens raffte es sich voll giftgetränkter Schadenfreude zu einer schnöden That auf, um der neu anbrechenden Epoche ein Erbe zu hinterlassen, das geeignet wäre, dem Reformationszeitalter für alle Zukunft ein schändendes Brandmal aufzudrücken. Die Culturgeschichte des menschlichen Geschlechtes sollte noch mit der schauerlichsten Ausgeburt der hinschwindenden Periode, dem Hexenwahne und den Hexenprocessen, besudelt und um eines ihrer schwärzesten Capitel bereichert werden. Und so sehr waren bei Anbruch der neuen großen Zeit die Geister noch von den Ideen des Mittelalters erfüllt, daß sie jenes verhängnißvolle Erbe nicht nur vollends sich aneigneten, sondern dasselbe in raffinirtester Form weiter entwickelten und die ursprünglich wirre Idee des Hexenwahnes zu einem wahren System ausbildeten.

Papst Innocenz VIII., welcher durch die Bulle „Summis desiderantes affectibus“ vom 5. December 1484 zum eigentlichen Begründer des Institutes der Hexenprocesse bei den Katholiken wurde, und Martin Luther, welcher durch seine fehlerhafte Bibelübersetzung jener Stelle im 2. Buche Moses XXII., 18 („die Zauberinnen sollst du nicht leben lassen“, während dieselbe sich im hebräischen Original blos auf das Nichtunterstützen derselben bezieht) hinwieder den Protestanten die Basis für Hexenverfolgungen bot, haben ganz gleiche Verdienste um Verbreitung und Ausbildung jenes unseligen Wahnes, der durch volle drei Jahrhunderte in sämmtlichen Ländern Europas wüthete und Hunderttausende von Menschenleben auf schauderhafte Art vernichtete. Katholiken und Protestanten theilen sich in die zweifelhafte Ehre der eifrigsten Hexenvertilger und während der katholische Süden Europas mit Vorliebe zumeist Männer unter dem Vorwande der Ketzerei dem

Scheiterhaufen zuführte, gefiel sich der protestantische Norden im Verbrennen von Weibern, welchen Hexerei als todeswürdiges Verbrechen zur Last gelegt wurde. Nicht nur in Italien und Spanien, auch in Deutschland, England und den übrigen protestantischen Ländern brannten lustig die Scheiterhaufen und gerade in der Reformationsepoche, die man doch als den Licht und Aufklärung bringenden Besieger des Mittelalters sich vorzustellen gewohnt ist, geberdeten sich die Hexenrichter am wüthendsten und weihten die meisten Opfer dem Flammentode.

Die Ursachen und inneren Gründe nicht nur dieser tief beklagenswerthen Verirrung des menschlichen Geistes überhaupt, sondern auch der auf den ersten Blick gewiß sehr befremdenden Erscheinung, daß sich Katholicismus und Protestantismus auf diesem Irrwege brüderlich begegnen, können hier wohl nicht näher dargelegt werden und nur die Thatsache dieser unglaublich scheinenden Gleichartigkeit der Gesinnungen und Handlungen bei zwei so heterogenen Geistesströmungen sei constatirt. Papst und Reformator, Katholik und Protestant — Beide arbeiteten gleich eifrig an der Ausfüllung jenes dunklen Capitels der Culturgeschichte, ja bei Vergleichung der feststehenden geschichtlichen Daten über Art und Menge der Hexenprocesse muß man sich fast geneigt fühlen, den Protestanten in dieser Beziehung den Preis zuzuerkennen. Sah das Bisthum Bamberg in fünf Jahren etwa 600 Hexen brennen, so wetteiferte mit demselben das calvinistische Genf, wo einst in drei Monaten 500 Hexen auf dem Scheiterhaufen endeten. Ueberhaupt ist es das protestantische Deutschland, welches seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts an allen Ecken und Enden Scheiterhaufen aufflammen sah, so daß keine Frau davor sicher war, der Hexerei beinzichtigt und in die Folterkammer gebracht zu werden, wo dann die Marterwerkzeuge schon dafür sorgten, daß jede derart Verdächtige sich wirklich als Hexe bekannte und in Folge dessen unrettbar dem Flammentode verfiel. In manchen Ortschaften wurde die Bevölkerung von den grimmigen Hexenrichtern förmlich decimirt und es gab unter den Letzteren einen wahren Wetteifer, es auf die höchste Zahl von Hexenprocessen zn bringen. Ein einziger Ketzerrichter, Balthasar Voß zu Fulda, ließ in 19 Jahren 700 Hexen und Zauberer verbrennen, und hoffte stets, es auf tausend zu

bringen; Remigius, Verfasser einer Daemonolatria, brachte es in sechszehn Jahren auf achthundert Hexen, denen er am Ende selbst als Zauberer nachfolgte. Und als endlich der berüchtigte „Hexenhammer" des Dominikaners Jakob Sprenger, dieses Gesetzbuch des Teufels- und Zauberwahns, von der weltlichen Behörde sanctionirt wurde, begann in ganz Deutschland ein wahrer Hexensabbath, welcher um so schrecklichere Folgen hatte, als er gesetzliche Formen annahm und auf Grundlage jenes fluchwürdigen Buches den Richtern freien Spielraum bei Erhebung von Anklagen auf Zauberei und Hexerei ließ *).

Bei den vielfachen Beziehungen Deutschlands zu dem angrenzenden Böhmen, welche sich seit Luther's Auftreten noch erheblich steigerten, konnte ein derartiges Beispiel auf das letztgenannte Land nicht ohne Einfluß bleiben, wiewohl sich dessen Wirkungen in ähnlicher Art und Weise daselbst erst viel später äußerten. Nicht als ob es in Böhmen an fruchtbarem Boden zur Aufnahme jener dämonischen Ideen gemangelt hätte, aber die Geister des böhmischen Volkes waren in jener Zeit noch zu sehr mit den eigentlich religiösen Strömungen beschäftigt, als daß Raum und Muße zur Beschäftigung mit diesen mehr abseits liegenden Auswüchsen der Seelenwelt geblieben wäre. Kannte man ja Zauberer und Hexen in Böhmen schon seit dem grauen Heidenthum, in welchem die Priester und Priesterinnen des Černobog „čaroději" hießen, wiewohl es erwiesen ist, daß dieser Name nur bei den westlichen Slaven vorkommt und das Wort „čarovati" dem althochdeutschen „karaven" entstammt. Aber seit jener Zeit pflanzte sich dieser Begriff selbst nach Einführung des Christenthums ununterbrochen weiter fort. Die bekannte Verordnung des Herzogs Břetislav II. und des Prager Bischofs Kosmas betreffs der Ausrottung der letzten Reste des heidnischen Alterthums erwähnt nicht nur Zauberer und Schwarzkünstler, die des Landes zu verweisen wären, sondern auch Hexen, welche Gewitter heraufzubeschwören und die Sinne der Menschen zu bethören verstehen. Auch der durch sein tragisches Ende bekannte böhmische Magnat Zawisch

*) „Für den deutschen Culturhistoriker ist es eine traurige Pflicht, zu sagen, daß auf deutscher Erde der Hexenbrand am wildesten und umfangreichsten gewüthet hat" — sagt Scherr in seiner „Cultur- und Sittengeschichte", S. 369.

von Falkenstein wird von gleichzeitigen Schriftstellern der Anwendung verschiedener Zaubermittel beschuldigt, ja der Königsaaler Abt Peter von Zittau schreibt ausdrücklich, daß Zawisch nur durch nekromantische Künste die Liebe der Witwe nach Přemysl Ottokar II., Königin Kunigunde, gewonnen habe, so daß dieselbe bis an ihr Lebensende von ihm nicht habe ablassen können.

Ueberhaupt war der Glaube an Zauberer und Wahrsager in Böhmen so fest gegründet, daß Peter Chelčický, der Gründer der Brüdersecte, im Sittenspiegel seiner Zeit im Capitel über den Aberglauben sagen konnte: „Viele suchen nicht blos bei den Heiligen, sondern in ihrem Wahne auch bei Zauberern und Wahrsagern Hilfe, indem sie zu ihnen dasselbe Vertrauen haben, wie zu den Heiligen. Bald wenden sie sich nach Kyjow an die Mutter Gottes, bald nach Temelin an einen Hexenmeister, bald nach Thein und an den h. Prokop bei Zajimač, es gilt ihnen gleich, wer helfe, ob Gott oder der Teufel." Aeneas Sylvius (nachher Papst Pius II.), welcher 1451 Böhmen besuchte, läßt einen aus Gallisch-Belgien dahin gekommenen Picarden nicht wenige Leute durch Zauberkünste für seine Secte der Adamiten gewinnen, welche Künste Mathias von Měchow ein Jahrhundert später dahin erweitert, er habe Vögel und Thiere, die seinem Rufe folgten, gefangen. Ja, am Schlusse des 15. Jahrhunderts war der Glaube an Hexen in Böhmen so allgemein, daß selbst Bohuslav von Lobkowic, das Licht der Welt genannt, das alle Zeitgenossen an Geist übertreffe, behaupten konnte, ganze Heerden gingen durch die Teufelskünste der Hexen zu Grunde.

Aber trotz dieses allgemeinen Hexenwahnes verstieg sich in Böhmen während dieser ganzen Periode der Aberglaube nie so weit, an eine Verfolgung und Bestrafung der Zauberer und Hexen zu denken, geschweige dem Einschreiten gegen dieselben eine gesetzliche Form zu geben. Erst das Beispiel Deutschlands wirkte auch hier ansteckend, wiewohl noch viele Jahrzehnte verflossen, ehe die Gerichtsbarkeit auch in Böhmen den Zauberern und Hexen an den Hals ging. Bis in die Vierziger-Jahre des 16. Jahrhunderts vermag man aus gleichzeitigen Acten und Chroniken kein einziges Beispiel von Hexenverfolgungen oder gar Verbrennungen in Böhmen anzuführen, denn was Hájek in seiner Chronik zum Jahre 1080

meldet, Herzog Wratislav habe auf dem Wyschehrad zwei Hexen zu Asche verbrennen lassen, ist eben Fabel des lügenhaften Chronisten. Die „böhmischen Jahrbücher“, welche bis zum Jahre 1526 reichen, sind der vollgiltigste Beleg dafür, daß Hexenprocesse in jener Zeit in Böhmen etwas Unbekanntes waren; denn während die Verfasser jener Jahrbücher über jeden Mord, über jede Hinrichtung in Prag und in den Städten am Lande zu berichten wissen und überhaupt das sociale Leben ihrer Zeit in der minutiösesten Weise schildern, führen sie nicht einen einzigen Fall von Hexenverbrennung an. Ebensowenig ist dies der Fall in des Stadtschreibers Bartosch ausführlicher Chronik über die Prager Vorkommnisse in den Jahren 1524—30, obwohl darin gleichfalls jede damals in Prag stattgehabte Hinrichtung (darunter auch Ketzerverbrennungen) ausführlich beschrieben erscheint. Auch die Wladislavische Landesordnung von 1500 enthält keine Bestimmung über Verfolgung und Bestrafung ähnlich Verdächtiger und erst in den Koldin'schen Stadtrechten, welche im Jahre 1579 gesetzliche Geltung erlangten, kommt die erste Norm bezüglich der Strafe auf Hexerei, Zauberei und dergleichen Zauberkünste vor. Im Capitel O, Abs. II. dieses Gesetzbuches ist nach dem Vorbilde der peinlichen Gerichtsordnung Kaiser Karl's V. auf diese Verbrechen die Todesstrafe gesetzt, und zwar bei Männern durch Schwert oder Verbrennung, bei Weibern durch Lebendigbegraben oder Feuer.

Durch diese feststehenden Thatsachen ist es zur Genüge erhärtet, daß die Hexenprocesse vom Auslande nach Böhmen importirt worden sind, und für die Bezugsquelle bezeichnend ist der Umstand, daß dieselben zum größeren Theile in den deutschen Gegenden Böhmens (und hier wieder zumeist in den an Deutschlands Grenze liegenden Städten) vorkommen, während die tiefer im Lande gelegenen Kreise nur sporadische Fälle dieser barbarischen Justiz aufweisen. (Dieselbe Beobachtung ist auch im benachbarten Mähren gemacht worden, da die meisten Hexenprocesse daselbst in deutschen Gegenden vorkommen.) Hier ist der Einfluß Deutschlands vollends unverkennbar; denn während die Archive jener deutschen Städte sehr viele Beiträge zur Geschichte der Hexenverfolgungen enthalten, sind die bezüglichen Quellen in böhmischen Städten viel spärlicher und sehr oft kommen in denselben bei bereits eingeleiteten

Processen freisprechende Urtheile vor, wovon wir auf erstgenannter Seite nur wenige Beispiele vorfinden. Um von vielen anderen nur einen einzigen Beleg in dieser Richtung anzuführen, genüge der Hinweis auf das Archiv der böhmischen Stadt Solnic bei Reichenau, in welchem sich eine Sammlung von gerichtlichen Urtheilssprüchen, die Jahre von 1569 bis 1638 umfassend, erhalten hat. In jenen sieben Jahrzehnten wurden in Solnic 23 Todesurtheile gefällt, aber kein einziges derselben bezieht sich auf das Verbrechen der Hexerei, während z. B. die Stadt Komotau in jenem Zeitraume eine mehr als doppelt so große Anzahl von Hexen verbrenneu oder lebendig begraben sah.

Ein zweiter für Böhmen und dessen mildere Anschauungen über das Hexenwesen bezeichnender Umstand ist die Thatsache, daß lange bevor in Deutschland einzelne aufgeklärtere Geister öffentlich in Schriften gegen den Unsinn des Hexenwahnes predigten und die Hexenprocesse als himmelschreiende Ungerechtigkeit bezeichneten, in Böhmen ein Mann auftrat, welcher den Glauben an Hexerei als widersinnige Lüge erklärte und daher auch das Einschreiten gegen diesbezüglich verdächtigte Personen als ungerechtfertigt betrachtete. Es war dies der böhmische Schriftsteller Johann Štelcar Želetawský, utraquistischer Pfarrer zu Mnichowic bei Kauřim, welcher in seinem 1588 zu Prag erschienenen Werke „Kniha duchovní“ (Geistliches Buch) unter Anderem auch die Frage behandelt, ob Zauberer und Hexen durch eigene Kraft Hagel, Sturm und Gewitter herbeirufen können. Der gelehrte Verfasser führt den Beweis, daß weder Zauberer noch Hexen Aehnliches vermögen, daher der Glaube an deren Macht ein Widersinn und die Verfolgung der wegen Hexerei Verdächtigten inhuman sei. Wohl verhallte diese einzelne warnende Stimme in dem allgemeinen Wahne jener Zeit ungehört und noch durch anderthalb Jahrhunderte später wurde das gerade Gegentheil der Aussprüche Štelcar's als unumstößliches Dogma geglaubt. Jedenfalls hat da der einfache evangelische Pfarrer mehr Humanität bewiesen, als der „große Humanist“ Bohuslav von Lobkowic, der seine Schafheerden von Hexen bedroht glaubte und daher für deren Vertilgung eintrat, welcher Aufforderung jedoch die Gerichte Böhmens erst lange nach dessen Tode willfahrten.

Außer den erwähnten Stadtrechten enthalten nämlich die Landesordnungen und Landtagsbeschlüsse des 16. Jahrhunderts, sowie die Ferdinandeische verneuerte Landesordnung von 1627, weiter die Novellen Ferdinand's III. und die Legislaturen Leopold's I. keine Strafbestimmungen über Hexen- und Zauberwesen; diese für die höheren Stände bestimmten Gesetze scheinen die Möglichkeit eines solchen Verbrechens unter diesen nicht vorausgesetzt zu haben. Dafür galt die strenge Bestimmung der böhmischen Stadtrechte ununterbrochen bis zum Jahre 1708, in welchem Josef's I. neue peinliche Halsgerichtsordnung erschien, die zwar noch immer die Todesstrafe auf Hexerei und Zauberei beibehielt, jedoch bestimmte, daß bloße Aussagen der Complicen „wegen so viel unterlaufenen Betrugs und durch List des Satans angesponnene Unwahrheit" weder zur Anwendung der Tortur, noch zur Verurtheilung hinreichend sein sollen. Zugleich wurden als besondere Indicien der Zauberei angeführt: „der Besitz von abergläubischen Gesundheitsmitteln, verbotenen Büchern, Spiegeln, auf ein Verbündniß mit dem bösen Feinde hindeutenden, mit ungewöhnlichen Ziffern oder Zeichen geschriebenen Zetteln, Todtenbeinen, — der Eintritt eines angedrohten, nicht allerdings natürlichen Schadens, die Aeußerung einer übernatürlichen Wissenschaft zukünftiger oder unbegreiflicher Dinge, Wahrsagerei, besondere Begünstigung, z. B. daß die Felder des Inculpaten grünen, Anderer dorren, sein Vieh nutzbar, Anderer verdorben war u. s. w., Anerbietung zu Lehrenertheilung in der Zauberei, endlich Bewirkung von menschlich unbegreiflichen Thaten, z. B. in der Luft herumzufahren u. s. w."

Man ersieht hieraus, daß Spee's und Thomasius' Bestrebungen auf das 18. Jahrhundert nicht ohne Wirkung blieben und daß wenigstens in Oesterreich bei Hexenprocessen die willkürliche Anwendung der Tortur in Etwas begrenzt wurde; aber noch im Jahre 1739 unter Kaiser Karl VI. bedrohten die neu herausgegebenen Kriegsartikel „das teuflische Verbrechen der Zauberei" mit der Todesstrafe durch Feuer, der Jeder zu verfallen habe, „wer Nachts unter dem Galgen oder auf dem Rabensteine durch den Teufel bewirkte Gastereien und Tänze besucht, oder Wetter, Sturm und Hagel, Würmer und anderes Ungeziefer hervorbringt".

Erst Maria Theresia machte, vornehmlich auf Anrathen ihres Leibarztes van Swieten, den Hexenprocessen in ganz Oesterreich, daher auch in Böhmen, für immer ein Ende, denn durch die am 31. December 1768 herausgegebene und mit 1. Jänner 1770 in Wirksamkeit getretene allgemeine peinliche Gerichtsordnung (die sogenannte Theresiana) wurde wohl noch die Zauberei unter die Criminalverbrechen gerechnet, die Todesstrafe auf dieselbe jedoch aufgehoben *). In Josef's II. Strafgesetzbuch vom 13. Jänner 1787 endlich wurde das Verbrechen der Zauberei gänzlich aus der Reihe der Criminalverbrechen ausgeschieden und nur als Verbrechen des Betruges declarirt. Seit jener Zeit kommt der Begriff der Zauberei und Hexerei in der österreichischen Gesetzgebung nicht mehr vor.

Schwieriger als aus der Codification war es, den Glauben an Hexen und Zauberer aus dem Sinne des Volkes zu bannen, und trotz aller Bestrebungen der großen Kaiserin und ihres erleuchteten Sohnes erhielt sich derselbe noch bis in unser Jahrhundert und erst die Neuzeit mit ihrer bis in die tiefsten Schichten dringenden Schulbildung und Aufklärung hat dem durch Jahrhunderte üppig wuchernden Hexenwahne den Boden entzogen. Gerade durch die so häufigen Processe hatte derselbe so tiefe Wurzeln im Gemüthe der Bevölkerung gefaßt und erst nach dem völligen Aufhören derselben konnte man auch das langsame Schwinden des thörichten Aberglaubens selbst erwarten.

Neben all' diesen äußeren Beweisen dessen, daß die Uebung der Hexenprocesse in Böhmen fremden Ursprungs gewesen, sind jedoch auch innere Gründe hiefür aus dem Wesen der Sache selbst anzuführen, und gerade diese müssen für den gewissenhaften Culturhistoriker die entscheidenden sein, will er anders dem Charakter

*) Bezeichnend erscheint in der Begründung dieser Maßnahme der Umstand, daß der Geistlichkeit untersagt wurde, bei ähnlichen Anklagen auf eigene Faust vorzugehen und Untersuchungen anzustellen; jeder einzelne Fall, wo es sich um Zauberei, Schatzgräberei u. dgl. handle, solle sogleich der politischen Behörde angezeigt werden, die dann mit Intervention eines „vernünftigen Physikers" die Sache zu untersuchen und etwaigen Betrug der Bestrafung zuzuführen habe. Ausdrücklich wird in dem kais. Mandate hervorgehoben, daß die meisten angemeldeten und untersuchten Fälle von Zauberei und Hexerei auf Betrug oder Selbsttäuschung beruht haben.

und der Denkweise des Volkes gerecht werden. Die Untersuchung dessen, welche Entwicklung der Aberglaube genommen und in welchen äußeren Formen derselbe aus der bloßen Vorstellung auch in das wirkliche Leben übergetreten, führt zu einem ähnlichen Resultate, zu welchem wir durch jene historischen und legislatorischen Thatsachen gelangten. Unbestreitbar ist wohl die Existenz des Glaubens unter dem böhmischen Volke an die Wirkungen geheimer und übernatürlicher Kräfte, als deren Träger die Zauberer und Hexen betrachtet wurden, und wir selbst bewiesen früher, wie dieser Glaube schon aus dem slavischen Heidenthum sich in das christliche Zeitalter fortpflanzte und im Verlaufe der Jahrhunderte weiter entwickelte. Ist ja dieser Glaube in der menschlichen Natur begründet und alle Völker, so weit sich deren Traditionen verfolgen lassen, waren demselben mehr oder minder ergeben. Aber eben dieses Mehr oder Minder bildet den Unterschied zwischen den einzelnen Völkern, und wenn es, wie wir schon kurz andeuteten, selbst unter den slavischen Stämmen in der Auffassung des Uebersinnlichen Unterschiede gegeben hat, um so mehr ist dies der Fall, wenn wir die Slaven und Germanen in diesem Punkte einander gegenüberstellen. Hier äußert sich dieser Unterschied in augenfälliger Weise und wird derselbe sofort klar, wenn man die germanische und slavische Mythologie in Parallele stellt. Dort ein entwickeltes System der Götterlehre, hier bloße Fragmente derselben und auch diese nur in nebelhaften, variablen Formen, aus denen die Nachwelt nur ein höchst unvollkommenes Bild der slavischen Mythologie zu construiren vermag. In einem ganz ähnlichen Verhältnisse finden wir bei diesen beiden Völkerstämmen auch den Umfang und die Ausbildung des Glaubens an jene Geister, mit deren Hilfe der Eingeweihte die Gesetze der Natur bewältigen, höhere Kräfte sich dienstbar machen könne. Auch in diesem Gebiete finden wir die Deutschen den slavischen Böhmen überlegen, welch' letztere von den ersteren nicht nur die betreffenden Vorstellungen, sondern auch deren Benennungen annahmen. Dieser Unterschied pflanzte sich auch dann fort, als durch das Christenthum die heidnische Götterlehre auf die niedrige Stufe der Magie herabsank und Zauberer und Hexen zu Repräsentanten der Bewältiger der Naturkräfte wurden. Während sich in Deutschland auch auf diesem Felde ein

festgegliedertes System entwickelte, in welchem selbst bestimmte Oertlichkeiten als Attribute zur Erlangung oder Ausübung der übernatürlichen Macht ihren Platz fanden, hat Böhmen in dieser Beziehung nur Weniges aufzuweisen, was auf eine selbstständige Entwicklung der Dämonologie schließen ließe. Hier gab es, um nur ein Beispiel anzuführen, keinen Blocksberg, wo die Zauberer und Hexen ihre jährlichen Znsammenkünfte und Orgien feierten, nur in unbestimmter, ja fast unbewußter Weise wucherte hier der Glaube an Dämonen und deren Verbündete unter den Menschen weiter fort, bis das Beispiel Deutschlands im 15. und noch mehr im 16. Jahrhunderte auch in Böhmen den Hexenwahn concrete Formen annehmen ließ.

Diese äußeren und inneren Gründe erklären nun zur Genüge, warum in böhmischen Gegenden und Städten Hexenprocesse seltener als in deutschen vorkommen und warum dieselben in Böhmen erst ein volles Jahrhundert später geübt wurden als in Deutschland, wo man bereits um die Mitte des 15. Jahrhunderts Hexen zum Scheiterhaufen führte. Die älteste Nachricht über einen Hexenproceß in Böhmen hat sich in dem Archive der Stadt Nachod erhalten, welche im Jahre 1540 den ersten Scheiterhaufen aus Anlaß einer Hexenverbrennung entzündete und dieses in Böhmen bisher noch nie gesehene Schauspiel in den nächsten Jahren noch zweimal wiederholte. Nachod gehörte zu jener Zeit dem mährischen Magnaten Johann von Pernstein, welcher die wenigste Zeit auf der ererbten Herrschaft zubrachte und seine Beamten daselbst nach Willkür schalten und walten ließ. Die Hörigkeit der Unterthanen, welche unter Wladislav dem Jagellonen das Landvolk vollends den Grundherren überlieferte, befand sich bereits im Stadium der vollsten Entwicklung und Gut und Leben des Volkes war dem Adel und dessen Organen anheimgegeben; die Bürgerschaft in den Schutzstädten konnte sich wohl freier bewegen, aber auch sie hing von der Gnade des Schutzherrn und dessen Beamten ab, welche auf die höhere und niedere Gerichtsbarkeit ungebührlichen Einfluß übten und bei Handhabung derselben die Vertreter der Bürgerschaft zumeist nur figuriren ließen. Aehnliche Verhältnisse walteten auch in Nachod ob, wo des Herrn von Pernstein Regent ein strenges Regiment führte und der Primator und die Rathsherren

demselben in allen Dingen unterthänigst zu Diensten standen. Diesen Herren im Vereine gebührt die Ehre, den ersten uns bekannten Hexenproceß in Böhmen eingeleitet und durchgeführt zu haben.

Mitte October 1540 wurden im städtischen Spitale zu Nachod einige Sachen gefunden, die aus einem Einbruchsdiebstahle in der Ortschaft Schlanei (gegenwärtig zu Preußen gehörend, da dieselbe im Glatzischen liegt) herrührten. Als Hehlerin derselben wurde das alte Büttelweib Margaretha eruirt, welche mit ihrer Tochter im Spitale zu geringeren Dienstleistungen verwendet wurde. Aus dem einfachen Diebstahle entpuppte sich aber alsbald eine Liebes- und schließlich sogar eine Hexengeschichte. Die alte Grete bezeichnete nämlich auf der Folter einen schmucken Jüngling, Namens Martin Beran, als den Thäter jenes Diebstahles, worauf derselbe gleichfalls gefänglich eingezogen und nach damaliger Sitte sogleich auf die Folter gespannt wurde. Aus Rache gegen seine Angeberin denuncirte nun Beran die alte Büttlerin als Hexe, denn dieselbe habe ihm und seiner Geliebten, einer hübschen Viehhirtin, im Mittagsbrode ein Zaubermittel zu verzehren gegeben, um ihn seiner Geliebten abwendig, dafür aber ihrer Tochter in Liebe geneigt zu machen. Diese Mittheilung schien den Richtern Stoff zu einem prächtigen Hexenprocesse, wie sie in den nahen deutschen Landen schon lange in Uebung waren, zu bieten und ohne Zögern wurde die alte Margaretha als Hexe peinlich verhört. Richtig gestand dieselbe auch unter furchtbaren Schmerzen, sie habe die dralle Viehhirtin dem jungen Beran mißgönnt und daher zu einem Zaubermittel gegriffen, um dessen Liebe zu derselben in Haß zu verwandeln, dafür aber in seinem Herzen Zuneigung zu ihrer eigenen Tochter zu erwecken. Weiter sagte die gepeinigte Alte aus, sie habe bereits mehrere solche Zaubereien verübt, in Folge deren das Gemüth der betreffenden Personen vollkommen verändert worden, ohne daß sie jedoch weiter im Stande gewesen wäre, diesen Zustand wieder in die frühere Beschaffenheit versetzen zu können, da hiezu höhere Zaubermittel vonnöthen gewesen, die ihr jedoch nicht zu Gebote stünden. „Darauf will ich sterben!" schloß die vermeintliche Hexe ihre Aussage auf der Folter und die Herren Richter nahmen, wie es in dem bezüglichen Actenstücke heißt, Alles

für „heilige Wahrheit“ an und verurtheilten die erste Nachoder Hexe zum Tode auf dem Scheiterhaufen, welchen dieselbe auch wenige Tage darauf erlitt.

Nachdem einmal der Appetit gereizt war, war man um weitere Hexenprocesse nicht mehr verlegen und schon im nächsten Jahre sah Nachod wieder einen Scheiterhaufen auf dem nahen Rabensteine brennen. Diesmal galt es einer verwitweten Bürgersfrau, Namens Schmidrigall, welche im Frühjahre 1541 gleichfalls mit Zaubermitteln einen jungen Knecht an sich fesseln wollte. Die Sache kam jedoch den Richtern zu Ohren und das beliebte Mittel der Tortur brachte bald alle Anschläge der liebesüchtigen Witwe an's Tageslicht. Sie gestand auf der Folter, jenem Knecht flüssiges Hundefett zu trinken gegeben zu haben, und als die gewünschte Wirkung ausblieb, habe sie ihm auf Anrathen einer Nachbarin in's Bier weiteres Hundefett, aber diesmal mit einem Zauberpulver vermischt, geschüttet, worauf ihm die Messerschmiedsgattin Dorothea (da dies absolut durch eine dritte, unwissende Person geschehen mußte) den „Liebestrank“ vorsetzte. Ob diesmal dieser eigenthümliche Nectar wirkte, erhellt nicht aus den gerichtlichen Acten, dafür kommt aber vor, daß Frau Schmidrigall durch ähnliche Mittel sowohl ihren ersten Gatten als auch den Gürtlermeister Jakob in's Jenseits befördert hatte, so daß diesmal der Tod auf dem Scheiterhaufen weniger der Hexe als vielmehr der Doppelmörderin galt, obwohl die Verurtheilte nach dem richterlichen Spruche nur in ersterer Eigenschaft den verhängnißvollen Holzstoß bestieg.

Fünf Jahre später, am Dienstag nach Ostern 1546, kam die Gemeindehirtin Dorothea von Wysokow (einer Gemeinde in der Nähe von Nachod, die im preußischen Kriege 1866 wiederholt genannt wird) zu der Frau des Gemeinderichters „auf einen Schluck Bier und paar Kolatschen“. Die alte Frau mußte bereits im Geruche der Hexerei stehen, denn die Richtersfrau theilte derselben mit, ihr Knecht, Veit, solle ein Mädchen heiraten, zu welchem er jedoch keine Neigung fühle. „Besitzest Du ein Zaubermittel, um seine Liebe zu erwecken, dann theile es mir schnell mit.“ Die Alte rieth als bewährtes Mittel, man solle den beiden jungen Leuten Schwalbennester in's Bett hineinpracticiren, worauf

dieselben bald in Liebe zu einander entbrennen würden. Da in der That die Heirat zwischen dem Knecht und seinem Mädchen zu Stande kam, konnte sich die Gemeindehirtin bald weiterer Kundschaft erfreuen und so gab sie einer gewissen Pornička aus Nachod das geeignetste Mittel an, um die Abneigung ihres Mannes Johann in Liebe zu verwandeln. Um Mitternacht mußte sich die Frau in das Bett eines nahen Baches legen, worauf die Alte, über ihr stehend, ihr die Haare mit Fett von einem männlichen Schweine einschmierte. Mit demselben Mittel wollte die Hexe auch einer Katharina Mrkwička die verlorene Liebe ihres Galans Martin Kochan wiedergewinnen, aber der Hexenrichter von Nachod machte bald ihrem Treiben ein Ende und die Gemeindehirtin von Wysokow endete nach überstandener Tortur, während welcher sie die eben angeführten Details über ihre „Zaubereien" angab, auf dem Scheiterhaufen, welchen man auf einer Anhöhe oberhalb Alt-Nachod für sie aufgerichtet hatte.

Mit diesen drei Hexenprocessen scheinen sich die Nachoder begnügt zu haben, denn im Archive ihrer Stadt finden sich keine weiteren Aufzeichnungen über ähnliche Proceduren vor, was aller Wahrscheinlichkeit nach dem Umstande zuzuschreiben ist, daß mit dem Wechsel des Besitzers (Nachod gelangte zu dieser Zeit durch Kauf an die Familie Smiřický) auch humanere Anschauungen platzgriffen, da die Smiřický häufig auf Schloß Nachod residirten und daselbst auch ihr Familienbegräbniß errichteten. Jene harmlosen Liebestränke des Büttelweibes Margaretha und der Wysokower Gemeindehirtin waren wohl den neuen Grundherren nicht furchtbar genug, um eine Anklage auf Hexerei begründen zu können.

Gleichzeitig gab es jedoch auch in anderen Gegenden Böhmens aus ähnlich geringfügigen Ursachen Hexenprocesse, obgleich über dieselben nähere Aufzeichnungen mangeln und wir uns mit den kurzen bezüglichen Notizen begnügen müssen. So erzählt die Handschrift der Prager Universitätsbibliothek 17. C. 3. zum Jahre 1545 folgende Geschichte: Herr Ernst Krajiř von Krajek, zu jener Zeit noch Grundherr von Brandeis a. E., ließ auf seinen Gründen in Brandeis eine Frau gefänglich einziehen, die, obwohl ihre zwei ersten Ehemänner noch am Leben waren, doch eben einen dritten geehelicht hatte. Während der Folterung kam auf leicht er-

klärliche Weise hervor, daß sich dieselbe auch mit Hexerei und Zauberei abgegeben habe, und zwar in Gemeinschaft mit einer Insassin aus dem benachbarten Altbunzlau, welche der dortigen Capitulardechantei unterthan war. Die Letztere habe von dem Dechant Sigmund geweihtes Wasser aus dem Taufbecken, sowie mehrere Hostien erhalten, um damit Zauberei zu treiben. In der That hätten beide im Vereine den Kühen die Milch eingestellt, Mannspersonen an sich gefesselt und ähnliche sündhafte Werke vollführt. Auf Grund dieser Aussage schickte nun Herr Krajiř den Brandeiser und Altbunzlauer Richter, um das andere Weib einzubringen und nach der Vorschrift des Landrechtes eine Confrontation zu veranstalten. Da er jedoch kein Recht dazu hatte, auf fremdem Grunde eine Verhaftung vorzunehmen, so ließ der Dechant das Weib, das eben eingefangen worden war und auf Schloß Brandeis in die Folterkammer abgeführt werden sollte, durch seine Leute gewaltsam befreien und in Sicherheit bringen, wohl nur aus Furcht, damit dasselbe gegen ihn nichts Verfängliches aussage und sein Name nicht in einen Hexenproceß verwickelt werde. Herr Krajiř, einer der eifrigsten Anhänger der Brüderunität und daher Widersacher eines jeden katholischen Geistlichen, strengte gegen den Dechant beim Landrechte einen Proceß an, in Folge dessen P. Sigmund auf seine Würde resigniren und in den weißen Thurm auf dem Hradschin zu Prag wandern mußte. Wie sehr er schuldig sein mochte, erhellt aus dem Umstande, daß selbst der proceßsüchtige Chronikenschreiber Wenzel Hájek von Libočan, dazumal Probst von Altbunzlau, seinen Untergebenen vor Gericht zu vertheidigen sich weigerte und sich von dem Administrator des Prager Erzbisthums lieber mit dem Bann belegen ließ. Ebenso wurde gegen die der Hexerei angeklagten Frau in Brandeis der Proceß durchgeführt und Herr Krajiř bestätigte das richterliche Urtheil, welches auf den Tod lautete. Ob die „Hexe“ auf dem Scheiterhaufen oder durch das Schwert endete, ist in der Handschrift nicht näher verzeichnet, und wir finden nur noch die Bemerkung vor, daß die Maleficantin noch vor ihrem Tode die Mitschuld jenes Weibes und des Dechanten Sigmund behauptete. Die katholische Partei ließ bald darauf Herrn Krajiř ihre Rache dafür fühlen, denn noch vor dem „blutigen“ Landtage von 1547 wurde derselbe als

einer der ersten Theilnehmer an der Rebellion gegen Ferdinand I. in Haft genommen und später auf seine Herrschaft Jungbunzlau verbannt, während Brandeis für die königl. Kammer confiscirt wurde und fortan eine Kronherrschaft blieb.

Was Štelcar Želetawský in seinem erwähnten Buche über zwei Hexenprocesse erzählt, von denen der eine 1543 in der Nähe von Roupow bei Přestic, der zweite 1572 in Sloupnow bei Neubydžow stattgefunden haben soll, kann für uns nicht maßgebend sein, da Štelcar diese Fälle nur nach dem Hörensagen mittheilt und keine anderen Aufzeichnungen oder sonst glaubwürdige Beweise hierüber vorliegen. Dafür existirt eine beglaubigte Mittheilung über einen Hexenproceß in der Stadt Neubystritz bei Neuhaus, wenn auch dieselbe sich nicht näher über den Gegenstand selbst ausläßt. Im Archive der an der Grenze Böhmens liegenden mährischen Stadt Zlabings befindet sich eine Zuschrift des Herrn Wilhelm Krajiř von Krajek, damaligen Besitzer von Neubystritz, vom 19. April 1562, in welcher derselbe den dortigen Stadtrath ersucht, vier Rathsmänner an ihn zu entsenden, welche mit einer gleichen Anzahl von Richtern der Städte Neuhaus und Wittingau über einen in Neubystritz schwebenden Hexenproceß zu entscheiden hätten. Gegen wen derselbe geführt wurde und auf welchem Vergehen er basirte, ist in der Zuschrift nicht näher angegeben; auch über den Ausfall desselben ist nichts Näheres bekannt. In Beraun soll es 1566 gleichfalls eine Zauberin, die Tochter der Grundbesitzerin Anna Jabulka, gegeben haben, welche, einer gleichzeitigen Chronik nach, „den bösen Geist besessen, mittelst welchem dieselbe viele Leute bethört, ja selbst ihrem Vieh öfter geschadet habe“, ohne daß jedoch über deren Schicksal Weiteres aufgezeichnet worden wäre.

Um so ausführlichere Nachrichten besitzen wir über den nächsten uns bekannten Hexenproceß, dessen Acten sich im Pilsener Stadtarchiv erhalten haben und der auch insoferne von Wichtigkeit ist, als er der erste ist, über welchen auch bei dem Prager Appellationsgerichte verhandelt und entschieden wurde. Die Veranlassung zu demselben war, wie bei den meisten anderen, eine Liebesaffaire, die durch Zaubermittel unterstützt werden sollte. Auf der alterthümlichen Veste Swinná bei Zbirow saß im Jahre

1575 Herr Johann Běschin von Běschin, ein junger Adeliger aus einem der ältesten Geschlechter Böhmens. Seine Großmutter Frau Johanna Žďárský von Witschin, die bei Eger begütert war, veranlaßte ihn, eine ihrer Untergebenen, eine gewisse Marianne aus der Gemeinde Moschtitz in Dienst zu nehmen. Marianne, ein hübsches und zugleich lebenslustiges Mädchen, war kaum einige Tage auf der Veste, als sie sich in den jungen Cavalier sterblich verliebte. Derselbe nahm jedoch von seiner hübschen Dienerin keine Notiz und so beschloß die mannssüchtige Dirne Zaubermittel anzuwenden, um dessen Liebe zu erwerben. Aus den Acten erhellt nicht, ob ihr eine barmherzige „Hexe“ das Mittel angerathen, oder ob sie aus eigenem Antriebe handelte; kurz Marianne verbrannte einen Theil ihres schönes Kopfhaares und schüttete die Asche in den Weinbecher ihres Herrn. Auch in sein Bett legte sie einige Haare und murmelte dabei die gewöhnlichen Zauberformeln. Aber ihr Gebahren kam an's Tageslicht und das arme Mädchen wurde sogleich für eine veritable Hexe gehalten, die nach dem Leben ihres Gebieters trachte. Herr von Běschin wie alle Anderen befangen von dem Aberglauben seiner Zeit, übergab das Mädchen dem Pilsener Gerichte und erhob wider sie die Anklage auf Zauberei. Die Pilsener Richter leiteten den Proceß ein, ließen aber, was ihnen jedenfalls zur Ehre gereicht, nach erhobenem Thatbestande die Anklage auf Zauberei fallen und erkannten blos auf Verletzung der Unterthanenpflicht seitens des Mädchen gegen Herrn Běschin. Im Erkenntnisse wurde ausdrücklich hervorgehoben, daß der Kläger durch jenes abergläubische Mittel unmöglich einen Schaden an seiner Gesundheit oder an seinen Verstandeskräften erlitten hätte. Wegen jenes Vergehens solle jedoch die Inculpatin am Pranger mit Ruthenstreichen gestraft und aus dem Pilsener Kreise unter Todesstrafe verbannt werden.

Herr Běschin war aber mit diesem Urtheilsspruche nicht zufrieden und wollte um jeden Preis einen Hexenproceß haben. Er recurirte an das Appellationsgericht zu Prag und bat zugleich um Durchführung des peinlichen Verfahrens gegen die Angeklagte. Der junge Cavalier kannte also wohl das treffliche Mittel, welches die meisten Hexen geschaffen, nämlich die Tortur, die selbst der unschuldigsten Person das Schuldbekenntniß abzupressen wußte. Die Herren Appellationsrichter, als deren Präsident Herr Johann

von Lobkowic fungirte und unter welchen wir einen Dr. Gabriel Swěchin von Baumberg, einen der besten Juristen seiner Zeit, weiter die Herren Johann von Kolowrat, Johann Bezděžský von Bösigberg u. A. finden, huldigten bezüglich des Hexenwahnes ganz anderen Ansichten als die toleranten Pilsener Rathsherren. Bereits kurze Zeit nach Einbringung des Recurses, am 11. Jänner 1576, resolvirten sie dahin, Marianne solle der peinlichen Frage unterzogen und nach Maßgabe ihrer Bekenntnisse gestraft werden. Diese Entscheidung war für die Arme mit dem Scheiterhaufen gleichbedeutend. Obwohl über deren weitere Einvernahme in den gerichtlichen Protokollen nichts mehr vorkommt, kann man dennoch für sicher annehmen, daß sich Marianne auf der Folter als Hexe bekannte und in Folge dessen zum Tode verurtheilt wurde. Dem jungen Herrn Běschin und dem Appellationsgerichte wurde Genüge gethan und ersterer konnte sich an den Todesqualen seines Opfers mitten in der Feuersäule genugsam weiden.

Aber rechten wir nicht zu sehr mit dem jungen Cavalier, welcher den schmachtenden Blicken seiner schmucken Dienerin so wenig Aufmerksamkeit schenkte, daß er deren Besitzerin eher als Hexe als seine Maitresse gelten ließ; er huldigte ja nur dem allgemeinen Wahne seiner Zeit, der bei Hoch und Niedrig gleich festgewurzelt war. Jene Herren Appellationsräthe übertrafen ihn ja bei weitem in seiner Sucht nach Hexenprocessen und mußten daher eine ungleich größere Freude an den Komotauern als an den Pilsenern haben, denn in Komotau gab es zu jener Zeit Jahr für Jahr so viele Hexenverbrennungen, daß die Stadt von Hexen förmlich wimmeln mußte. Die dortigen Stadtbücher sind voll von diesbezüglichen Processen, von denen wir nur einige hervorheben wollen. Im Jahre 1579 wurde daselbst eine Hexe nach kurzem Processe verbrannt, eine andere, die Schaffnerin von Raschowitz, lebendig begraben; schwieriger gestaltete sich ein ähnlicher Fall im nächsten Jahre 1580. Die Komotauer Alaungruben begannen plötzlich eine geringere Ausbeute zu liefern und schnell war man mit der Erklärung dieser für den Stadtsäckel recht unangenehmen Erscheinung fertig: die Gruben waren verhext. Der Verdacht dieser Missethat fiel auf ein altes Mütterchen, das man alsbald auf die Folter warf, um von demselben das Mittel zur

Entzauberung der Gruben zu erfahren. Aber die Peiniger gingen leer aus, denn die Arme gab während des Folterns ihren Geist auf. Doch wurde ihr Leichnam auf dem Schinderkarren ausgeführt und bei dem Hochgerichte verbrannt. Gesprächiger war eine andere Hexe aus dem Weichbilde der Stadt, welche sich auf der Folter dazu bekannte, den Bürgern von Komotau an der Gesundheit viel geschadet, sowie häufige Gewitter verursacht zu haben, die in den Gemeindewäldern viele Baumstürze anrichteten; auch habe sie zahlreiche Besuche des Teufels empfangen, den Gehängten die Daumen abgeschnitten, Feuer angelegt, mit Hilfe von Kröten Zauberei getrieben, auf den Kreuzwegen Steine zu schlimmen Zwecken gesammelt u. dgl. Hätte man sie gefragt, ob sie bei dem Baue des Thurmes zu Babel theilgenommen, die Gefolterte hätte gewiß auch diese Frage bejaht. Da die Richter ihre Aussagen für „vollständig überzeugend" annahmen, erlitt sie selbstverständlich den Tod auf dem Scheiterhaufen.

Auch die Stadt Chrudim hat in ihren Annalen aus jener Zeit einen Monstre-Hexenproceß zu verzeichnen, welcher einen packenden Stoff zu einem der jetzt so modernen Sensationsromane liefern würde. Zu den angesehensten und reichsten Bürgern dieser Stadt gehörte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts Herr Mathias Mydlář, dessen Wohnhaus heute noch zu den sehenswerthesten historischen Gebäuden von Chrudim gehört. Seine älteste Tochter Dorothea war an den reichen Chrudimer Müllermeister Georg Wañura verheiratet, welcher aber bald das Zeitliche segnete und der jungen Witwe seine sämmtliche Habe hinterließ. Dorothea, von jeher leichten und flatterhaften Sinnes, fand sich bald in ihr Witwenthum, das ihr volle Freiheit für ihr Thun gewährte, und sah sich nach dem Ablegen des Witwenschleiers von zahlreichen Freiern, feurigen Jünglingen und gesetzteren Männern, die es nach dem Besitze der jungen und reichen Witwe gelüstete, umgeben. Aber Dorothea gefiel sich in ihrer Unabhängigkeit, ohne jedoch auf die Genüsse der Liebe zu verzichten. Plötzlich gewahrte sie, ihr Verhältniß zu einem von jenen Freiern habe Folgen gehabt, die mit jedem Tage sichtbarer wurden. Aus Furcht vor öffentlicher Schande und strenger Strafe, da gefallene Witwen zu jener Zeit sehr hart gestraft wurden, reichte sie schnell ihre

Hand dem ältlichen Müller Adam, welcher in seiner Gutmüthigkeit ihren Sohn Johann, den die Frau bald nach der Hochzeit gebar, für seinen eigenen anerkannte. Die junge Frau konnte jedoch an ihrem grämlichen und kränklichen Manne keinen Gefallen finden und suchte bald wieder ihre alten Verbindungen und Vergnügungen auf, wobei sie sich mit der Hoffnung tröstete, ihr alter Gemahl werde nicht lange leben und ihr durch seinen Tod die frühere Freiheit zurückgeben. Herr Adam fühlte aber keine Sehnsucht nach dem Grabe und als sich die Hoffnung seines Weibchens lange nicht erfüllen wollte, beschloß Frau Dorothea, in dieser Beziehung ein wenig nachzuhelfen. Zu diesem Zwecke setzte sie sich mit drei alten Weibern, von welchen es in Chrudim allgemein hieß, daß sie Zauberkünste zu üben und mit Hilfe des Teufels die Wünsche der Menschen zu erfüllen wissen, in geheime Verbindung, um ihren Mann auf die geeignetste Weise aus der Welt zu schaffen. Die drei Hexen gaben ihr verschiedene Mittel an, um dessen baldigen Tod herbeizuführen (unter Anderem z. B. ein Stück getrockneten Brodes in den Kopfpolster ihres Mannes zu legen, wodurch derselbe austrocknen und daher bald sterben werde u. dgl.); aber als alle diese Zaubermittel wirkungslos blieben, brachte Frau Dorothea mit Hilfe jener Weiber ihrem Manne Gift bei, in Folge dessen Herr Adam binnen wenigen Stunden das Zeitliche segnete. Das Verbrechen blieb nicht lange geheim und als das Gericht einschritt, kamen derart verdächtige Indicien zum Vorschein, daß sowohl gegen Frau Dorothea als gegen ihre drei Helfershelferinnen das Criminalverfahren eingeleitet wurde. Auf der Folter bekannten sich alle vier zu ihrem Verbrechen und der Chrudimer Stadtrath erkannte zu Recht, Frau Dorothea solle wegen Vergiftung ihres Mannes und wegen Zauberei den Tod durch Lebendigbegraben erleiden, jene drei Weiber, welche ihr mit ihren Teufelskünsten beistanden, hingegen auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden. Dieses Urtheil wurde vom Prager Appellationsgerichte seinem vollen Inhalte nach bestätigt und bald darauf, im Herbste 1587, vollstreckt. Das gesammte Vermögen der jungen Witwe wurde trotz der Einsprache ihres Vaters, welcher dasselbe dem jungen Sohne der Unglücklichen erhalten wollte, für den königlichen Fiscus confiscirt und selbst nach einem langwierigen Processe, dessen

Ende Herr Mathias Mydlář nicht mehr erlebte, der Familie nicht mehr zurückgegeben.

Neben alten Weibern wurden aber auch Männer, ja selbst unerwachsene Knaben der Hexerei beschuldigt und nach den Koldin'schen Stadtrechten mit dem Schwerte hiefür gestraft. So ergriff man 1593 zu Kuttenberg einen siebenzehnjährigen Jungen, aus Ledeč gebürtig, welcher bei einem Diebstahle ertappt wurde. Die Richter witterten aber noch andere, ungleich schwerere Verbrechen bei ihm, und richtig gestand der arme Teufel auf der Folter, er habe sich mit seinem Blute dem Schwarzen verschrieben, um bis in's sechszigste Lebensjahr gegen alle Gefahr gefeit zu sein; nach diesem Jahre solle er dessen Gewalt anheimfallen. Trotz dieses Pactes erreichte der Arme selbst sein siebzehntes Lebensjahr nicht, denn er wurde dieses Verbrechens wegen auf den Richtplatz geführt und daselbst enthauptet. „Und so wurde er vom Teufel angeführt", schließt der gleichzeitige Kuttenberger Chronist seinen Bericht.

Besser erging es in einem ähnlichen Falle einem anderen Beschuldigten. Im Jahre 1610 wurde an das Stadtgericht zu Kolin ein Jüngling eingeliefert, welchem von der Bevölkerung zur Last gelegt wurde, er habe sich dem Teufel verschrieben, um Zauberei treiben zu können. Die Koliner Richter waren jedoch verständiger als der abergläubige Troß der Beschuldiger und erkannten bald, daß es sich hier nur um eine unsinnige Verleumdung handle; sie entließen daher den verdächtigten Jüngling mit der einzigen Strafe, während der Predigt in der Kirche an den Stufen des Altares zu stehen.

Aehnlich vernünftig benahmen sich ein Jahr vorher (1609) die Richter der Stadt Kauřim, vor denen eine gewisse Anna Chaloupka aus Sazau der Hexerei beinzichtigt wurde. Die bezüglichen Acten im Archiv der genannten Stadt zeigen, wie selbst die läppischesten Aussagen hinreichten, eine Unschuldige in Haft und unter die Anklage der Hexerei zu bringen, worauf das Schicksal des armen Opfers nur von dem Maße der Glaubensstärke der Richter bezüglich der Hexen abhing. Jene Anna Chaloupka, eine Witwe, war Grundbesitzerin in Sazau und einer ihrer Enkel wollte die Tochter des Gemeinderichters von Wlkančic, Johann Nosek, heimführen. Das Mädchen gefiel jedoch der noch immer

das Regiment in der Wirthschaft führenden Großmutter nicht und die Letztere suchte die Verbindung der beiden jungen Leute zu vereiteln. Aus den Zeugenaussagen erhellt wohl, daß sie bei einer alten Tagwerkerin nach einem Mittel frug, durch welches die Liebe ihres Enkels zu jenem Mädchen in Haß verwandelt werden könnte, weiter, daß sie ihren Schwiegersohn beauftragte, einem Hunde das linke Ohr abzuschneiden, was sofort als ein weiteres Zaubermittel zu jenem Zwecke ausgelegt wurde. Aber es stellte sich heraus, daß jenes Ohrläppchen eigentlich zur Heilung der hinfallenden Krankheit dienen sollte, sowie auch die weiteren Zeugen-aussagen die Beschuldigung auf Hexerei widerlegten. Das Gericht erkannte auf Freisprechung der Angeklagten, die auch sogleich aus der Haft entlassen wurde und ihre Unschuld sich von dem Gerichte schriftlich bescheinigen ließ, da ihre Nachbarn sie wohl noch immer als Hexe betrachtet haben mochten.

Auch der Stadtrath von Solnic bewährte bereits früher dieselbe Einsicht, als er im Jahre 1581 über das Schicksal einer vermeintlichen Hexe entscheiden sollte. Am 25. Mai jenes Jahres trat der Vorsteher der Solnicer Fleischerzunft, Wenzel Wěch, vor den Stadtrath mit der Bitte, vom Pacht der Wiesen und Felder in der Nähe von Jestětic enthoben zu werden. Als Grund hiefür gab er an, die Schaffnerin im Jestěticer Schloß sei eine Zauberin, die mit Hilfe des Teufels in einem Umkreise von mehreren Stunden den Kühen die Milch stelle und Leute siech mache. Er selbst könne seit einiger Zeit von seinen Kühen nicht mehr die gewöhnliche Quantität Milch bekommen und sein Eheweib werde mit jedem Tage siecher. Der Bürgermeister und die Räthe entschieden über dieses Ansuchen dahin, daß sie über die Schaffnerin, als den Unter-than eines fremden Grundherrn, keine rechtliche Macht hätten, daß jedoch dieselbe, wenn sie bei der Ausübung ihrer Zauberei auf städtischen Gründen ertappt werden sollte, nach den Bestimmungen der Koldin'schen Stadtrechte gestraft werden solle. Meister Wěch merkte sich den Schlußsatz dieser Entscheidung recht wohl und be-schloß, denselben um jeden Preis zur Ausführung zu bringen. Am Montag nach dem Wenzelsfeste desselben Jahres entstand in der Stadt plötzlich ein furchtbares Lärmen und eine wild aufgeregte Menschenmenge wälzte sich dem Stadtplatze zu, wobei aus hundert

Kehlen geschrieen wurde: „Wir haben endlich des Teufels Geschwisterkind, welches unsere Milchtöpfe leerte und unsere Kinder mit Fraisen peinigte! Verbrennet sie, verbrennet sie!“

Die Richter waren gerade in einer Sitzung beisammen und Meister Wěch führte ein Weib in den besten Jahren und reinlich angezogen vor dieselben. Es war die Schaffnerin von Jeſtětic, welche der Fleischer, seiner Aussage nach, auf städtischem Grund und Boden erwischt habe, als sie eben den Altweibersommerfäden nacheilte und dabei unverständliche Worte murmelte und andere Teufelskünste trieb. Die Schaffnerin sagte aber aus, sie sei ruhig ihres Weges nach Lukawic gegangen, als sie plötzlich von mehreren Männern überfallen und mit Gewalt in die Stadt geschleppt wurde; sie sei jedoch keine Zauberin, sondern eine rechtgläubige Christin und empfange wie jeder Solnicer Bürger das heilige Abendmahl in beiderlei Gestalten. Aber Wěch führte als Zeugen einen gewissen Andreas vor, welcher vor Zeiten in Jeſtětic gedient hatte und Stein und Bein schwor, die Schaffnerin sei wirklich eine Hexe. „Denn als ich,“ sagte er, „noch im Schlosse bedienstet war, sah ich daselbst einen schwarzen Kater, der nicht viel kleiner war denn ein einjähriges Kalb. Derselbe erschien zweimal wöchentlich in der Gesindestube und stets mußte für ihn etwas vom Essen zurückgelegt werden. Als es einmal Mehlklößchen zum Nachtmahl gab, wurden drei Stück für denselben aufbewahrt; weil aber die Magd eins von denselben nahm, rumorte dafür der Kater die ganze Nacht hindurch und, auf dem Gesimse auf und ablaufend, wiederholte er bei sich: „Ein Mehlklößchen, zwei Mehlklößchen, das dritte hat die Magd gefressen!“ Und aus Rache fuhr er der Magd in jener Nacht so wild in's Haar, daß sie es nach langer Mühe nicht in Ordnung zu bringen vermochte.“ Weiter sagte der liebe Andreas aus, wie er die Schaffnerin in der Walpurgisnacht zum Schornstein auf einem Rechen hinausfliegen gesehen habe, wie sie ein andermal im Stalle ihre Schürze melkte und die schönste Milch von dem Zipfel derselben geflossen sei und wie sie endlich verschiedene Tränklein zu brauen wisse, um damit die Leute siech zu machen, auf Kinder Fraisen zu schicken und Kühen die Milch einzustellen. Dies Alles nehme er auf seine Seele und wolle darauf sterben. — Die Schaffnerin erklärte seine Aus-

sagen als lügenhaft und bloßer Rachgier entsprungen, da Andreas einmal in Jestětic bei einem Diebstahle von ihr betreten und daraufhin aus dem Dienste entlassen worden sei. Auch Meister Wěch habe nur aus Rache diese falsche Beschuldigung ersonnen. Als jedoch der Fleischer bei seiner Aussage verblieb und die Hexe auf die Folter gelegt wissen wollte, wobei ihn der Pöbel vor der Thüre mit dem Geschrei: „Verbrennt sie! Auf den Scheiterhaufen mit ihr!" unterstützte, erklärte der Bürgermeister, die Angelegenheit müsse gründlich untersucht werden, da sich das Gericht keiner Uebereilung schuldig machen dürfe. Die Folge dieser Untersuchung war, daß die Schaffnerin für unschuldig erklärt und auf Geheiß der besonnenen Richter von vier Musketieren und einem Rathsherrn nach Jestětic begleitet wurde, um daselbst dem Grundherrn ohne Unfall und Schaden übergeben zu werden.

Weniger rücksichtsvoll ging in einem ähnlichen Falle Herr Heinrich Plánský von Seeberg, Besitzer des Schlosses und der Herrschaft Welhartic im prachiner Kreise, vor. Wie das Memorabilienbuch der Welharticer Pfarre (die Jahre von 1587—1699 umfassend) zum Jahre 1588 erzählt, begab sich der damalige Pfarrer Adalbert Prokopides am 13. December jenes Jahres auf's Schloß und ersuchte den Herrn von Seeberg, eine alte Zauberhexe, die „der Satanas selber aus irgend einem Winkel Deutschlands hergeführt habe", aus der Gegend wegzujagen, da die abergläubischen Leute haufenweise zu ihr, um Geheimmittel zu erlangen, laufen und viele Weibsbilder ihre Schülerinnen werden wollen. Herr von Seeberg willfahrte ohne Zögern dem Ansuchen des Pfarrers, welcher wohl vernünftiger gehandelt hätte, seine Schäflein über ihren Aberglauben aufzuklären, und entsendete sogleich seinen Beamten Karl in die Wohnung des alten Weibes, um dem Zauberspuck für immer ein Ende zu machen. Der Beamte belegte in dem Häuschen am äußersten Ende des Städtchens Welhartic, welches die „deutsche Hexe" bewohnte, eine „Unzahl von Zaubermitteln und Hexereien" mit Beschlag und ließ das Weib durch den Büttel fortjagen und bis über die Landesgrenze bringen.

Schlimmer erging es jener Landsmännin der eben erwähnten Hexe, welche im Jahre 1617 in der Stadt Rakonitz gleichfalls als Hexe in Haft genommen und auf die Folter gelegt wurde.

Dieselbe war von Zittau nach Rakonitz gekommen und man beschuldigte sie, daß sie durch ihre Zaubermittel Regen herbeiführe und Leute, die ihr nicht zu Gesichte stünden, an Händen und Füßen lähme. Da die Folter dem armen Weibe das Geständniß über die Verübung dieser „Unthaten“ abpreßte, wurde dasselbe zum Tode durch das Feuer verurtheilt und am 7. August des genannten Jahres auf den vor der Stadt aufgerichteten Scheiterhaufen geschleppt, wo die „Hexe“ in den Flammen ihr Leben aushauchte. Im Städtchen Seč bei Chrudim kam im Jahre 1608 eine gewisse Anna Neckář aus gleicher Ursache auf die Folter, doch als sie auf derselben beim zweiten Gange ihren Tod fand, schleppte man ihren Leichnam auf die Richtstätte, wo ihm der Scharfrichter den Kopf abschlug und den Rumpf den Flammen übergab.

Einen wahren Monstre-Hexenproceß weist die Geschichte der Stadt Nimburg auf, obwohl derselbe in seinen Motiven weniger dem Hexenwahne als gemeiner Rachsucht entsprang, was gewiß auch bei so vielen anderen derartigen gerichtlichen Proceduren der Fall gewesen sein mag. Im Jahre 1606 wurde der böhmische Magnat Herr Heinrich von Waldstein von Rudolf II. zum Hauptmann des Jungbunzlauer Kreises ernannt, daher auch die Stadt Nimburg zum Wirkungskreise seines Amtes gehörte. Herr Waldstein war ein geborner Intriguant und zeitgenössische Chronisten schildern ihn als einen vollendeten Egoisten, der bei Verfolgung seiner Pläne vor keinem Mittel, und wäre dasselbe auch das gehässigste, zurückschrecke. Daß er unter solchen Verhältnissen zahlreiche Feinde zählen mußte, erhellt aus seinen immerwährenden Processen, die seinen Namen bald in ganz Böhmen zu einem berüchtigten machten. Zu diesen Feinden gehörte auch ein gewisser Johann Mandelik, vulgo Nežerka, Insasse der Gemeinde Budiměřic, welche zu der königl. Herrschaft Poděbrad gehörte. Der Grund dieser Feindschaft zwischen dem mächtigen und reichen Magnaten und dem simplen Bauer ist nicht näher bekannt, man wird jedoch kaum fehlgehen, wenn man Mandelik als einstigen Helfershelfer des Herrn Waldstein betrachtet, welcher späterhin unbequem und durch die Mitwissenschaft so manchen Geheimnisses, mit welchen die Ränke des intriguanten Barons umwoben waren,

sogar gefährlich wurde. Dieses Mannes wollte sich nun Herr Waldstein um jeden Preis entledigen und ihn für alle Zukunft unschädlich machen. Aber Mandelik scheint an Geriebenheit seinem ehemaligen Gönner nicht nachgestanden zu haben und da er zugleich königlicher Unterthan war, so konnte man ihm auf gewöhnlichem Wege nicht leicht beikommen. Herr Waldstein nahm nun seine Zuflucht zu jenem bewährten Mittel, welches bereits so viele lästige und unbequeme Personen auf schnellste Art und Weise zu beseitigen wußte: ein Hexenproceß sollte Mandelik den Hals brechen.

Der Kreishauptmann richtete an den Stadtrath von Nimburg eine kategorische Zuschrift des Inhalts, daß in der Stadt selbst und in den benachbarten Dörfern eine ganze Bande von Zauberern und Hexen ihr Unwesen treibe und der Bevölkerung großen Schaden zufüge. Ein Unterthan des Herrn Rabenhaupt v. Suchá in Kopidlno, Namens Wenzel Hemelka, welcher im Jahre 1604 wegen Zauberkünsten in Kopidlno hingerichtet worden, habe auf der Folter eine große Anzahl von Personen in der Stadt Nimburg und deren Umgebung bezeichnet, welche neben anderen Verbrechen auch Zauberei getrieben, zu welchem Zwecke dieselben die Leichen todtgeborner ungetaufter Kinder aus den Gräbern gestohlen, dann geviertheilt und mit den Stücken derselben die Rampen in den Pferdeställen bestrichen, weiter aus fremden Brunnen Wasser heimlich geschöpft und dieses auf Kreuzwegen oder vor den Thüren Jener, welche geschädigt werden sollten, verschüttet, dann aus der Todtenkammer gestohlene Gebeine zu Pulver verbrannt hätten, um sowohl Menschen als Vieh schaden zu können, so daß durch alle diese Zauberkünste bereits viele Menschen ihren Tod gefunden. Der Stadtrath von Nimburg willfahrte dem Ansuchen des Kreishauptmannes und bald saß eine ziemliche Anzahl von Verdächtigen hinter Schloß und Riegel und die Folter brachte leicht die Bestätigung dessen heraus, was Herr Waldstein eigentlich mit diesem Processe bezweckte: sämmtliche Angeklagte beschuldigten nämlich Johann Mandelik als ihren Herrn und Meister in der Zauberkunst. In den ersten Tagen des Monates Juni 1606 kam der erste Angeklagte, ein gewisser Johann Spička und Unterthan des Herrn von Waldstein (welch' letzterer den Stadtrath von Nimburg ermächtigte, den

Proceß gegen diesen seinen Unterthan durchzuführen), auf die Folter und bezeichnete Johann Mandelik aus Budiměřic als seinen Lehrer in der Zauberei; bereits in seinen Knabenjahren habe er für Mandelik Hostien stehlen müssen, später sei er auch zu anderen Missethaten gebraucht worden, was er in's Detail auch bei der zweiten und dritten Frage, wobei er mit Mandelik confrontirt wurde, wiederholte. Das Gericht verurtheilte Spička zum Tode, welchen derselbe auf folgende barbarische Weise erleiden mußte. Zuerst schnitt ihm der Scharfrichter vom Rücken mehrere Riemen herab, dann wurden ihm die Zehen am rechten Fuße und die rechte Hand abgehauen; weiter wurden dem zwischen vier Pfählen ausgestreckten Delinquenten die Schamtheile abgeschnitten, der Bauch aufgeschlitzt und die Eingeweide herausgerissen, worauf ein Henkersknecht ihm mit dem zuckenden Herzen dreimal in's Gesicht schlug; schließlich wurde der Körper geviertheilt und mit den in das Hemd des Hingerichteten eingewickelten Eingeweiden an den Galgen genagelt.

Diese Schauerscene sollte jedoch nur den Anfang des gräulichen Processes bilden. Noch schmachteten andere Angeklagte, welche des Bündnisses mit Mandelik verdächtig waren, in den Kerkern sowohl in Nimburg als auch in Dobrawic, welche Herrschaft dem Herrn von Waldstein gehörte. In letzterem Orte kam zunächst Johann Čulik an die Reihe und als auch er durch seine auf der Folter erpreßten Aussagen der Zauberei überwiesen wurde, theilte er das Schicksal des Spička, nur daß er nicht geviertheilt, sondern zugleich mit zwei Schindmähren und einer Kuh auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde.

Aber trotz der übereinstimmenden Aussagen der Gefolterten konnte Herr Waldstein dem gehaßten Mandelik nicht beikommen. Der Schloßhauptmann von Poděbrad, Herr Veit v. Dirné, ließ wohl den Verdächtigten in Haft nehmen und durch seinen Amtsschreiber Andreas Chebdčowský nach Nimburg zur Confrontirung mit den dortigen Angeklagten geleiten, aber als denselben der Stadtrath daselbst in eigene Verwahrung und Bestrafung nehmen wollte, reclamirte er ihn so energisch, daß die Nimburger Mandelik wieder freiließen. Ja, der Schloßhauptmann vertrat seinen Untergebenen bei der königl. Kammer in Prag so nachdrücklich, daß

Mandelik für unschuldig erklärt wurde und jeder Verantwortung in diesem Processe enthoben werden solle, wenn im Verlaufe von zwei Jahren keine neuen Beweismittel gegen ihn vorgebracht werden sollten.

Waldstein's Plan, Mandelik unschädlich zu machen, mißlang daher, aber der Magnat ließ sich dadurch in seiner Verfolgungswuth nicht abschrecken und die zweijährige Rechtsfrist gab ihm hinlänglichen Spielraum, um Beweismittel für einen neuen Proceß zu sammeln und Mandelik endlich doch der Macht des Scharfrichters verfallen zu lassen. Schon im nächsten Jahre gelang es Waldstein, von Rudolf II. ein Mandat zu erwirken, durch welches jene Entscheidung des Kammergerichtes aufgehoben und ein neuer Proceß gegen Mandelik und seine Genossen angeordnet wurde. Zuerst wurde eine gewisse Anna Brokajský aus Dobrawic, welche des Ehebruchs und der Hexerei angeklagt war, verhört und nachdem auch sie alle Schuld dem Johann Mandelik zur Last gelegt hatte, zum Tode durch Lebendigbegraben verurtheilt. Auf dem Wege zur Richtstätte wurde die Verurtheilte vor jenem Hause, wo sie das Verbrechen des Ehebruches begangen, mit Ruthen gepeitscht und ihr das Schandmal auf der Wange ausgebrannt, worauf sie sammt den Ruthen auf dem Rabensteine lebendig begraben wurde. Weiter folgte Mandelik's Bruder Mathias, welchen dasselbe Gericht auf's Rad flechten ließ, dann Johann Koči, Unterthan des Herrn Křinecký von Ronow und Martin Janouschek aus Kopidlno, welche beide enthauptet wurden. Aber auch jetzt ging Johann Mandelik, welcher sich einflußreicher Protection sowohl in Poděbrad als auch in Nimburg erfreute, mit heiler Haut aus dem Processe hervor und Herr Waldstein mußte seine Rachegelüste, denen bereits so viele Menschenleben geopfert worden waren, auf gelegenere Zeit verschieben.

Volle acht Jahre lang hatte nun Mandelik Ruhe von seinem hochgeborenen Verfolger, als er aber im Jahre 1616 in einem für Herrn Waldstein recht gefährlichen Processe eine ungünstige Zeugenaussage deponirte, erwachte wieder aller Grimm des Magnaten wider ihn und Waldstein wendete sich neuerdings an Kaiser Mathias und das Kammergericht mit dem Ansuchen, gegen Johann Mandelik, dessen schwere Verbrechen durch so viele Personen,

die ihre Aussagen wider denselben mit ihrem Tode erhärtet hätten, erwiesen seien, mit der peinlichen Frage einzuschreiten. Das Gericht leistete diesem Ansuchen insofern Folge, daß der neue Schloßhauptmann von Poděbrad, Herr Obytecký von Obytec, Mandelik in Haft nehmen mußte, ohne jedoch bei demselben die Tortur in Anwendung zu bringen. Mißmuthig durch diese Entscheidung, die seinem heißesten Wunsche nur theilweise entsprach, eilte Herr Waldstein nach Prag und ließ seinem Zorne vor den Landesrichtern derart freien Lauf, daß er die beiden damaligen Machthaber im Lande, Slawata und Martinic, zu seinen Feinden machte und Gefahr lief, selbst in Haft genommen zu werden. Herr Waldstein hatte nämlich in seiner Buchdruckerei zu Dobrawic zwei Pamphlete drucken lassen, deren gegen Rudolf II. und Mathias gerichteter Inhalt das Verbrechen des Hochverraths involvirte und als in Folge dessen ein Proceß gegen ihn eingeleitet wurde, ließ er den Buchdrucker Andreas Mizera, dessen Aussage er vor Allem fürchten mußte, im Geheimen enthaupten, während das Gerücht ausgestreut wurde, Mizera sei entflohen. Dieser Gewaltact, wahrlich nicht der einzige, dessen sich der übermüthige und allem Rechte Hohn sprechende Magnat schuldig gemacht, hätte Herrn Waldstein jedenfalls dem Schwerte des Scharfrichters überliefert, wenn der schlaue Mann, der bisher in den ersten Reihen der ständischen Opposition gestanden, nicht um den Preis seines Uebertrittes zu der Regierungspartei die Niederschlagung des gegen ihn angestrengten Processes erwirkt hätte. Die damaligen politischen und religiösen Wirren in Böhmen begünstigten den Intriguanten und dies um so mehr, als Waldstein sich seine Amnestie die Summe von 50.000 fl. rheinisch kosten ließ. Seinen Hauptzweck, Mandelik dem Henker zu überliefern, hatte jedoch Waldstein trotzdem nicht erreicht, denn dessen Proceß wurde als verjährt erklärt und der Vielverfolgte in Freiheit gesetzt, womit der langjährige gräuliche Hexenproceß von Nimburg ein Ende nahm.

Daß in jener wildbewegten Zeit selbst die Todten in ihren Gräbern vor dem Wüthen der Hexenrichter nicht sicher waren, davon finden wir einen Beweis in Kriesche's Gedenkbuch der Stadt Böhmisch-Leipa von 1570—1621 (welches sich nunmehr in der Handschriftensammlung des Museums in Prag be-

findet). In demselben lesen wir nachfolgende Notiz des gleichzeitigen fleißigen Chronisten: „1617 den 1. April ist allhier auf dem Petri-Kirchhof eine Weibsperson ausgegraben worden, welche drei Viertel Jahr in der Erde gelegen, mit Namen die Beck-Grietsche, welche geziehen worden, daß sie eine Zauberin gewesen wäre und ihr hinterbleibendes Geschlecht ganz und gar hernach fresse. Als aber ein ehrbarer Rath das Grab geöffnet, ist der Körper im Sack ganz und gar verweset gefunden worden, das Fleisch von den Beinen, der Kittel und das Grabgeschirr hinweggewesen." Was mit dem Leichname der „Zauberin" ferner geschehen, erzählt uns Kriesche nicht weiter, doch läßt sich nach anderen ähnlichen Fällen mit Sicherheit annehmen, daß derselbe auf den Scheiterhaufen wandern mußte, um die Nachkommen vor der „Gefräßigkeit der Hexe" zu schützen.

Ueberhaupt hatten zu jener Zeit der allgemeinen Hexenriecherei namentlich die Todtengräber einen harten Stand, denn durch ihre tägliche Berührung mit den Todten waren sie zumeist dem Verruf wegen Besitz von Zaubermitteln ausgesetzt und regelmäßig wurde jede Epidemie, jede Pest den Todtengräbern als „Pestmachern und Leichensäern" zur Last gelegt. Auch in Böhmen fehlt es nicht an Beispielen von Verfolgungswuth gegen Todtengräber und deren Angehörige. Als im Jahre 1623 der Ort Gottesgab im Erzgebirge in Folge der Pest halb ausstarb, kam der Todtengräber in Verdacht, er habe die Seuche verursacht, und als man gar in seiner Wohnung einen Todtenkopf fand, der über dem Ofen hing, wurde der arme Teufel sofort gelyncht, indem man ihn sammt seiner Frau halb todtschlug und hierauf das Todtengräberhäuschen in Brand steckte. Noch schlimmer erging es im Pestjahre 1633 zu Abertham, gleichfalls im Erzgebirge, der Todtengräbersfrau Pittel, welche beschuldigt wurde, die Pest durch Zaubermittel vermehren zu helfen. In der Marter bekannte dieselbe (natürlich die bezügliche Frage vor Schmerz bejahend), einer Leiche eine Bürste mit in's Grab gegeben zu haben; dieser Zauber verursache die Pest und ganz Abertham werde aussterben, wenn man die Bürste nicht aus dem Grabe nehme. In Folge dieses Geständnisses wurde die „Pestzauberin" am 18. November desselben Jahres an einem Pfahle mit dem Strange erwürgt,

ihre dreizehnjährige Tochter enthauptet und ihr Sohn des Landes verwiesen.

Aehnliche Gewaltacte und fortgesetzte Hexenverfolgungen mag es in den Stürmen des dreißigjährigen Krieges, welcher alle Verhältnisse in Böhmen aus Rand und Band brachte, auch anderwärts gegeben haben und es ist nicht zu zweifeln, daß der Hexenwahn im 17. Jahrhunderte durchaus nicht jenem des 16. Jahrhunderts nachstand. Erschien ja im Jahre 1641 ein Statthaltereidecret, laut welchem „in den Städten Prag's, vornehmlich aber in der Altstadt, nicht wenige Zauberinnen, Wahrsagerinnen und Hexen und diesen Aehnliche seit unvordenklichen Zeiten sich aufhielten, daher dieselben durch den Stadtrath fleißig inquiriret werden sollten und sobald bei irgend Jemand derartiges wahrgenommen worden, solle derselbe unverzüglich in Haft genommen und per strictam inquisitionem untersucht werden". Diese Verordnung wurde noch öfter, ja selbst im 18. Jahrhunderte republicirt, hatte jedoch Geltung zumeist nur für die wilde Periode des dreißigjährigen Krieges, dieses mit stets gleichem Grimme geführten Kampfes Aller gegen Alle, aus welchem speciell Böhmen nicht nur als eine halbe Wüste, sondern auch mit einer in ihrer Bildung um Jahrhunderte zurückgeschrittenen Bevölkerung hervorging. Aberglaube und Hexenwahn mußten unter solchen Umständen um so mehr floriren, als einestheils die Gegenreformation auf Unterdrückung jeder freieren Geistesregung ausging, anderentheils die Ausübung der Gerechtigkeit während der Kriegsperiode noch weniger an geregelte Formen gebunden war, als in ruhigen Zeitläuften. Daher hatten die Henker allerwärts volle Hände zu schaffen und die Ortschroniken aus dieser Zeit sind neben den Schilderungen über die Gräuel der schwedischen Einfälle nur noch mit Berichten über stetig wiederkehrende Justificirungen von Dieben, Mördern, Hexen und Zauberern angefüllt, so daß die Geschichte der Hexenprocesse in den Archiven dieser Periode reiche Ausbeute erhoffen kann. Wir wollen uns nur mit einigen Beispielen begnügen.

Im Jahre 1657 wurde eine Bäuerin aus Bruck bei Plan wegen Zauberei und Hexerei aus dem gräflich Schlick'schen Territorium verwiesen und mußte Haus und Hof verlassen. In ihrer Bittschrift, die sie aus diesem Grunde an den Grafen richtete, hob

sie hervor, wie übel sie verleumdet worden sei, da sie sich doch mit ihrem verstorbenen Manne treu und redlich ernährt, auch Steuern, Zins und Roboten sammt anderen Botmäßigkeiten einer gnädigen Obrigkeit fleißig abgestattet habe, nun sich aber als altes, armes Weib auf anderen Herrschaften in Noth und Elend herumtreiben solle, während ihre jüngste Tochter daheim haushalten müsse. Um Gottes Barmherzigkeit willen möge sich der Graf ihrer und der armen Waisen erbarmen und sie rückkehren lassen. Auf dieses Gesuch langte vom Grafen der Bescheid herab, das Amt solle die Supplicantin berufen, ihr vorerst einen scharfen Verweis geben und vorhalten, daß sie zwar Gnade erlangt habe, vor Allem aber in öffentlicher Kirche beichten und communiciren, hernach im Amt durch Handstreich gelyben müsse: „hinfüro nie mehr mit Zauber und Hexerei umbzugehen, bei Strafe ewiger Gefengknus“.

Die schon erwähnten Pilsener Stadtbücher enthalten zum Jahre 1660 die Notiz, der Stadtrath habe einen übel berüchtigten Zauberer (sein Name wird nicht angeführt) aus Pilsen verbannt, da sich derselbe viele gräuliche Thaten habe zu Schulden kommen lassen. Der Zauberer begab sich nach Rokycan, wo er gleichfalls seine Zauberkünste zu verwerthen suchte und unter Anderem mit Hilfe seines Zauberbuchs den Geistlichen Tobias Campanus und später einen Bürger des Diebstahles beinzichtigte. Als er einmal nach Pilsen sich wagte, wurde er sogleich in Haft genommen und der Stadtrichter warf mit eigener Hand sein Zauberbuch in's Feuer, in welchem dasselbe jedoch, laut Versicherung des Stadtbuches, lange nicht verbrennen konnte. Auch der Büttel, welcher den Zauberer unter Schloß und Riegel hielt, habe von dem Unholde viel zu leiden gehabt, da derselbe dessen Sinne so sehr verwirrte, daß man dem Armen durch einen tüchtigen Aderlaß habe beispringen müssen. Alle diese Missethaten veranlaßten den Pilsener Stadtrath, über den Zauberer zu Gerichte zu sitzen, worauf am 17. September 1660 nach reifer Erwägung aller Umstände die Sentenz gefällt wurde: der Zauberer habe wohl den Tod auf dem Scheiterhaufen verdient, doch mit Rücksicht auf das eben stattfindende Jubeljahr solle derselbe nur mit Ruthen aus der Stadt gepeitscht werden. Der Büttel vollzog gewissenhaft diesen

Auftrag und geleitete den Delinquenten mit tüchtigen Ruthenhieben zum Pilsener Neuthore hinaus.

Daß übrigens zu jener Zeit bei jedem gewöhnlichen Dieb Anwendung von Zauberei und Hexerei vermuthet wurde, erhellt aus dem im Jahre 1668 angelegten Stadtbuche in Heřmanměstec, das von mehreren ähnlichen Fällen erzählt. Ein gewisser Georg Šrámek wurde während des Jahrmarktes in genannter Stadt beim Diebstahle ertappt und gestand derselbe auch seine zahlreichen Attentate gegen die Taschen seiner Mitbürger. Aber den Herren Richtern handelte es sich um etwas Anderes, denn auch Heřmanměstec mußte seinen Hexenproceß haben. Šrámek wurde auf die Folter geworfen und von den Richtern befragt, ob er je die heilige Hostie nach der Communion im Munde behalten, um mit derselben Zauberkünste zu üben, ob er mit seinen Genossen je eine schwangere Frau erschlagen und deren Leibesfrucht genossen und ähnlichen blühenden Unsinn mehr. Trotz seines Läugnens wurde der simple Taschendieb auf Geheiß des Grafen Johann Spork, des damaligen Besitzers von Heřmanměstec, als Zauberer auf dem Galgen mit einer eisernen Kette erdrosselt. Einen ähnlichen Tod erlitt ein Linhart Rymeš aus Sukdol, welcher bei einem Wirthshausstreite seinen Gegner erschlagen hatte, aber von den Richtern mehr nach Zauberkünsten als nach seinem eigentlichen Verbrechen inquirirt worden war. Und als ihm der Ausspruch nachgewiesen worden, daß „ihm künftighin Niemand mehr seine Krautköpfe stehlen werde", wurde dies flugs als Hexerei qualificirt und Rymeš büßte dies Verbrechen am 18. Jänner 1676 am Galgen. Einige Jahre vorher (1668) wurde in Heřmanměstec eine gewisse Salomena Moráwek am Pranger dreimal mit Ruthen gepeitscht und außerdem vom Scharfrichter an der Stirn mit dem Schandmale dreimal bezeichnet, weil sie angeklagt war, ihren Buhlen August Wesely̆ mit einem Kerzenblumenaufsud den Kopf gewaschen zu haben, um denselben für andere Leute unsichtbar zu machen, wenn er in ihr Kämmerlein schlich.

Eigentlich konnte zu jener Zeit Jeder, der anderweitiger Verbrechen wegen mit dem Gerichte in Collision kam, der Zauberei beinzichtigt werden, denn die Tortur preßte Jedem das hierauf bezügliche Geständniß ab. So bekannte ein Schafhüter

aus Přeboz, welcher des Diebstahls angeklagt war, auf der Folter zu Kauřim, daß er „nach seinem Belieben Teufel herbeirufen könne, welche dann in Wolfsgestalt den Leuten ihr Vieh würgten und sonstigen Schaden anrichteten". Natürlich nahm die gerichtliche Procedur in Folge dessen sogleich eine andere Richtung und der Schäfer wurde nicht mehr des Diebstahls, sondern der Hexerei wegen bei lebendigem Leibe mit Zangen gekneipt und auf's Rad geflochten.

Ein anschauliches Bild sowohl der Procedur in einem Hexenprocesse als auch der Ansichten der officiellen und selbst gelehrten Kreise über das Hexenwesen um die Mitte des 17. Jahrhunderts, gibt nachstehende Schilderung eines Processes, mit welchem wir zugleich die Reihe unserer Aufzeichnungen schließen wollen.

In einer Gemeinde des südlichen Böhmens lebte um jene Zeit ein Bauer, Namens Veit, welcher durch seine guten Einfälle und seinen unverwüstlichen Humor in der ganzen Umgegend bekannt war. Zugleich that sich derselbe durch große körperliche Kraft hervor, denn bei allen Kirchweihfesten, die bekanntlich im Wirthshause stets mit einer Schlägerei enden, blieb Veit immer als Sieger am Platze. Bald hielt man ihn für unverletzbar, so wie man manche Schützen und Jäger für kugelfest ansah, und Veit that Nichts, um dieser Meinung, die ihn in den Augen so Vieler höher stellte, zu widersprechen. Nach und nach schrieb man ihm verschiedene Zauberkräfte zu und da sein Viehstand vortrefflich gedieh und seine Felder jederzeit die bestbestellten waren, so war es sicher, daß er mit dem Schwarzen in geheimer Verbindung stehe. Einstmals wurde die Gemeinde von einer Unzahl von Mäusen geplagt, die sich mit jedem Tage vermehrten. Wer anders war der Urheber dieser Landplage, als der Bauer Veit? Und als man denselben hierüber zur Rede stellte, bejahte er in der That, er habe die Mäuse den Nachbarn auf den Hals geschickt, werde dieselben jedoch bald wieder verjagen. Um zu zeigen, daß er wirklich Mäuse zu machen verstehe, versprach er, beim nächsten Kirchweihfeste seine Kunst öffentlich im Wirthshause zu zeigen.

Als jener Tag kam, war die Gemeindeschänke überfüllt; Bauer Veit erschien in der Versammlung mit einem großen Sacke unter dem Arm, in welchen er einem der Anwesenden zwanzig

Steinchen zu werfen befahl. Dies geschah, ohne daß der Betreffende bemerkte, daß der Sack in der Mitte vernäht, daher mit zwei Oeffnungen versehen sei. In dem unteren Theile des Sackes hatte nun unser Dorfzauberer zwanzig Mäuse verborgen. Als die Steinchen im Sacke waren, murmelte Veit Etwas, was als eine Zauberformel gelten sollte, und während er dabei den Sack unbemerkt umdrehte, ließ er die Mäuse unter die erschreckten Zuschauer los. Aber diese Scene hatte für Veit unerwartete Folgen. Das Volk sah in seinem Kunststück ein höllisches Werk und Veit mußte froh sein, mit heiler Haut aus der Schänke zu kommen. Alle Elementarunfälle, welche je die Gemeinde betroffen hatten, wurden ihm nun sammt und sonders zur Last gelegt und der Gemeinderichter denuncirte Veit als wahrhaften Verbündeten des Satanas. Noch in derselben Nacht erschien im Dorfe ein Beamter mit hinlänglicher Assistenz und der arme Veit wurde in Haft genommen und auf einen Leiterwagen derart gebunden, daß er die Erde nicht berühren konnte, da, wie der betreffende amtliche Bericht über diese Verhaftung sich äußert, „jedweder Zauberer alsogleich verschwand und all' seine Macht wieder gewann, sobald er nur ein ganz wenig die Erde berührte".

Ueber die Verhaftung selbst lautet der Bericht des Beamten folgendermaßen: „Auf gnädigen Befehl zur Haftnahme des Schwarzkünstlers beeilte ich mich, mit meinen Leuten noch vor Mitternacht bei demselben einzutreffen. Der Schwarzkünstler lag gerade auf dem Herde und als ich ihm vermeldete, er sei arretirt, begann er gräulich zu weinen und zu wehklagen. Jesus Maria, rief er, Ihr werdet doch nicht wirklich glauben, ich armer Mensch sei ein Zauberer? — Ich achtete jedoch nicht auf diese Worte des Schwarzkünstlers und nahm ihn in Haft und halte ihn nun in Verwahrung im Arreste, welcher für ähnliche Verbrecher eigens hergerichtet ist, wo derselbe unter der Erde kreuzweis gefesselt hängt, so daß seine Füße den Fußboden nicht erreichen können. Unterthänigst wird nun das löbliche Criminalgericht ersucht, mir die nöthige Anleitung zu geben, wie mit dem Maleficanten weiter zu verfahren sei."

Das Criminalgericht ließ vor Allem Veit von den Aerzten untersuchen, „ob derselbe das Stigma an seinem Körper trage,

woran zu jeder Zeit ein Zauberer, mag er wer immer sein, zu erkennen sei". Die Aerzte gaben hierauf nachfolgenden Befund ab: „Mittwoch in der Frühe begaben wir uns mit den benannten Feldscherern und einem Magister in den Arrest des Bauern Veit, welcher der schwarzen Kunst beschuldigt wird, da derselbe lebende Mäuse zum Schaden seiner Nachbarn hervorbrachte. Wir fanden ihn an Händen und Füßen an die Decke gekettet, wie dies für ähnliche Arrestanten vorgeschrieben ist. Auf Grund unserer ämtlichen Gewalt ließen wir ihn vorsichtig herabnehmen, damit er uns durch seine Zauberkünste nicht verschwinde und ließen ihn in den Examinirsaal bringen. Hier wurde er auf einen schwarzbehangenen Tisch, auf welchem vier geweihte Wachskerzen brannten, gelegt und untersucht. Die beeideten Feldscherer und der Magister erkannten nach gründlicher Erwägung auf der rechten Brustseite des Inquisiten, nahe am Arme, ein wahrhaftes Stigma, das heißt ein schwärzliches Mal, etwa wie ein Heller groß. Zwei Feldscherer als auch der Magister waren darüber einig, daß dies ein wahres Teufelszeichen sei, während der dritte Feldscherer diesen Flecken für ein gewöhnliches Muttermal ausgab, das viele Menschen zu tragen pflegen. Da sich die Feldscherer hierüber nicht einigen konnten, wurde der Scharfrichter herbeigerufen, um das examen stigmae an dem Inquisiten vorzunehmen. Derselbe stach mit einer geweihten Nadel dreimal in das schwarze Zeichen, wobei sich während der ersten zwei Stiche kein Blut zeigte. Beim dritten Stiche rief der Inquisit: Jesus Maria! und es tropf Blut hervor. Der Schwarzkünstler wurde hierauf weggetragen, die Feldscherer in Eid genommen und vorliegendes Protokoll über deren Befund verfaßt."

Nun folgen die Aussagen der Feldscherer, von denen der erste, Johann Kohlmuth, 62 Jahre alt und durch 40 Jahre als Wundarzt thätig, Nachfolgendes aussagte: „Auf mein gutes Gewissen fand ich beim Inquisit einen schwarzen Flecken, welcher keinem Muttermale ähnlich ist, sondern als ein veritables Teufelsmal betrachtet werden kann. Ein Muttermal entsteht, wenn die Mutter während der Schwangerschaft an Etwas sich versieht, daher das Mal stets die Form jenes Gegenstandes hat, vor welchem die Mutter erschrak. Aber das Zeichen des Inquisiten hat gar

keine Form, ergo: ist es kein Muttermal, sondern ein Teufelszeichen."

Der zweite Chirurg, ein Deutscher aus dem Salzburgischen, Namens Peter Wahrmann, schien gebildeter zu sein als das löbliche Gericht sammt all' den Sachverständigen. Er behauptete wiederholt, jenes Zeichen sei ein gewöhnliches Muttermal, dessen Ursprung unbekannt sei, welches sich aber oft viele Geschlechter hindurch vererbe. Für ein Teufelsmal könne dasselbe durchaus nicht gehalten werden, daher Inquisit in Freiheit zu setzen sei. Der Gerichtshof entsetzte sich derart über ähnlich „freimüthige" Ansichten, daß er dem Sachverständigen eine amtliche Rüge zukommen ließ. Der Magister endlich, welcher der Einzige war, der an der Prager Universität studirt hatte, gab ein schriftliches Gutachten ab, welches ein wahres Muster haarsträubenden Unsinns genannt werden muß und in dem Ausspruche gipfelt, der Inquisit trage an seinem Körper das Stigma, sei daher ein Zauberer.

Außerdem wurde eine große Anzahl von Zeugen, zumeist Insassen aus dem Heimatsdorfe Veit's, vernommen, von denen die meisten beschworen, der Angeklagte könne Kühen die Milch stellen, Mäuse machen u. dgl. Schließlich wurde Veit nochmals auf die Folter gespannt, leugnete aber Alles, was ihm von den Richtern zugemuthet oder von den Zeugen vorgehalten wurde. „Seine körperliche Construction," fügten die gelehrten Herren Richter am Schlusse des Protokolls bei, „ist derart stark, daß man bei dem Inquisiten alle Arten der Tortur anwenden kann."

Auch das Gutachten der Prager Universität wurde in diesem Processe erbeten und der Rector Magnificus entblödete sich nicht, jenes erwähnte Gutachten des Magisters durch seine Unterschrift zu decken. Durch den Ausspruch der Universitätsprofessoren, die als die gelehrtesten Männer in Böhmen betrachtet werden mußten, war der Stab über den armen Veit gebrochen, unumstößlich stand nun fest, derselbe sei ein Hexenmeister und das Gericht sprach über ihn das Todesurtheil aus. Veit hörte dasselbe mit stoischem Gleichmuthe an, denn der Tod mußte für ihn nur eine Erlösung von den bisherigen furchtbaren Qualen sein. Ein Beichtvater wurde zu ihm geschickt und der „fromme" Mann unterließ nie, bei seinem Eintritte in die Kerkerzelle den Verbündeten des Teufels

mit einer großen geweihten Kerze einigemal tüchtig zu schlagen, um des Satanas' Macht in dessen Körper zu brechen.

Einige Tage vor der Hinrichtung erhielt der Scharfrichter vom Criminalgerichte den Befehl, eine eichene Säule auf der Richtstätte, vier Ellen hoch über die Erde ragend, einzurammen und rund um dieselbe zehn Klafter weiches harziges Holz, sowie mehrere Bündel trockenes Reisig, drei Bund Stroh, fünf Pfund Pech und ein Pfund Schwefel aufzuschichten. An die Säule solle Inquisit mit drei eisernen Ketten gebunden werden, und zwar am Halse, um den Leib und an den Füßen. Der Henkersknecht solle zuerst den Schwefel, hierauf das Pech und schließlich die Reisigbündel anzünden. Die Asche des verbrannten Körpers solle in alle vier Winde verstreut werden.

Veit bestieg muthig den Scheiterhaufen, jedoch „ohne Reue gezeigt und Buße geübt zu haben". Als er bereits angekettet war, rief er noch mit lauter Stimme: „Mein Gott, ich sterbe unschuldig!" — Wie viele andere Unschuldige haben dasselbe Schicksal mit ihm getheilt!

Auf ähnliche Weise ging im Jahre 1680 im benachbarten Mähren der berüchtigte Proceß des Dechanten Christoph Alois Lautner in Schönberg vor sich, welch' letzterer mit nicht weniger als fünf „Hexen" zugleich am Scheiterhaufen endete. Mähren hat überhaupt aus dieser Periode und selbst noch aus dem 18. Jahrhundert eine Unzahl von Hexenprocessen zu verzeichnen, während in Böhmen in dieser Beziehung eine ungleich größere Toleranz herrschte und das 18. Jahrhundert daselbst bisher keinen einzigen ähnlichen Fall von Hexenverbrennungen aufweist, was als neues Beleg der früher angeführten Thatsachen über die schwächere Verbreitung des Hexenwahnes und dessen Verfolgung in Böhmen im Vergleiche mit den benachbarten Ländern dienen mag. Wohl fanden in der ersten Jahrzehnten in einzelnen böhmischen Städten noch Hexenprocesse statt, welche aber regelmäßig mit gelinderen Strafen endeten und nie einen Ausgang auf dem Scheiterhaufen nahmen. So wurde in der Stadt M s c h e n o ein gewisser Johann Wewerka, welcher angeklagt und überwiesen worden war, mit einigen Spießgesellen einen Gehängten vom Galgen gestohlen und dessen Körpertheile zu Zwecken der Zauberei sich angeeignet zu

haben, verurtheilt, mit gezogenem Schwerte in der Hand durch drei Stunden auf dem Pranger zu stehen, worauf er mit Ruthen aus der Stadt hinausgepeitscht und des Landes verwiesen wurde.

Aber auch diese mildere Praxis nahm mit der Zeit immer mehr ab, bis durch die Reformen Maria Theresia's und Josef's II. die Hexenprocesse vollends von der Tagesordnung verschwanden.

Die Alchemie in Böhmen.



Die Alchemie in Böhmen.

Neben den Hexenprocessen gibt es für die letzte Periode des Mittelalters und dessen in die ersten zwei Jahrhunderte der Neuzeit ausragenden Ueberreste kein bezeichnenderes Attribut als die Alchemie oder Goldmacherkunst, welche congruent mit der Herrschaft des Hexenwahnes dem 15., 16. und 17. Jahrhunderte den Stempel des finsteren und beschränkten Mittelalters aufdrückt und zugleich eine weitere Seite der mannigfachen Abirrungen des menschlichen Geistes charakterisirt. Doch konnte sich die Alchemie, als endlich durch die Macht der Ideen der Neuzeit auch für sie das Sterbeglöcklein ertönte, mit ungleich leichterem Gewissen in das Grab der Vergessenheit legen, als ihr gleichzeitiger Begleiter, der Hexenwahn, welcher derart schwer an der Menschheit sich vergangen, daß im Vergleiche zu dessen schwarzem Schuldbuche die Versündigungen der Alchemie wie frischgefallener Schnee erscheinen. Keine Blutspuren bezeichnen in Böhmen die Laufbahn der Entwicklung der hermetischen Wissenschaft — materielle Verluste allein sind es, mit welchen hier die Sucht nach Erlangung des „großen Elixirs" bezahlt werden mußte. Und wenn auch jene Bahn in fremden Ländern mit dem ominösen Pfosten garnirt erscheint, an dessen Querbalken ein gedrehtes Hanfproduct im Winde zu flattern pflegte, und wenn auch das Auge des Forschers in den an diesen eigenthümlichen Verzierungen baumelnden Gestalten einstige Adepten der Goldmacherei erkennt, so gewinnt man doch bald die Ueberzeugung, daß hier die weltliche Justiz mit vollem Rechte gewaltet und nur überwiesene Betrüger dem schmachvollen Tode durch Henkershand überliefert hat. Ja, man muß der Alchemie sogar ein ziemlich bedeutendes Verdienst um die Entwicklung der wahren Wissenschaft zugestehen, da dieselbe jedenfalls die Grundlage für die moderne Chemie bildet und es ohne einen Albertus

Magnus, Theophrastus Paracelsus oder Van Helmont voraussichtlich nicht so bald einen Lavoisier gegeben hätte. In dieser Beziehung bildet daher die Alchemie in der Culturgeschichte des menschlichen Geschlechtes eine ungleich lichtere Partie, als jene häßliche Mißgeburt des Mittelalters, welcher der brennende Scheiterhaufen zum Schandmal auf dem medusenhaften Haupte dient.

Inwiefern auch Böhmen an diesem Capitel der allgemeinen Culturgeschichte theilnimmt und auf welche Weise die geheimnißvolle „Wissenschaft des großen Magisteriums“ auch in diesem Lande Eingang und Verbreitung gefunden und zu welcher Entwicklung sie daselbst gekommen, wollen wir in den nachfolgenden Zeilen des Näheren erläutern, denn auch auf die Culturgeschichte Böhmens wirft die Alchemie interessante Streiflichter, welche sich von dem Brennpunkte der Culturgeschichte der Menschheit in ziemlich hellen Strahlen abzweigen. Schließt sich ja kein Land gegen den allgemeinen Bildungsgang des menschlichen Geistes undurchdringlich ab und vorzüglich Böhmen ist es, welches an allen Fluctuationen desselben, mögen sie einen Fortschritt oder einen Rückgang bezeichnen, in hervorragender Weise theilgenommen hat. Böhmens Adepten und vor Allem deren gekrönter Mäcenas, Kaiser Rudolf II., schufen der Alchemie eine wahre Blüthezeit und Prag galt unter der Regierung des genannten Herrschers als ein Mekka für fahrende Adepten und Alchemisten aller Zonen und Länder.

Die Gier nach Gold, welche gemeiniglich als ausschließendes Charakteristikon der neuesten Zeit betrachtet wird, hat im Gegentheil eine mehr als zweitausendjährige Geschichte und Ben Akiba's Ausspruch: „Alles schon dagewesen“ bewährt auch hier seine volle Geltung. Nur begnügte man sich, von Hermes Trismegistos, dem egyptischen Könige und Vater der Alchemie, angefangen bis auf jenen letzten Adepten, der selbst noch im 18. Jahrhunderte von den dunklen Lehren der berüchtigten smaragdenen Tafel Heil für seinen geleerten Säckel erhoffte, nicht mit den papierenen Goldsurrogaten der Neuzeit, sondern man verlangte vom Schmelztiegel echtes, schweres Gold, was jedenfalls von dem praktischen Geiste der Alchemisten sprechendes Zeugniß ablegt und vor demselben in uns Respect erwecken läßt.

Als nun in Böhmen die goldführenden Adern von Eule, die im 14. Jahrhunderte das Land zu einem wahren Californien Europas machten, für immer versiegt waren und als auch die übrigen Bergwerke Böhmens, deren Besitzer zu reichen Magnaten und selbst zu Gläubigern von Kaisern wurden, durch die langjährigen inneren Unruhen in Verfall geriethen, lieh man begreiflicherweise geneigtes Ohr allen jenen Abenteurern, welche im Besitze des „großen und kleinen Elixirs", der Zaubermittel zur Verwandlung unedler Metalle in Gold und Silber, zu sein vorgaben und seit dem 14. Jahrhunderte im südlichen und westlichen Europa immer zahlreicher auftauchten.

Zu welcher Zeit die Alchemie in Böhmen zuerst Wurzel gefaßt hatte, läßt sich der Natur der Sache nach wohl nicht mehr genau bestimmen, denn die ersten Goldmacher hatten alle Ursache, ihre Kunst geheim zu halten*), doch liegt die Vermuthung nahe, daß schon zu Zeiten Karl's IV., unter dessen Regierung Abenteurer aus allen Ländern Europas in Prag zusammenströmten, wälsche Adepten ihre geheime Wissenschaft nach Böhmen verpflanzten. Die erste Erwähnung über die Alchemie in diesem Lande kommt in dem im Jahre 1394 geschriebenen böhmischen Gedichte „Neuer Rath" des Herrn Smil Flaška von Pardubic vor, und zwar in der Form, daß im 1555. Vers des Gedichtes, in welchem bekanntlich die Repräsentanten des Thierreichs dem jungen Löwen als Könige verschiedene Rathschläge ertheilen, der Affe dem Löwen den Rath gibt, „er möge sich nicht mit der alchemistischen Goldmacherei und anderen Zaubereien, die nichts als unsinniges Zeug seien, befassen"; dieser Ausspruch des hochgestellten Dichters ist zugleich Beweis dessen, daß einzelne erleuchtete Köpfe in Böhmen schon zu jener Zeit über den wahren Werth oder vielmehr Unwerth der Alchemie mit sich im Reinen waren. Andere Zeitgenossen huldigten jedoch anderen Ansichten in dieser Beziehung,

*) Papst Johann XXII. verbot 1317 die Alchemie, was ihn jedoch nicht hinderte, dieselbe später selbst zu betreiben; auch die Republik Venedig erließ im 15. Jahrhundert ein Verbot gegen die geheime Wissenschaft und andere Länder ahmten, wenn auch gleich erfolglos, dies Beispiel nach, so daß schon Gründe der eigenen Sicherheit den Adepten Geheimhaltung ihrer Arbeiten geboten.

denn sichergestellt ist es, daß auch in Böhmen bereits in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts nach dem „Stein der Weisen" und der „Panacée des Lebens" eifrig gefahndet wurde *). Die Erfolge des berühmten Alchemisten Raymund Lullus **), welcher der Erste ist, von dem mit Bestimmtheit versichert wird, daß er wirklich viel Gold gemacht habe, weiter des Franzosen Flamel, welcher durch die Alchemie ein so ungeheures Vermögen erworben haben soll, daß er 7 Kirchen und 14 Hospitäler stiften konnte, schließlich aber auch die stets sich mehrenden Schriften über die Kunst des Goldmachens mögen derselben schon frühzeitig an den Ufern der Moldau und Elbe Anhänger gewonnen haben. Der pseudonyme Basilius Valentinus, in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts ein Orakel der Alchemisten, war auch in Böhmen bekannt, wie aus der Schrift seines Zeitgenossen, des Mönches Johann von Tetschen (deren Manuscript in späterer Uebersetzung sich im böhmischen Museum befindet) erhellt, während ein zweiter, angeblich auch aus Böhmen stammender Alchemist, Johann von Laaz, von den Italienern bezeichnend genug Lasnioro (d. i. Laz-nien-oro, Laaz kein Geld) genannt, die in Naturwissenschaften erfahrene Kaiserin Barbara, Witwe Sigmund's, lauter Lug und Trug bei den in seiner Gegenwart vorgenommenen alchemistischen Versuchen geziehen haben soll ***).

---

*) Jungmann erzählt in der ersten Ausgabe seiner „Geschichte der böhmischen Literatur" (erschienen 1825, S. 103), die Alchemie sei durch die Wälschen, welche im Riesengebirge die materia secreta zu suchen pflegten, nach Böhmen gebracht worden, ohne jedoch die Zeit, wann dies zuerst geschah, anzugeben; in der zweiten Ausgabe seines Werkes (erschienen 1849, S. 49) erläuterte er jedoch seine Angabe durch die Hinzufügung, daß dies um das Jahr 1457 geschehen sei. Doch ist diese Jahreszahl entschieden unrichtig, da vollgiltige Beweise vorliegen, daß die Alchemie in Böhmen bereits viel früher bekannt war.

**) Verfasser von mehr als 500 Schriften, von welchen sich alchemistische allein in der kais. Bibliothek zu Wien 60 vorfinden.

***) Die Kaiserin Barbara, welche nach dem Tode des Kaisers Sigmund (1437) mehrere Jahre auf ihren Witwensitzen Melnik und Königgrätz zubrachte, betrieb die Alchemie sehr eifrig und ihre Unterthanen mußten ihre Legirungen (Kupfer mit Kohle und Galmei gibt ein goldähnliches und Kupfer mit Arsenik ein silberähnliches Metall) als wirkliches Gold und Silber bezahlen.

Eine weitere beglaubigte Notiz über das Vorkommen der Alchemie in Böhmen finden wir in dem 1440 gegründeten Memorabilienbuche der Neustadt Prag, in welchem mehrere Urkunden in Bezug auf die Eigenthümer des sogenannten Troppauer Hauses (gegenwärtig das Taubstummeninstitut) auf dem Neustädter Viehmarkte eingetragen erscheinen. Dieses Haus, das seit Jahrhunderten im Volksmunde das Faustische genannt wird und an welches sich zahlreiche Sagen und Wundergeschichten knüpfen, erhob sich in jener Gegend bereits vor der Gründung der Neustadt Prag und gehörte in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts den Herzogen von Troppau, welche als Lehensvasallen der böhmischen Krone unter Karl IV. und Wenzel IV. zeitweilig dasselbe bewohnten. In den Stürmen der Husitenzeit wurde der Bau mehrmals hart mitgenommen, am meisten litt er jedoch bei dem Einfalle der mit mehreren Landesbaronen verbündeten Altstädter im Jahre 1434, zu welcher Zeit das alterthümliche Gebäude dem königl. Richter der Neustadt, Namens Peter, zum Wohnsitze diente *). Das zur Hälfte in eine Ruine verwandelte Haus trat später dessen Besitzer Herzog Wenzel von Troppau an den damaligen Neustädter Oberschreiber Prokop, einen auch in der böhmischen historischen Literatur bekannten Mann, ab, welcher dasselbe wieder gänzlich herstellen ließ und es noch im Jahre 1476 bewohnte. Ob nun Prokop selbst ein in den geheimen Künsten Bewanderter war und hiedurch dem Hause den Ruf einer Schwarzkünstlerwohnung verschaffte, die sogar mit der Faustsage in Verbindung gebracht wurde **),

*) Daß gerade der Neustädter Stadtrichter, welchem damals auch die peinliche Justiz zustand, von dem Troppauer Hause Besitz nahm, ist deshalb nicht ganz gleichgiltig, weil eben aus dem genannten Gebäude ein unterirdischer Gang (wozu noch heute die Thür rechts im Hofraum nachweisbar ist) in das gegenüberliegende Neustädter Rathhaus geführt hat. Eine solche Communication läßt sich sehr einfach mit der geheimen Gerichtsbarkeit jener Zeiten in Zusammenhang bringen.

**) Winařický, welcher Gutenberg, den Erfinder der Buchdruckerkunst, um jeden Preis zu einem Böhmen stempeln wollte, brachte auch den Mainzer Goldschmied und Alchemisten Johannes Fust nach Prag und ließ ihn als Famulus an der Seite Gutenberg's im Troppauer Palast wohnen, wo sich derselbe von seiner Goldmacherkunst gefristet und vielleicht im Solde des Troppauer Herzogs gestanden haben soll. Patriotische Combinationen, welchen wohl nicht das Picante, desto mehr aber die Begründung fehlt.

läßt sich nach den vorliegenden Materialien nicht ermitteln, so viel aber ist sicher, daß er in alchemistischen Kreisen Bekanntschaften haben mußte, denn durch einen Brief des Herzogs Wenzel (dd. Königgrätz, Juli 1444, welches Document Prokop gleichfalls vollinhaltlich dem Neustädter Gedenkbuche einverleibte), wurde Prokop angegangen, dem Herzoge „einen in der Alchemie tüchtig bewanderten Gesellen ausfindig zu machen und denselben auf Kosten des Herzogs nach Königgrätz zu entsenden".

Hieraus erhellt klar, daß Herzog Wenzel nach dem Beispiele so vieler gleichzeitigen Fürsten ein eifriger Alchemist gewesen sein mußte und in Königgrätz höchst wahrscheinlich ein Laboratorium besaß, welch' letztere Annahme auch durch den Umstand unterstützt wird, daß zu jener Zeit die verwitwete Kaiserin Barbara in Königgrätz ihren Wohnsitz nahm, daher der Herzog an dieser leidenschaftlichen Verehrerin der „geheimen Kunst" eine willkommene Genossin in der praktischen Ausübung der Alchemie fand. Ob Magister Prokop den verschriebenen tüchtigen Alchemisten in Prag oder sonst wo ausfindig gemacht hat, finden wir eben so wenig verzeichnet, als einen Nachweis darüber, ob zu seiner Zeit im Troppauer Hause ein alchemistisches Laboratorium eingerichtet war, welchem zuvörderst die Entstehung der Faustsage zuzuschreiben wäre. Mit Hinblick auf das Ansuchen des Herzogs Wenzel ist eine diesbezügliche Vermuthung jedenfalls gestattet, ebenso wie jene weitere, daß der fürstliche Adept vielleicht schon während seines früheren Aufenthaltes im Troppauer Hause daselbst alchemistische Versuche anzustellen pflegte.

Erwiesen ist jedoch letztere Beschäftigung von einem anderen Magnaten jener Zeit, dem Prinzen Heinrich von Poděbrad, dem jüngeren Sohne des berühmten Böhmenkönigs Georg von Poděbrad, welcher nicht nur ein Freund der Musen und sorgsamer Pfleger der Wissenschaft, sondern ebenso wie der Herzog von Troppau zugleich ein eifriger Anhänger der Alchemie war, nach welchem sich ein überaus bemerkenswerthes Denkmal seiner Thätigkeit in diesem Fache erhalten hat, ein Laboratorium nämlich, das einzig in seiner Art am besten die Einrichtung eines derartigen Raumes aus dem 15. Jahrhunderte veranschaulicht. Prinz Heinrich, zumeist auf dem Stammschlosse Poděbrad seßhaft, gefiel

sich in der nahen Bergstadt Kuttenberg, von deren Bergwerken er so manche Ausbeute für seine Alchemisterei erhoffen konnte, und so brachte er um das Jahr 1480 das dem alten Rathhause gegenüberliegende sogenannte Knaisl'sche Haus käuflich an sich und ließ in dem an dasselbe angebauten Thurme ein besonderes alchemistisches Laboratorium einrichten. Das Haus (nach dem Fürsten von nun an das Münsterbergische genannt) ist zwar längst modernisirt worden, der Thurm aber mit der alten Alchemistenwerkstätte hat sich erhalten, und zwar das Innere ohne die mindeste Aenderung. Als Unicum seiner Art sei hier der Raum, in welchem Prinz Heinrich seine alchemistischen Forschungen übte, nach Prof. B. Grueber's Schilderung näher beschrieben.

Das in Rede stehende Thurmgemach bildet im Grunde ein regelmäßiges Quadrat von 12 Fuß lichter Weite, das nur auf einer Seite mit dem Wohnhause zusammenhängt, während der Thurm auf drei Seiten freisteht. Das mit fürstlicher Pracht ausgestattete Gemach ist mit einem Kugelgewölbe bedeckt und bis in den Scheitelpunkt 18 Fuß hoch; drei mit Stabwerken geschmückte Fenster erhellen den Raum, dessen senkrechte Wände ohne Decoration blieben, während das Gewölbe einen außerordentlichen, durch Farbenschmuck und Vergoldungen gehobenen Ornamentenreichthum entfaltet. Aus jeder der vier Eckconsolen entspringen zwei Rippen, welche, sich durchschneidend, den unteren Theil der Wölbung mit acht Halbkreisen umspannen. Aus den Durchschnitts- und Anschlußpunkten entwickeln sich acht herzförmige Maßwerke, welche in einen Stern übergehen, als dessen Mittelpunkt das auf dem Schlußstein angebrachte Wappen der Familie Münsterberg prangt. Das Gewölbe ist sehr regelmäßig aus feinem, nicht in der Kuttenberger Gegend gebrochenem Sandsteine construirt und besteht neben den vier Zwickelsteinen und dem Schlußstein aus drei Reihen beinahe gleich großer Werkstücke, wobei sich die Anordnung der Ornamente oft dem Steinschnitte anbequemt. Die Ausführung aller Theile ist die sorgfältigste, welche man sich denken kann. Rings um das Wappenschild, darauf ein halb weißer, halb schwarzer Adler auf goldenem Felde, brechen unter schlangenartig gewundenen Ornamenten Strahlen hervor, die man entweder als Zeichen der hohen Abkunft der Hausbesitzer oder als alchemistische

Anspielungen zu deuten hat. Was den Zweck des Thurmgemaches anbelangt, so ist derselbe vollständig ausgesprochen. An der einen Wand befindet sich in der Höhe von 4 Fuß ein kleiner Kamin mit nur 3 Zoll weitem Schornstein, um Versuche mit Feuer anzustellen; anderweitig ist ein kleiner Ausguß mit Rinne zur Abführung gebrauchter Flüssigkeiten angebracht. Der deutlichste Beweis aber, daß das Gemach zu wissenschaftlichen Zwecken erbaut und eingerichtet wurde, ergibt sich aus vier, in den Gewölberippen eingelassenen und organisch mit der Ornamentirung verbundenen eisernen Hacken, welche bestimmt waren, Instrumente in der Schwebe zu erhalten. Die Reste von seidenen Schnüren, welche einst die Instrumente oder Isolatorien trugen, hängen noch an den Hacken; sie sind von der Dicke eines Fingers und scheinen roth gewesen zu sein. Der Fußboden besteht theils aus Klinkern, theils aus Sandsteinplatten, welche letztere nach Art eines Andreaskreuzes durch die Diagonalen des Zimmers gelegt sind. Gegenwärtig wird das Thurmzimmer nicht benützt (neuester Zeit dient es doch als Speisekammer, die freilich ihresgleichen in der ganzen Welt nicht hat) und es scheint überhaupt seit Jahrhunderten leer gestanden zu haben, weshalb alle Theile so wohl erhalten sind, als wäre das Ganze erst gestern fertig geworden. Die Farbengebung des Gewölbes ist zwar frei von späteren Uebermalungen geblieben, zeigt aber, daß der Künstler seiner Sache nicht sicher war und vielerlei Proben angestellt hat, bis er seine Arbeit als genügend anerkannte.

In diesem fürstlich eingerichteten Raume ging nun der hohe Adept seinem Hange für die Alchemie nach, doch finden sich über seine diesbezügliche Thätigkeit keine näheren Nachrichten weiter vor *). Erst mit dem 16. Jahrhunderte fließen die Aufzeichnungen über die böhmischen Alchemisten wieder reichlicher, um mit dem Rudolfinischen Zeitalter ihren Höhepunkt zu erreichen. Wie sehr

*) Dieser Thätigkeit des hohen Alchemisten verdankt wahrscheinlich ihren Ursprung die Sage, im Keller des alterthümlichen Gebäudes liege ein großer Schatz an Gold und Silber vergraben. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurde in der That nach demselben gefahndet und das Mauerwerk im Keller durchbrochen, wobei man wohl auf ein Versteck stieß, das aber bereits geleert war. Trotzdem erhielt sich die Sage bis auf den heutigen Tag.

jedoch bereits im 15. Jahrhunderte die Alchemie verbreitet gewesen sein muß, beweisen die zahlreichen Manuscripte und Werke, die sich aus jener Periode erhalten haben. Das älteste dieser Manuscripte (unter dem Titel „der wahre Weg zur Alchemie", im böhmischen Museum vorfindlich) datirt aus dem Jahre 1475 und enthält eine Uebersetzung der alchemistischen Theorien des bekannten Adepten Anton von Florenz, wie überhaupt die meisten späteren Werke auf wälschen Autoren basiren. Wir können natürlich nicht näher auf alle diese Schriften und deren Inhalt eingehen, da es in der gesammten Literatur nichts Blöderes und doch zugleich Wichtigerthuendes gibt, als eben diese alchemistischen Alfanzereien, die, um ein desto größeres Ansehen zu gewinnen, in den Schleier des Geheimnisses sich hüllten und eine neue Kunstsprache voll mystischer Benennungen und Ausdrücke erfanden, in allen Stücken aber entweder Lug und Trug oder Unkenntniß zu verbergen hatten; erwähnenswerth finden wir nur eine, deren bloßer Titel „Zlato Bláto" (das Gold ein Koth) dafür spricht, daß wenigstens von einer Seite die wahre Natur des „alchemistischen Goldes" genau erkannt worden war.

Entkleidet ihres Bombastes stellen diese Lehrbücher der Alchemie folgende Hauptlehrsätze auf: a) Es gibt ein Präparat von fester Gestalt und rother Farbe: Stein der Weisen (lapis philosophorum, großes Elixir, großes Magisterium, rothe Tinctur), welches, in kleinster Menge auf ein anderes fließendes Metall geschüttet, dieses in Gold verwandelt, b) dasselbe Präparat in möglichst kleiner Gabe als Arznei innerlich genommen, ist die Panacée des Lebens, das aurum potabile (trinkbares Gold), welches das Alter verjüngt, das Leben verlängert, alle Krankheiten heilt, c) ein anderes Präparat von weißer Farbe, der Stein zweiter Ordnung (kleines Elixir, weiße Tinctur), kann jedes unedle Metall in Silber verwandeln.

Aber in keinem einzigen von diesen Werken (und dies gilt in gleichem Maße von allen in anderen Sprachen verfaßten) findet sich irgend eine Vorschrift zur Bereitung dieser Präparate, daher die Art deren Herstellung jedem einzelnen Alchemisten überlassen blieb und ist dieselbe auch von jedem in anderer Weise versucht worden. Der Erfolg war selbstverständlich überall der gleiche,

denn die Herstellung edler Metalle aus Substanzen, die dieselben nicht schon enthielten, ist einfach eine Unmöglichkeit, da das Gold als unzerlegbarer und folglich auch nicht zusammensetzender Körper erkannt worden ist. Und wenn auch Thatsachen über Gewinnung echten Goldes aus alchemistischen Schmelztiegeln angeführt werden, so stellen sich dieselben stets als absichtlicher Betrug oder Täuschung heraus, die um so leichter bewerkstelligt werden konnten, als zu den Versuchen meistens Blei und Quecksilber verwendet wurden, Metalle, die in großer Hitze verdampfen und verkalken und so den, ungesehen beim Umrühren der flüssigen Masse hingethanen edlen Metallen den Platz räumten. Aehnliches gilt von den Behauptungen der Alchemisten über die wunderthätigen Wirkungen der Tinctur als Arznei, die einfach nichts anderes beweisen, als daß Humbug und Schwindel nicht blos Producte der Neuzeit sind.

Aber eben so gut wie heutzutage wollte auch schon im 15. und 16. Jahrhunderte die Welt betrogen sein und so betrogen Adepten und Alchemisten die nach Gold Lüsternen um die Wette und ihr Geschäft nahm den großartigsten Aufschwung, als mit Ludwig von Neisse aus Schlesien, welcher seine Kunst 1483 am marburgischen Hofe vor vielen Zuschauern zeigte, die durch drei Jahrhunderte fortlaufende Reihe der fahrenden Alchemisten begann und als auch gelehrte Männer (unter Anderen Luther, Agrippa, vor Allen aber Theophrastus Paracelsus, welcher von Kaiser Ferdinand I. wegen Verbesserung der Chirurgie nach den österreichischen Ländern berufen wurde und auch seit 1537 zwei Jahre in Mähren bei dem böhmischen Erbmarschalle Johann von der Lippa zu Kromau verweilte) der Alchemie großen Eingang im Volke und an den Höfen der Großen verschafften. So erscheint im Jahre 1519 Herr Peter Klenowský von Janowic, ein sonst nicht näher bekanntes Mitglied des altberühmten Geschlechtes derer von Klenau, als praktischer Ausüber der geheimen Kunst, zu welchem Zwecke ihm ein gewisser Magister Johannes ein alchemistisches Recept einsendete, das sich in späterer Abschrift bis auf unsere Zeiten erhalten hat. Nicht lange hierauf, im Jahre 1526, wurde sogar das Prager Altstädter Gericht in einer die Alchemie betreffenden Sache um Entscheidung angegangen. Im genannten Jahre starb Herr Haimann Kruschina von Lichtenburg,

von welchem es bekannt war, daß er im Vereine mit einem andereu böhmischen Baron, dem Herrn Heinrich Spetle von Janowic, seit Jahren mit einem Alchemisten, Namens Michael Plaman von Kinsberg, in Verbindung gestanden und große Summen Geldes an die Gewinnung des „großen Elixirs" verschwendet habe. Die hinterbliebenen Söhne des Herrn Haimann traten bei dem Prager Stadtgerichte gegen den genannten Alchemisten klagbar auf und beschuldigten denselben, er habe dem Herrn von Lichtenburg unter der falschen Vorspiegelung, daß er auf alchemistischem Wege Silber in Gold zu verwandeln verstehe, eine ganze Truhe voll Silbergeräth entlockt, ohne sein Versprechen gehalten zu haben, wodurch die Erben des leichtgläubigen Barons großen Schaden erlitten hätten. Der betrügerische Alchemist möge daher der peinlichen Frage unterworfen und zugleich wegen ähnlichen Betruges an Herrn Spetle von Janowic, mit welch' letzterem er sogar einen schriftlichen Vertrag auf Lieferung von Gold abgeschlossen habe, bestraft werden. Der Alchemist, welcher sich bereits wegen Ehrenbeleidigung, begangen an dem ältesten Sohne des Verstorbenen, bei dem Landrechte in Haft befand, bestritt die Competenz des Stadtgerichtes in dieser Angelegenheit, und in der That lehnten die Altstädter Schöffen das Ansuchen um Verhängung der peinlichen Frage ab, da Michael von Kinsberg als Adeliger dem Landrechte unterstehe und erst nach etwaigem Adelsverluste vom Prager Magistrate in Untersuchung gezogen werden könne. Ueber den weiteren Verlauf dieses Processes gegen den sauberen Patron von Alchemisten, welcher auf diesem Gebiete in Böhmen eine lange Reihe von ähnlichen Betrügern eröffnet, finden wir in dem Sentenzbuche der Altstadt Prag, welchem wir diese Einzelnheiten entnommen haben, nichts Näheres mehr verzeichnet.

Eben so wenig haben sich nähere Nachrichten über jenen „berühmten Alchemisten" Nikolaus erhalten, welcher ein Geistlicher war und, wie eine gleichzeitige Chronik berichtet, im Jahre 1531 wegen Falschmünzerei im Hofe des Altstädter Rathhauses hingerichtet wurde. Um so reichlicher fließen jedoch unsere Quellen, wenn wir einen Zeitraum von nur wenigen Jahren überspringen und an der Schwelle der mit Alchemisten und Adepten aller Art gesegneten Rudolfinischen Periode Halt machen. Im Laufe des

16. Jahrhunderts, einer Epoche tiefen Friedens, in welcher die böhmischen Großen das Kriegshandwerk mit friedlicheren Beschäftigungen vertauscht hatten, verbreitete sich die Alchemie im ganzen Lande so sehr, daß es nur wenige Burgen und Schlösser gegeben haben mag, die nicht ihr rauchgeschwärztes alchemistisches Laboratorium aufzuweisen gehabt hätten. Von Wilhelm von Rosenberg, dem ersten und reichsten Magnaten Böhmens, an bis in die tiefsten Schichten der Bevölkerung war die fieberhafteste Sucht nach Erlangung alchemistischen Goldes gedrungen und als mit Rudolf II. sogar ein „neuer Hermes Trismegistos" den böhmischen Thron bestiegen hatte: da waren der Alchemie in Böhmen Thür und Angel weit geöffnet, das ganze Land schien sich mit alchemistischen Studien und Forschungen zu befassen, obwohl es, wie wir weiter darthun werden, auch in diesem allgemeinen Trubel nicht an warnenden Stimmen einsichtigerer Männer gefehlt hat, welche das wahre Wesen der geheimen Wissenschaft erkannten, deren Stimme jedoch wie jene des Propheten in der Wüste wirkungslos verhallte.

Der eben genannte Magnat, der fast ganz Südböhmen sein Eigen nannte, eröffnet den Reigen der hochgebornen Alchemisten dieser Periode, die, unzufrieden mit den ererbten ausgedehnten Besitzungen und deren bedeutenden Erträgnissen, von der schwarzen Kunst Vermehrung ihrer Schätze erhofften und, in unglaublich scheinender Verblendung ihr Vermögen an alchemistische Versuche verschwendend, schließlich zum großen Theile verarmten, ja in nicht wenigen Fällen im wahren Sinne des Wortes zu Bettlern wurden. Bereits im Jahre 1563 befand sich Herr Wilhelm von Rosenberg in Verbindung mit einem Italiener, Namens Antonio Michele, welcher sich dem Regenten des erlauchten Hauses als Architect vorführte, aber bald als Alchemist sich entpuppte, der es auf die wohlgefüllten Krumauer Cassen abgesehen hatte. Im Frühjahre jenes Jahres richtete derselbe auf Befehl des Herrn von Rosenberg im rückwärtigen Tracte des Krumauer Schlosses ein alchemistisches Laboratorium ein und hier begann er nun die Suche nach dem „großen Elixir", und zwar in einer Art, von welcher der Achivar und Chronist der letzten Rosenberge, Wenzel Březan, kurzweg äußert, daß „über des Wälschen Betrügereien

vieles zu schreiben wäre". Doch schon binnen Kurzem bekam Magister Antonio einen Genossen in seinem für die Rosenberg'schen Cassen so fühlbar werdenden Handwerke, denn bereits im Jahre 1566 war zu Prachatitz, wo Herr Wilhelm von Rosenberg ein zweites alchemistisches Laboratorium gründen ließ, ein anderer Alchemist, der Doctor Leonhard Bychperger von Erbach, auf Kosten des Magnaten beschäftigt und wußte sich bei dem Regenten in so hohe Gunst zu setzen, daß derselbe ihm öfter eigenhändig schrieb und das größte Vertrauen in seine alchemistischen Kenntnisse setzte. Und als später im Wittingauer Kloster noch ein drittes Laboratorium zu gleichem Zwecke errichtet worden war, begann bei Herrn von Rosenberg ein Jagen und Treiben von fremden Adepten und Goldsuchern, welches uns den bald darauf folgenden tiefen materiellen Verfall des Rosenberg'schen Hauses erklärlich macht.

So kam nach Krumau im Jahre 1574 der Alchemist Christoph von Hirschberg, welcher sehr siegesgewiß auftrat, aber trotzdem bald als Betrüger das Weite suchte; später ein Römer, Claudius Syrrus, welchen ein gleichfalls stark in Alchemie machender böhmischer Baron, der Herr Wenzel Wřesowec von Wřesowic, dem Herrn von Rosenberg recommandirt hatte; weiter folgten die Alchemisten Daniel Prandtner, die beiden berüchtigten Engländer Doctor Dee und Eduard Kelley, die uns später noch beschäftigen werden, ferner ein gewisser Magister Jeremias und der bekannte Autodidact Bawor Rodowský von Hustiřan, welcher sein gesammtes Vermögen durch alchemistische Versuche thatsächlich in Rauch aufgehen ließ und in Folge dessen als fahrender Adept sein Leben kümmerlich fristen mußte; ja, im Wittingauer Laboratorium war neben dem dortigen Rosenberg'schen Amtsschreiber auch eine Alchemistin, Namens Salomena Scheinpflug, die allgemein für eine Zauberin gehalten wurde, durch längere Zeit beschäftigt.

Jener Christoph von Hirschberg, welcher sich den Titel eines Hauptmanns beilegte, köderte den leichtgläubigen Magnaten durch die Angabe, daß er zweierlei Geheimniß besitze, und zwar Silber innerhalb eines Monates in gediegenes Gold verwandeln und dann aus einer Mark Silber drei Loth reinen Goldes ausziehen zu können. Der Regent verschrieb ihm sogleich 6000 Ducaten für die Mittheilung dieser Geheimnisse und legte zugleich vollen

Glauben einer anderen, eben so vielversprechenden Behauptung des durchtriebenen Adepten bei, der ihm weiß machte, daß Gold, wenn es auf geeignete Art präparirt werde, in der Erde wie jede andere Frucht sich vermehre. Zu diesem Zwecke übergab Herr von Rosenberg dem Adepten sogleich 80 Stück Ducaten, welche an einem versteckten Orte des Krumauer Gartens in die Erde gesäet und von Hirschberg durch mehrere Tage mit künstlichen Flüssigkeiten begossen wurden. In einer Nacht schritt der Adept jedoch auf eigene Faust zur Ernte der goldenen Frucht und verschwand mit den 80 Goldfüchsen und seiner übrigen Beute auf Nimmerwiedersehen.

Ehrlicher schien der Römer Claudius Syrrus, welcher den 9. Jänner 1577 als Laborant in die Dienste des Herrn von Rosenberg aufgenommen wurde, verfahren zu haben, da derselbe in seinem schriftlichen, aus sieben Punkten bestehenden Dienstvertrage ausdrücklich erklärte, daß er für die glückliche Durchführung des Werkes (die Auffindung des philosophischen Steines) nicht haften könne, sondern dasselbe der Hand Gottes anvertraue *). Um so schlimmere Erfahrungen machte Herr von Rosenberg mit dem englischen Adepten Kelley, welcher ihn um nicht weniger als 300.000 Goldgulden prellte, so daß wir leicht der Richtigkeit der Angabe trauen können, daß der Magnat an acht Millionen durch die Alchemie allein verloren habe. Thatsache ist es wenigstens,

*) Eine lateinische Abhandlung des Syrrus über das „Elixir", gewidmet vom Verfasser dessen Gönner Wenzel Wřesowec von Wřesowic, befindet sich handschriftlich im böhmischen Museum. Interessant ist jener Pact des Alchemisten mit Herrn von Rosenberg, dessen Artikel nach de Aufzeichnungen Březan's also lauteten: „1. Der Alchemist behält sich im Dienste des Herrn die Freiheit der Seele und des Leibes vor. 2. In allen ehrlichen Sachen verlangt derselbe den Schutz des Herrn. 3. Während des Laborirens darf außer Sr. Gnaden Niemand sonst die Wohnung des Alchemisten betreten. 4. Dessen Kunst darf Niemandem verrathen werden, auch soll derselbe anständige Zehrung erhalten. 5. Im Falle, daß er bei dieser Arbeit seine Gesundheit einbüßen sollte, solle er von dem Herrn den Lebensunterhalt bis zu seinem Tode erhalten. 6. Wenn durch Gottes Segen der philosophische Stein erzielt werden sollte, habe sich der Herr mit ihm rechtlich in denselben zu theilen. 7. Claudius verspricht jedoch nicht die Beendigung des Steines, sondern vertraut dieselbe der Hand Gottes an, verpflichtet sich aber zur Arbeit."

daß die Alchemisten selbst den Hof des Kaisers Rudolf II. gerne verließen, um in die Dienste des weit splendideren Herrn Wilhelm von Rosenberg zu treten und daß nach dessen Tode sich ein Passivvermögen von 1,600.000 fl. ergab, so daß sein Erbe Peter Wock von Rosenberg, der Letzte dieses Hauses, um sich einigermaßen zu rangiren, die Herrschaft Krumau um eine Million Gulden an Kaiser Rudolf II. verkaufen mußte.

Aber nicht nur der hohe Magnat, auch dessen Beamte waren leidenschaftliche Pfleger der geheimen Kunst, die ihnen zu Reichthum verhelfen sollte. Neben mehreren Anderen wird der Burggraf von Krumau und spätere Ober-Inspector der Rosenberg'schen Herrschaften, Herr Jakob Krčin von Jelčan, als eifriger Alchemist angeführt. Derselbe war ein ziemlich wissenschaftlich gebildeter Mann, der bei seinem vielseitigen Geiste sowohl in den schönen, als auch in den technischen Wissenschaften versirt war. Von ersterem zeugt seine ausführliche Selbstbiographie in Versen, die uns Magister Březan erhalten hat, und die selbstverfaßte lateinische Grabschrift (die noch heute auf seinem Grabstein in der Obdenicer Kirche bei Selčan zu lesen ist und ihres trefflichen Inhaltes wegen vor dreißig Jahren dem bekannten böhmischen Schriftsteller P. Franz Doucha geeignete Motive zu seinen Kanzelreden lieferte), von letzterem die großartigen Anlagen der Wittingauer Teiche, die Herrn Krčin einen solchen Ruf in Böhmen verschafften, daß selbst Kaiser Rudolf II. seine Mithilfe bei Anlegung der großen Teiche in der Pardubitzer Gegend in Anspruch nahm und dieselbe fürstlich belohnte. Durch die Heirat mit einer betagten, aber wohlhabenden Dame, sowie durch die Schenkung des Gutes Rohn bei Prachatitz, welche er der Großmuth seines Herrn verdankte, zu einem vermögenden Manne geworden, tauschte er 1580 das genannte Gut für die Herrschaft Selčan ein, wo er in der Gemeinde Křepenic seinen Wohnsitz nahm und daselbst eine noch heute erhaltene Veste erbaute, die er mit all' dem Luxus ausstattete, welchen er bei Herrn von Rosenberg so gut kennen gelernt hatte. In dieser neuen Behausung brachte er die letzten zwanzig Jahre seines thatenreichen Lebens zu und gab sich hier mit dem größten Eifer der Alchemie hin, für deren Ausübung ihm die Laboratorien zu Krumau und Wittingau so viele lehrreiche Exem-

pel gegeben hatten. Zu diesem Zwecke richtete er sich in der neuen Veste eine ansehnliche alchemistische Küche ein, die ein Seitenstück zu dem Laboratorium im Münsterberg'schen Hause zu Kuttenberg bildet und deren rauchgeschwärzte Mauern heute noch den Besuchern des jetzt als Getreidespeicher benützten einstigen Adelssitzes gezeigt werden. Diese Beschäftigung mit der „schwarzen Kunst" brachte ihn natürlich in großen Verruf bei seinen Unterthanen, denen er sonst ein gnädiger und wohlthätiger Herr gewesen, und noch in unseren Tagen erzählt sich das Landvolk der Umgegend schauerliche Sagen über Krčín, welcher laut denselben seine Seele Belial verschrieben haben soll, um mit dessen Hilfe aus unedlen Metallen Gold bereiten zu können. Größere Erfolge als mit der Alchemie scheint Herr Krčín mit Bierbrauen errungen zu haben, denn das nach seiner Anleitung im Selčaner Bräuhause gebraute Bier genoß weit und breit des besten Rufes und gab sogar Veranlassung zu dem Sprichworte: „Krčín mnou strká" (Krčín stoßt mich), welches von Taumelnden zur Bezeichnung der Stärke jenes Bieres nur zu oft gehört wurde. Daß aber Herr Krčín im Jahre 1604 als guter Christ starb, beweist nebst der erwähnten Grabschrift, in welcher er sein Sterbejahr offen ließ, eine reiche Altarstiftung in der Obdenicer Kirche, welche letztere jetzt der Petrowicer Kirche als Localie zugewiesen ist.

Nicht minder reich und nicht minder leidenschaftlich der Alchemie zugethan war Herr Johann von Hasenburg, Präsident der Appellation in Böhmen, welcher sich rühmen konnte, daß selbst Kaiser Rudolf II. nicht derart große Summen wie er selbst auf alchemistische Versuche verwendet habe. Ein trauriger Ruhm das für den eitlen Magnaten, dessen Hinterlassenschaft, als er im Jahre 1616 starb, weitaus nicht zur Deckung seiner enormen Schulden hinreichte, obwohl Herr Johann von Hasenburg, Sprosse eines der berühmtesten und mächtigsten Adelsgeschlechter Böhmens, ein Familienvermögen von vielen Millionen überkommen hatte. Großartige Bauten und fürstliche Einrichtung seiner Schlösser in Budin, Brozan, Mscheno, Hostivic und seines Prager Palastes verminderten beträchtlich sein Vermögen, der größte Theil desselben wurde jedoch durch den Rauchfang der alchemistischen Küche gejagt, denn unter so zahlreichen Concurrenten wollte Herr von

Hasenburg als der erste Alchemist Böhmens glänzen. Auch sein Mäcenatenthum verschlang große Summen Geldes und stets hatte er eine Anzahl von Gelehrten und Schriftstellern um sich, die sein Lob priesen und ihm ihre Werke dedicirten. Unter die letzteren gehörte auch der bekannte Genealog Paprocký, welcher den größten Theil seines „Diadochus“ auf Schloß Budin schrieb und die Herausgabe dieses mächtigen Folianten nur durch Munificenz seines Gönners ermöglichte. Die Bibliothek in Budin war würdig, der berühmten Lobkowic'schen an die Seite gestellt zu werden und theilte mit derselben schließlich ein gleiches Schicksal, nämlich im dreißigjährigen Kriege nach Schweden verschleppt zu werden. Namentlich war in derselben das alchemistische Fach stark vertreten und Werke älterer und neuerer Adepten boten hinlängliches Materiale, um auch Herrn Johann von Hasenburg auf diesem Felde als Schriftsteller auftreten zu lassen. Wir besitzen von demselben zwei alchemistische Abhandlungen in böhmischer Sprache, von welchen sich in einem Folianten des böhmischen Museums Abschriften aus den letzten Jahren des 16. Jahrhunderts erhalten haben. Auf allen seinen Schlössern und in seinem Palaste in der Kleinseite Prags richtete sich Herr von Hasenburg alchemistische Laboratorien ein, zu deren Unterhalt er bereits bei seinen Lebzeiten die Hälfte seines Grundbesitzes zu veräußern sich genöthigt sah, während sich des Restes gleich nach seinem Ableben die zahlreichen Gläubiger bemächtigten und die beiden Söhne des Verstorbenen gänzlich mittellos in die Welt gestoßen wurden. Der ältere, Johann, trat in die kaiserliche Armee als gemeiner Soldat ein, brachte es aber durch persönliche Tapferkeit bis zum Range eines Oberstlieutenants, als welcher er im Jahre 1631 in Schlesien in einem Gefechte gegen die Schweden fiel; der jüngere, Jaroslav, hielt sich einige Zeit beim Hofe Ferdinand's III. auf, verkümmerte aber in armseligen Verhältnissen und starb als der Letzte seines Geschlechtes im Jahre 1663, nachdem er sich erfolglos bemüht hatte, seinem Namen wieder Geltung zu verschaffen.

Ein ähnliches Schicksal bereitete die Alchemie einem anderen böhmischen Baron, dem Herrn Bawor Rodowský von Hustiřan, welcher, obwohl er keine Studien zurückgelegt hatte, doch bei seinen Landsleuten für einen Gelehrten gelten wollte. Die ge-

eignetsten Fächer hiezu schienen ihm die Astrologie und Alchemie zu sein, demnach warf er sich mit allem Eifer auf dieselben und trat auch als Uebersetzer von alchemistischen und philosophischen Schriften auf, ja die böhmische Literatur hat ihm ihr erstes Kochbuch zu verdanken, dessen Inhalt ein recht interessanter ist und in einzelnen Partien selbst von modernen Köchen mit Erfolg benützt werden könnte; wohl das einzige praktische Product der chemischen Kenntnisse jener Periode, welche uns eine solche Masse unverdaulicher alchemistischer Werke hinterließ. Mit Kaiser Rudolf II., als auch mit den beiden reichen Adepten Wilhelm von Rosenberg und Johann von Hasenburg war Herr Rodowský durch lange Jahre in Verbindung und zugleich in deren Laboratorien thätig; aber bald reichte sein ererbtes und erheiratetes Vermögen für seine alchemistischen und astrologischen Versuche nicht hin, und als auch die Gläubiger keine Gelder mehr vorstrecken wollten, sah er sich 1576 genöthigt, sein Gut Radostow im Königgrätzer Kreise an Herrn Georg Radecký von Radec zu verkaufen. Gänzlich verarmt, fand er bei Herrn von Hasenburg, seinem einstigen Rivalen beim Suchen des „Steines der Weisen“, Obdach auf Schloß Budin, wo er sich nun auf Kosten seines Gönners bis zu seinem Tode, welcher im Jahre 1592 erfolgte, mit alchemistischen Studien beschäftigte, ohne seinem ersehnten Ziele um eines Haares Breite näher gekommen zu sein. Sein einziger Sohn, Johann, welcher von Rudolf II. eine Gnadengabe bezog, verscholl in Vergessenheit, so daß auch in dieser Beziehung die Schicksale der einst so viel genannten altböhmischen Freiherrenfamilien der Hasenburge und der Rodowský's einander vollkommen gleichen.

Der bereits erwähnte Gönner des römischen Adepten Claudius Syrrus, Herr Wenzel Wřesowec von Wřesowic, förderte gleichfalls aus allen Kräften Alchemisten und alchemistische Studien, obwohl er sonst ein gelehrter und kenntnißreicher Mann war und ihm häufig diplomatische und politische Sendungen übertragen wurden. Jener Syrrus arbeitete durch längere Zeit im Laboratorium des Herrn Wřesowec in dessen Hause in der Kleinseite Prags und verfaßte zum Gebrauche seines Gönners zwei lateinische Tractate über das „große Elixir“, welche sich in der Handschriftensammlung des böhmischen Museums befinden. Daß

der Adept später durch Wřesowec's Verwendung an den Hof des Herrn Wilhelm von Rosenberg kam, haben wir bereits erzählt. Wřesowec war ein in den classischen Sprachen wohlbewanderter Mann und seine Bibliothek, über 500 Folianten zählend, gehörte zu den besseren Prags; zahlreiche Schriftsteller widmeten ihm als einem freigebigen Mäcen ihre Werke und er selbst versuchte sich auch in historischen Arbeiten, in welchen sowohl sein böhmischer als auch sein lateinischer Stil sehr gelobt wurde. Obwohl ihn die Alchemie ansehnliche Summen kostete, so hinterließ er doch bei seinem am 18. Juni 1583 erfolgten Tode ein respectables Vermögen, aus welchem er, da er keine directen Erben hinterließ, ein Fideicommiß für die Seitenlinien der Wřesowec gründete. Seine Leiche ruht in der Niklaskirche in der Kleinseite Prags, deren besonderer Wohlthäter er stets gewesen und der er in seinem Testamente noch 1000 Thaler zur Beschaffung von Wein für das h. Abendmahl und zur Unterstützung von armen Schülern und Pilgern vermachte. Den Kleinseitner Stadtrath setzte er zum Erben seiner Bibliothek ein, jedoch unter der Bedingung, daß die Bücher dem öffentlichen Gebrauche stets zugänglich bleiben sollten. Aber die Herren Stadträthe legten das gewiß bedeutende Vermächtniß ad acta, denn schon zu Balbin's Zeiten war die Wřesowec'sche Bibliothek wie verschollen und erst im Jahre 1780 traf man bei einer Renovirung des Kleinseitner Rathhauses auf ein verstecktes Gemach, das mit Kisten voll alter Bücher angefüllt war. Man erkannte in diesem Funde die verloren geglaubte Bibliothek und ließ dieselbe in die k. k. Universitätsbibliothek übertragen, welcher sie eine willkommene Bereicherung zuführte.

Der Letzte der Rosenberge, Herr Peter Wock von Rosenberg, beschäftigte sich wohl auch zeitweilig mit Alchemie, doch entfernt nicht in solchem Maße wie sein Bruder Wilhelm, dessen finanzielle Mißwirthschaft wohl ein abschreckendes Beispiel für seinen Erben gewesen sein mochte. Uebrigens hegte Herr Peter Wock ganz andere Leidenschaften, wie sein berüchtigter Wittingauer Harem, welcher Schönheiten aus allen Ländern Europas enthielt, zur Genüge beweist. Aber selbst bei ihm fehlte es nicht an einem Hof-Alchemisten, welchem im Wittingauer Kloster ein Laboratorium ober dem Keller eingeräumt worden war. Derselbe

hieß Bilant, wurde jedoch insgemein Bleiwart genannt; oft hörte man ihn schlechtweg den „Destillirer“ nennen, da er sich auch mit der Bereitung und dem Verkaufe „unterschiedlicher Wässer“ befaßte. Er überlebte seinen Herrn (Peter Wock von Rosenberg starb 1611) noch viele Jahre, doch ist über seine weiteren Schicksale nichts Näheres bekannt.

Im alchemistischen Laboratorium zu Wittingau war zu Zeiten des Herrn Wilhelm von Rosenberg auch ein anderer eifriger Alchemist, der damalige Verwalter des böhmischen Obermünzmeisteramtes, Herr Peter Hlawsa von Liboslav, beschäftigt, welcher in seiner ämtlichen Stellung mit vielen Bergbeamten, die gleichfalls Alchemie trieben, bekannt geworden war und nach deren Beispiele hierauf alchemistische Forschungen auf eigene Faust anstellte. Er gehörte einem bekannten patrizischen Geschlechte der Altstadt Prag an und trat frühzeitig mit Herrn von Rosenberg in Verbindung, worauf er durch längere Zeit in Gemeinschaft mit den beiden Alchemisten Daniel Prandtner und Jeremias, sowie mit der bereits erwähnten Zauberin Solomena Scheinpflug im Wittingauer Kloster emsig laborirte, ohne jedoch, wie sich aus den bezüglichen Andeutungen des Archivars Březan schließen läßt, irgend einen Erfolg errungen zu haben. Gleich unglücklich war er in der Verwaltung des Münzmeisteramtes, da er, verführt durch seine Leidenschaft für die Alchemie, im Kuttenberger Silberbergwerke eine neue Art des Schmelzens einführte, woraus jedoch der königlichen Kammer ein beträchtlicher Schaden erwuchs, so daß er in Folge dessen seines Amtes enthoben wurde. Die ihm auferlegte Ersatzpflicht wurde ihm später wohl von dem kaiserlichen Gönner aller böhmischen Alchemisten nachgesehen, aber zu einer einträglicheren Lebensstellung, als ihm eben seine Thätigkeit im Wittingauer Kloster bieten konnte, vermochte es Herr Peter Hlawsa selbst im höheren Alter nicht mehr zu bringen und er starb in Dürftigkeit um das Jahr 1589, nachdem er die letzten Jahre seines Lebens das Gnadenbrod des Herrn Wilhelm von Rosenberg genossen.

Die Bergwerke waren überhaupt zu jener Zeit gleichfalls Hauptsitze der Alchemisten, denn von jedem Bergbeamten konnte man dazumal als sicher annehmen, daß er die hermetische Wissen-

schaft pflege. Vorzüglich waren es die so zahlreichen Bergwerke des Erzgebirges und unter diesen wieder jene von Joachimsthal, welche als Hochschulen für alchemistische Studien gelten konnten. Wurde ja der bekannte Alchemist Sebald Schwerzer, der 1601 in Joachimsthal als Berghauptmann starb, von Kaiser Rudolf II. nur seiner alchemistischen Verdienste wegen in dieses wichtige und einträgliche Amt eingesetzt*), worauf die Alchemisterei in jener Bergstadt in großartigem Maßstabe betrieben wurde und in zahlreichen anderen Städten Nachahmung fand. Neben Schwerzer werden in Joachimsthal noch die beiden Mathesius (der Vater war Geistlicher und der Sohn Arzt) als eifrige Alchemisten genannt, außerdem gab es alchemistische Küchen unterhalb der Burg Hassenstein, ferner in den sogenannten „Bischhütten" bei Görkau und in anderen Hüttenwerken des Erzgebirges. Bei der Burg Hassenstein schienen die alchemistischen Arbeiten insofern von Erfolg begleitet gewesen zu sein, als man daselbst in ziemlicher Menge „unreifes Silber" fabricirte, in welchem jedoch in neuerer Zeit Aluminium constatirt wurde.

Das Centrum für alle Alchemisten der damaligen Welt bildete jedoch die königliche Burg auf dem Hradschin zu Prag, wo seit 1576 der kunstsinnige Kaiser Rudolf II. seinen bleibenden Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Hier war durch fast vier Jahrzehnte das Eldorado aller Abenteurer und Schwindler im Gebiete der geheimen Wissenschaften und Künste, hier wurde von dem „neuen Trismegistos" eine förmliche alchemistische Academie gegründet, die zu verschiedenen Zeiten einer wahren Colonie von Adepten und Alchemisten glich, ungerechnet jene Künstler, welche sich mit Magie, Chiromantie, Astrologie oder Verfertigung von Zauberspiegeln und „Mobilia perpetua" beschäftigten und gleichfalls ein stattliches Contingent des kaiserlichen Hofstaates bildeten. Die ersten Jahre seiner Regierung brachte der junge Kaiser nach dem

*) Schwerzer war Alchemist des sächsischen Curfürsten August und wurde 1591 nach Prag berufen, wo er sogleich von Rudolf II. in Dienst aufgenommen wurde. Nachdem er eine Zeit lang in des Kaisers Laboratorium gearbeitet und einige Schriften über die Auffindung des Steines der Weisen (handschriftlich im böhmischen Museum) verfaßt hatte, wurde er in den Adelstand erhoben und zum Berghauptmann ernannt.

Vorbilde seines hochgebildeten Verwandten vom Schloß Ambras, des Erzherzogs Ferdinand von Tirol, mit der Pflege der echten Kunst und Wissenschaft zu, aber im Verlaufe der Zeit gerieth er immer tiefer in die Netze durchtriebener Schwindler, so daß er bald nur für die geheimen Wissenschaften, darunter vor Allem für Alchemie und Astrologie, Sinn und Neigung hatte und durch diese seine Manie selbst klardenkende Männer, wie seinen Leibarzt Thaddäus Hájek von Hájek und Tycho de Brahe, für alchemistische Schwärmereien gewann.

Neben der angeborenen Lust an diesem geheimen Treiben mochte wohl auch der beständige Geldmangel, welcher Rudolf's Regierungsperiode charakterisirt, den Kaiser zu seinen unausgesetzten alchemistischen Versuchen und hiedurch zur angehofften Füllung der leeren Cassen getrieben haben, obwohl gerade dieselben unsinnige Summen verschlangen und jene unheilvolle finanzielle Zerrüttung herbeiführten. Mit vollem Rechte schreibt Balbin, gestützt auf Aussagen von Zeitgenossen Rudolf's, über dessen Verschwendung zu Zwecken der Alchemie Folgendes: „Wie viel Gold Rudolf's chemische Küchen verbrauchten, läßt sich gar nicht bezeichnen! Die Leser mögen sich hievon eine Vorstellung machen, wenn sie die Wißbegierde und Prachtliebe jenes Monarchen, die Schätze an Gold, die Menge von alchemistischen Künstlern, deren Zahl zweihundert erreichte, und die langwierige Dauer ihrer Arbeiten in Betracht ziehen, denn vom Anbeginn bis in die letzten Jahre seiner Regierung ließ der Kaiser nicht einen Augenblick lang die Chemie und die Hoffnung fahren, daß es ihm gelingen werde, Gold zu bereiten."

Wie sehr den kaiserlichen Alchemisten jedoch die Hoffnung täuschte, erhellt am sprechendsten aus der Thatsache, daß nach dem Berichte des bairischen Gesandten Joachim von Donnersberg vom Juli 1610 „bei Hofe ein solcher Mangel an Baarschaft herrschte, daß man dem Einkäufer aus der Hofküche, der nur noch einen Gulden in Rest hatte, als er sich bei der Kammer um weitere Geldverordnung anmeldete, den Bescheid ertheilte, er solle sich mit dem Gulden so lange behelfen, als er könnte, denn für diesmal sei nichts vorhanden". Diese auch anderweitig beglaubigte Thatsache widerlegt am besten die Uebertreibungen der

späteren Berichte, welche davon erzählen, daß man 1612 im Nachlasse des Kaisers nicht weniger als 24 Centner Gold und 60 Centner Silber gefunden habe, welche durchwegs als „Ergebniß der hermetischen Kunst“ angesehen wurden *).

Einen weiteren und vielleicht den hauptsächlichsten Erklärungsgrund für die beispiellose Vertiefung der Kaisers in die alchemistischen und astrologischen Studien finden wir in den politischen Intriguen seiner Minister, welche letzteren Rudolf II. den Staatsgeschäften immer mehr und mehr entfremdeten, um in der Führung der Verwaltung aller öffentlichen Angelegenheiten freie Hand zu bekommen. Bei dem arbeits- und menschenscheuen Charakter des Kaisers gelang dies den Hofintriguanten nur zu bald und hat sich in dieser Beziehung der berüchtigte Geheimrath und oberster Kammerherr Rudolf's II., Wolf Freiherr von Rumpf, das meiste Verdienst erworben. Im Vereine mit seinem Genossen, dem Geheimrath Paul Sixt Trautsohn von Falkenstein, und den nicht minder berüchtigten Kammerdienern des Kaisers wußte er die Thätigkeit Rudolf's ausschließlich auf dessen alchemistische und astrologische Laboratorien zu beschränken und mit Trautsohn sich zu unumschränkten Machthabern auf dem Hradschiner Hofe aufzuwerfen. Und selbst als 1600 diese beiden Staatsmänner in Ungnade fielen und eilends den Hof verlassen mußten, geschah in der Lebensweise des Kaisers keine Aenderung mehr, denn derselbe war in seine geheimnißvollen Arbeiten bereits so sehr vertieft, daß er dieselben nicht nur nicht aufgab, sondern nur noch eifriger betrieb.

Unter der Herrschaft Rumpf's begann nun das systematische Anlocken von Alchemisten aus allen Ecken und Enden Europa's an den Prager Hof, welches nach dem hier Gesagten nur den

*) Nur in dem Falle, als hiemit die in der That großartigen Schätze der Rudolfinischen Kunstkammer gemeint sein sollen, können diese Zahlen als der Wahrheit entsprechend angenommen werden, da bekanntlich nach den Berichten des Chronisten Paul Skála und des bewährten Archäologen Boulenger nach Rudolf's Tode die Gold- und Silbersachen der Kunstkammer mit 17 Millionen bewerthet wurden. Dann war es jedoch edles Metall und kein Flittergold der Alchemisten, welches schwerlich 1648 die Schweden zur Eroberung des Hradschins gelockt hätte.

einzigen Zweck hatte, den Kaiser ohne Unterlaß den Staatsgeschäften abwendig zu machen. Nur hiedurch allein läßt sich die Unzahl von fahrenden Adepten, welche den Hradschin bevölkerten, erklären, denn am Ende hätte selbst Rudolf II. zu der Einsicht kommen müssen, daß er es stets nur mit Schwindlern und Betrügern zu thun habe. Um der Sache einen wissenschaftlichen Anstrich zu geben, wurde von Rumpf der kaiserliche Leibarzt Hájek, welcher in Sachen der Alchemie das größte Vertrauen des Kaisers genoß, zum Examinator aller Alchemisten und Adepten, welche in Rudolf's Laboratorien zugelassen zu werden wünschten, bestellt und mußten dieselben in des Herrn Protomedikus Hause eine Prüfung bestehen. Ebenso ernannte der allmächtige geheime Rath in der Person des Simon Budecius einen Inquisitor über die zahlreichen, zumeist italienischen Edelsteinsucher, welche vorzüglich das Riesengebirge als ihr Revier betrachteten. Doch gab man schon in einigen Jahren selbst diese ziemlich vagen Rücksichten auf und jeder Jünger der geheimen Wissenschaft, welcher die gehörige Dosis Unverschämtheit hatte, war den Hradschiner Ministern willkommen, falls er nur den Kaiser an die Schmelztiegel oder an die astrologischen Instrumente dauernd zu fesseln wußte.

Aus der langen Reihe dieser fahrenden Adepten wollen wir nur die bekanntesten und zugleich interessantesten hervorheben, da dieselben auch die Typen für alle übrigen abgeben. In erster Linie sind hier die beiden englischen Adepten Dr. John Dee und Eduard Kelley zu nennen, welche als das Prototyp aller alchemistischen Schwindler gelten können und unter Rudolf II. in Böhmen eine große Rolle spielten. Der ältere von beiden, Dr. John Dee, war der Sohn eines Weinhändlers in London und widmete sich bereits während seiner Studien in Cambridge der Magie und Alchemie, welchen er dann sein Leben hindurch treu blieb. Nachdem er sich in England einen großen Ruf als Zauberer erworben, bereiste er die meisten Länder Europa's und führte ein sehr bewegtes Leben. Doch wollen wir uns auf die Schilderung seines Aufenthaltes in Böhmen beschränken. Während er eine Zeit lang in England in Zurückgezogenheit lebte, wurde er von dem Apotheker Kelley, einem phantastischen jungen Manne, aufgesucht, der in Worcestershire geboren war und sich ihm als der Besitzer eines

alten Zauberbuches darstellte, welches Zauberformeln enthielt, durch die man Geister beschwören und beherrschen könne. Auch besaß er eine elfenbeinerne Kugel, die man in dem Grabe eines Bischofs gefunden, der große Fortschritte in der Alchemie gemacht, und die mit dem Pulver angefüllt war, welches Metalle in Gold verwandelt. Kelley erbot sich, dem Doctor diese Schätze unter gewissen Bedingungen anzuvertrauen, welche derselbe sogleich annahm, worauf Kelley sein beständiger Hausgenosse und Helfer bei seinen Künsten wurde. Kurz darauf kam ein polnischer Edelmann, Albert von Laski, zu ihnen, welchen sie auf die Bitte des Kaisers Rudolf II. nach Prag begleiteten, da derselbe wünschte, in ihre Geheimnisse eingeweiht zu werden.

Im Jahre 1584 kamen die beiden englischen Alchemisten an den Prager Hof und Dr. Dee hatte sich in kurzer Zeit des vollsten Vertrauens Rudolf's II. zu erfreuen. Dreist erklärte der Schwindler vor dem Kaiser, daß er mit seinem Genius in directer, persönlicher Verbindung stehe und derselbe ihn bei seinen nächtlichen Studien und Forschungen unterstütze; weiter, daß die Geister ihm einen Stein von so hohem Werthe gebracht hätten, daß kein irdisches Königreich so viel werth sei, um nur mit der Eigenschaft desselben verglichen zu werden; diesen wunderbaren Stein befrage er täglich, sehe darin Visionen und führe vermöge desselben Gespräche mit der unsichtbaren Welt. Solche Reden mußten natürlich dem befangenen kaiserlichen Alchemisten imponiren und sein Vertrauen stieg auf's Höchste, als Dee den „heiligen Stein“ in der Wirklichkeit producirte und mit seinen übrigen magischen Instrumenten dem Kaiser zur Verfügung stellte *). Dee mußte sogleich die kaiserliche Burg beziehen und in Rudolf's Laboratorium emsig nach dem „Stein der Weisen“ suchen; früher fertigte er jedoch für den Kaiser einen Zauberspiegel, von welchem er behauptete, daß in demselben alle Figuren und Gestalten, die man nannte, in jeder Handlung gesehen und gehört werden können. Dieser Spiegel be-

*) Nach dem Zeugnisse des gleichzeitigen Schriftstellers Merric Casaubon stellte Dee's „heiliger Stein“ eine große crystallene Kugel vor, die inwendig hohl und ziemlich dick war, aber nur „Eingeweihten“ (hier zeigt sich der Pferdefuß) ihre Visionen sehen ließ.

stand aus einem Stück Steinkohle, das durchaus polirt, rund geschnitten und mit einem Handgriffe versehen war *). Dee heuchelte bei der gelungenen „Entdeckung" dieses Wunders eine solche Freude, daß er in der „Zeitschrift der Magier, Prag 1584" öffentlich Gott für die ihm gewährte Erleuchtung dankte. Nachdem er so durch die Gunst des Kaisers im warmen Neste saß, ließ er seine Familie nach Prag kommen und beschäftigte seinen ältesten Sohn Arthur, welcher bereits in alle Geheimnisse der Alchemisterei eingeweiht war, gleichfalls im kaiserlichen Laboratorium. Wie sehr ihm das Leben am Hradschiner Hofe behagen mochte, erhellt aus dem Umstande, daß er eine durch englische Kaufleute an ihn vermittelte Berufung an den russischen Hof ausschlug, obwohl ihm wahrhaft glänzende Bedingungen angeboten wurden. Czar Feodor versprach ihm einen Jahresgehalt von 2000 Pfund Sterling und dessen allmächtiger Minister Borys Godunow seinerseits noch 1000 Rubel und volle Verköstigung und Bedienung bei Hofe, aber Dee refusirte (wohl nicht aus Leidenschaft für den „Stein der Weisen", wie der russische Chronist Karamsin meint, sondern einfach, weil seine Stellung an Rudolf's II. Hofe noch lucrativer war) und schickte dafür seinen Sohn Arthur nach Moskau, welcher daselbst später Leibarzt des Czaren wurde und ein größeres alchemistisches Werk verfaßte.

Hätte jedoch Dee's Zauberspiegel seinem Besitzer wirklich zukünftige Dinge offenbaren können, wie der Alchemist als weitere Eigenschaft desselben behauptete, dann hätte der Adept die russische Einladung gewiß nicht ausgeschlagen und sich vor seinem nahen Falle bewahrt. Dee, dem es auf dem Hradschin zu wohl erging, begann sich auch in politische Angelegenheiten zu mischen und als eifriger Parteigänger des Geheimrathes Rumpf intriguirte er gegen die katholische Partei, an deren Spitze der Obersthofmeister Georg Popel von Lobkowic und der päpstliche Legat standen. Hierdurch schuf er sich diese Beiden zu unversöhnlichen Feinden, welchen es gelang, den Alchemisten bei dem Kaiser durch die An-

*) Dieser Zauberspiegel hat sich bis auf unsere Zeiten erhalten, denn er gelangte aus der Rudolfinischen Kunstkammer nach England, wo er 1845 bei einer Antiquitäten-Licitation in Strawberry-Hill für 12 Pfd. 12 Shlg. verkauft wurde.

klage zu verschwärzen, daß er ihm durch seine Zauberkünste nach dem Leben trachte, so daß Dee mit seiner Familie 1586 vom Hofe und aus ganz Böhmen verwiesen wurde. Er nahm seinen Weg über Laun, wo er sich einige Zeit lang im Geheimen aufzuhalten gedachte, aber seine mächtigen Feinde verfolgten ihn auch hier, und so mußte er in Annaberg in Sachsen und später in Erfurt und Gotha Zuflucht suchen. Aber die böhmischen alchemistischen Küchen hatten bereits einen großen Reiz für ihn und so kehrte er noch in demselben Jahre insgeheim nach Böhmen zurück, und zwar zu Herrn Wilhelm von Rosenberg, welcher als Gegner des Herrn von Lobkowic bekannt war und daher den flüchtigen Alchemisten in Krumau mit offenen Armen aufnahm. Dee täuschte sich nicht in seiner Annahme, daß er bei dem reichen Magnaten nicht nur gewinnbringende Beschäftigung in dessen alchemistischen Laboratorien, sondern auch ausreichenden Schutz gegen seine Widersacher finden werde; denn als der Obersthofmeister von Dee's Aufenthalt auf Schloß Krumau erfuhr, setzte er beim Kaiser eine neuerliche Ausweisung des Engländers aus Böhmen durch. Aber Wilhelm von Rosenberg, welcher in dem berühmten Alchemisten bereits den „Stein der Weisen“ gefunden zu haben glaubte, trotzte selbst dem kaiserlichen Befehle und lieferte Dee nicht aus. Ja, als Rudolf II. sogar Herrn Wolfgang Rumpf und später den Kammerrath Johann Hofmann von Grünbühel nach Krumau entsendete, blieb Herr von Rosenberg unbeugsam und schickte John Dee als seinen Leibalchemisten nach Wittingau. Wie lange der letztere in dieser Stellung verblieb, finden wir bei Březan nicht verzeichnet, doch mag des Alchemisten unsteter Geist diesen Aufenthalt gewiß bald beendet haben und Dee begann seine Wanderung durch verschiedene Länder Europa's von Neuem, bis er 1607 als achtzigjähriger Greis in größter Dürftigkeit sein Leben schloß.

Ein ungleich schlimmeres Ende fand in Böhmen sein Genosse Eduard Kelley, welcher durch die Eifersucht Dee's bisher vom Hofe ferngehalten worden war, aber nach dessen Fall durch Mithilfe des Geheimraths Rumpf sogleich in die Bresche eintrat, um den Kaiser weiter mit neuen alchemistischen Versuchen zu beschäftigen. Kelley (dessen Name eigentlich Talbot lautete) war, als er nach Prag kam, erst ein dreißigjähriger Mann, von hoher

Gestalt und einnehmenden Gesichtszügen, der zugleich eine gewisse höfische Bildung besaß und vermöge seiner Dreistigkeit sich in den höchsten Kreisen gut zu bewegen wußte. Da der Kaiser in der ersten Zeit von ihm weniger Notiz nahm, als er erwartet haben mochte, trat er in die Dienste des Herrn Wilhelm von Rosenberg, und wir finden ihn im Sommer 1587 beschäftigt im Wittingauer Laboratorium, wo er im April des nächsten Jahres dem dortigen Schreiber eine Tinctur übergab, von welcher Březan im Ungewissen ist, „ob dieselbe zur Bereitung von Gold oder Silber dienen sollte, oder ob nicht wieder ein Betrug dahintersteckе".

Als nun Kelley an den Prager Hof berufen wurde, gewann er den Kaiser nicht nur durch sein sicheres Auftreten und sein cavaliermäßiges Aeußere, das von der gewohnten pedantischen Haltung und sauertöpfischen Miene der bisherigen Adepten vortheilhaft abstach, sondern auch durch seine Zungengeläufigkeit, welche seine Siegeszuversicht für den leichtgläubigen hohen Alchemisten plausibel zu machen wußte. Ebenso wie Dee log er dem bethörten Kaiser alles Mögliche und Unmögliche vor und brillirte vor Allem mit dem goldmachenden Pulver, seiner elfenbeinernen Kugel und seinem Lebenselixir, welches letztere er Rudolf zu verkosten gab. Einige geschickt durchgeführte Transmutationen und Experimente, welche, durch die vielzüngige Fama hundertfach aufgebauscht, in ganz Prag große Sensation erregten, gewannen ihm die Gunst des Kaisers in solchem Maße, daß er ihn nicht nur mit großartigen Geschenken überhäufte, sondern ihn zu seinem Hofalchemisten mit einem ansehnlichen Gehalte ernannte. Aber selbst hiemit war des Kaisers Huld nicht erschöpft, denn der durchtriebene Abenteurer, welcher sich für den Sprößling einer altirischen Ritterfamilie (derer von Ymaimi in der Grafschaft Conagshak) ausgab, wußte Rudolf dahin zu bringen, daß er ihm den böhmischen Ritterstand ertheilte *) und bei den Ständen für seine Aufnahme als böhmischer Landstand sich verwendete. Einem solchen Wunsche mußte willfahrt werden und Kelley's Incolat wurde 1589 in die

*) Durch den vom 23. Februar 1590 datirten Majestätsbrief wurde Kelley als eques auratus für „seine großen und außergewöhnlichen Kenntnisse und erfolgreichen Dienste" in den Ritterstand des Königreiches Böhmen erhoben.

Landtafel eingetragen. Durch volle drei Jahre arbeitete der englische Adept in dem Hradschiner Laboratorium „nicht nur bei Tag, sondern häufig auch durch ganze Nächte“, was ihn jedoch nicht hinderte, mehrmals im Jahre auch die Laboratorien seines früheren Gönners, des Herrn Wilhelm von Rosenberg, zu besuchen und daselbst Gastrollen auf Erwerbung von echtem Golde zu geben. Der Magnat erwies sich dem „Engelendar“ (wie Kelley dazumal in ganz Böhmen genannt wurde) gegenüber noch splendider als selbst der Kaiser, und ein gleichzeitiger Prager Agent des Hauses Fugger constatirt aus Rosenberg'schen Archivsrechnungen, daß Kelley nicht weniger als 300.000 fl. von ihm bezogen habe. Wir finden diese Angabe vollkommen glaubwürdig, wenn wir die späteren Guts- und Häuserkäufe Kelley's in Betracht ziehen, denn neben anderen liegenden Gütern brachte er die Veste Hrádek bei Eule und in dieser letzteren Stadt nicht weniger als zwölf Häuser, das dortige Bräuhaus und die Mühle käuflich an sich, wobei er durch Monopolisirung des gesammten Handels in Eule sein Vermögen noch zu vermehren trachtete und hiedurch den Bürgern jener Bergstadt Veranlassung zu mehrfachen Klagen bei dem Landrechte gab.

Aber all' diese Herrlichkeit nahm ein baldiges Ende, als Kelley im Mai 1591 einen kaiserlichen Beamten, Namens Georg Hunkler, im Duell erstach und deshalb von Prag fliehen mußte. Rudolf II., der eben erst eine drakonische Verordnung gegen die damals in Prag so sehr grassirende Duellwuth erlassen hatte, vergaß in seinem Zorne plötzlich alle früheren „erfolgreichen Dienste“ seines Hofalchemisten und ließ denselben sogleich nach allen Richtungen der Windrose verfolgen. Am nächsten lag natürlich die Vermuthung, daß der Flüchtling bei Herrn Wilhelm von Rosenberg eine Zufluchtsstätte suchen werde, und in der That hatte Kelley von Prag die Richtung gegen Süden eingeschlagen. Im Städtchen Milčin hatte er frische Pferde gewechselt und so die ihn verfolgende reitende Schaar auf seine Spur gebracht. In Soběslau holte ihn dieselbe ein und als er sich zur Gegenwehr setzte, überwältigte man ihn und brachte ihn in das städtische Gefängniß in festen Gewahrsam, bis die weitere Entschließung des Kaisers eingetroffen sein werde. Seine ihn begleitenden Diener

wurden gleichfalls in Haft genommen und er selbst bis auf den nackten Leib durchsucht und aller seiner Habseligkeiten entblößt. Als die Nachricht von der Gefangennehmung Kelley's auf den Hradschin gelangte, entsendete der Kaiser unverzüglich den Hofquartiermeister Gregor Böhl mit dem Hofprofoßen und mehreren Söldnern nach Soběslau, von wo Kelley zuerst in den weißen Thurm auf dem Hradschin und später in das zweite Staatsgefängniß Böhmens, auf Schloß Pürglitz gebracht wurde. Da saß nun der von seiner Höhe gestürzte und in Ungnade gefallene Adept hinter den festen Mauern von Pürglitz und man behandelte ihn so streng, daß Niemand seine Kerkerzelle betreten durfte und er seine Nahrung nur durch ein enges Loch in der Mauer empfing. Seine mitverhafteten Diener wurden gleichfalls in Haft nach Prag gebracht, während seine Frau, sein Bruder, sein Schwager und sein übriges Gesinde in seinem Hause in der Kleinseite Prags strenge bewacht wurden.

Dieses unerwartete Schicksal des englischen Alchemisten machte nicht nur in Böhmen, sondern auch im Auslande großes Aufsehen, wie aus den zahlreichen Fugger'schen Relationen über diesen Fall (gegenwärtig in der Hofbibliothek in Wien) hervorgeht. Wir erfahren aus denselben, daß Kelley in seinem Kerker sich wie wahnsinnig geberdete und durch mehrere Tage keine Speise zu sich nehmen wollte, so daß man für sein Leben fürchtete. Der Kaiser schickte einen Arzt nach Pürglitz, denn Kelley sollte für die peinliche Frage nach seinen alchemistischen Geheimnissen erhalten bleiben. Und als er wieder ein wenig erstarkt war, wurde er wirklich der Tortur unterzogen, obwohl sich die beiden Herren von Rosenberg persönlich bei dem Kaiser für die Unterlassung derselben verwendet hatten. Rudolf war jedoch zu sehr auf die vermeintlichen Geheimnisse des Adepten erpicht, als daß er hätte Gnade walten lassen, und so wurde Kelley auf Pürglitz mehrmaligen peinlichen Verhören unterworfen, zu welchen zwei Hofräthe und ein Hoffecretär von Prag beordert worden waren. Aus einem Briefe des kaiserlichen Kammerdieners Hans Hayden an den Pürglitzer Schloßhauptmann Johann Prollhofer von Purkersdorf vom 8. Feber 1592 erfahren wir den Inhalt dessen, was der Kaiser von seinem ehemaligen Hofalchemisten erfahren wollte. Der Gefangene sollte an-

geben, wie die in seinem Hause gefundene Tinctur, von vier Pfund an Gewicht, wieder klar gemacht werden könne, wie das aurum potabile, welches er dem Kaiser zu verkosten gegeben, bereitet werde, wie man sich des alchemistischen Instrumentes, tritrop genannt, zu bedienen habe und wie der „weiße Thon" (unreifes Silber) herzustellen sei; schließlich solle er dem Kaiser gewisse Tabellen und die Anleitung zur Herstellung von Edelsteinen übermitteln, sowie die Bedeutung der Zahlen und geheimen Charaktere in seinem Notizenbuche, welches er dem Kaiser zugesendet habe, erklären *).

Die Nachricht von der Gefangennehmung Kelley's drang bis nach England, wo sich Dr. John Dee zu dieser Zeit am Hofe der Königin Elisabeth aufhielt, und sogleich verwendete sich derselbe, auf seinen Zwist mit dem einstigen Bundesgenossen vergessend, für ihn bei der Königin, welche hierauf bei Rudolf, wenngleich erfolglos, für den unglücklichen Adepten um Begnadigung ansuchen ließ. Als Kelley die Erfolglosigkeit aller dieser Bemühungen sah, faßte er den Entschluß, durch Flucht seiner Haft, welche in der letzten Zeit eine mildere geworden war, zu entrinnen; er ließ sich auf einem Seil aus dem Fenster seines Gefängnisses herab, aber das Seil riß und Kelley fiel von der Höhe so unglücklich herab, daß er einen Fuß brach und kurz darauf im Pürglitzer Kerker an den Folgen dieses Falles starb. Sein sämmtliches Vermögen wurde hierauf für die königliche Kammer confiscirt. Der kaiserliche Kammerdiener und Laborant Mardochäus de Delle verfaßte über dieses tragische Ende Kelley's folgende Verse:

„Ein Engelländer Eduard Kelläus zu Prag,
Von dem ich noch wahrhaftig sag,
Kam zum alten Herrn von Rosenberg
Und gab da vor ein großes Werk,

*) Kelley richtete aus seiner Haft ein Schreiben an den Kaiser, in welchem er bemerkt, daß er in Böhmen bereits zum zweiten Male in den Kerker geworfen worden (über die erste Haft desselben ist jedoch nichts Näheres bekannt) und sich damit tröstet, daß „bisher stets Barrabas freigelassen und Christus gekreuzigt worden sei". Ueber seine Tinctur spricht er sich da sehr ausführlich, zugleich aber auch sehr dunkel aus und bezeichnet die Hauptingredienz derselben, das Quecksilber, als „prima materia metallorum".

Tingirt in lauter Gold ganz hoch,
Der Kaiser Rudolf erfuhr es auch,
Ließ vor sich kommen diesen Held,
Gab ihm groß Gut und Geld.
Da der Kaiser mit seinen Augen sah,
Was der Natur Kunst vermag,
Das thät dem Kaiser behagen,
Ließ ihn öffentlich zum Ritter schlagen.
Nach großer Freud kam Traurigkeit,
Mit Jürgen Hunkler kam er in Streit;
Kelläus den Hunkler hat erstochen,
Das ließ der Kaiser nicht ungerochen,
Kelläus ins Gefängniß kam,
Dadurch er auch sein Ende nahm:
Zerbrach im Fliehen das eine Bein,
Mußt also sterben ganz allein.
Ach wo mag seine Tinctur sein?
Sie ist noch nicht erfunden
Bis auf die heutige Stunden."

So beschloß Kelley seine Laufbahn wenigstens durch einen Unglücksfall, während so viele seiner Collegen, welche gleich ihm in den Hradschiner alchemistischen Laboratorien beschäftigt gewesen waren, unter der Hand des Henkers auf dem Galgen endeten. Einer von diesen war der Straßburger Goldschmied **Philipp Jakob Güstenhöfer**, welcher von dem später zu erwähnenden schottischen Adepten Setonius in die Geheimnisse der schwarzen Kunst eingeweiht worden war und durch einige, angeblich glücklich bewerkstelligte Transmutationen einen Ruf als kenntnißreicher Adept erlangte, was seine Berufung nach Prag zur Folge hatte. Der Kaiser entsendete im Jahre 1591 seinen Kammerdiener Johann Franke an ihn und ein ansehnliches Geschenk des gekrönten Mäcenas ließ Güstenhöfer sogleich nach der Hauptstadt Böhmens aufbrechen, wo er, wie wir in den Memoiren des Herrn Nikolaus Dačický von Heslow lesen, auf großartigem Fuße sich einführte und neben Rudolf II. bald viele Magnaten des Landes zu seinen Gönnern zählte. Als er dieselben unter dem Vorwande von alchemistischen Forschungen um große Summen geprellt hatte und als ihm zugleich das Seton'sche Elixir ausgegangen war, entlarvte man ihn endlich als Betrüger und der erzürnte Kaiser ließ ihn

in den weißen Thurm setzen. Güstenhöfer gelang es zwar, aus dem Gefängnisse zu entfliehen, doch wurde er von den ihn verfolgenden Häschern in Straßburg erwischt und neuerdings in den Kerker geworfen. Einige ziemlich holperige Knittelverse des genannten Hofpoeten erzählen uns kurz und bündig die Geschichte dieses unglücklichen Straßburgers:

„Güstenhöfer, von Offenburg genannt,
Dem Kaiser Rudolpho wolbekannt,
Daß er in Alchymia erfahren wär,
Ganz fröhlich war der neuen Mähr'.
Sprach: Johann Franke, Du mußt hin,
Daß wir der Sachen werden inn'
Und erfahren den rechten Grund,
Drum säume Du nicht zur Stund!
Ein Gnadenpfennig mit Demant schun (schön!)
Sollt Du ihm verehren thun
Und sagen ihm, daß Wir begehren,
Sein Kunst gänzlich zu lehren.
Kann aber das nit geschieh'n,
Muß er unserer Gefangener sin.
Er ward in weißen Thurm gebracht,
Kam aber weg in einer Nacht.
Ward zu Straßburg wieder gefangen.
Der Kaiser trug groß Verlangen,
Bis er wieder nach Prage kam.
Muß im weißen Thurm sitzen
Und vor großer Angst schwitzen.
Was das End' wird weisen aus,
Erfahren wir aus Kaisers Haus."

Nach längerer Haft gestand Güstenhöfer dem Kaiser ehrlich, daß er die Goldtinctur längst verbraucht habe, daher nicht mehr im Stande sei, weitere Transmutationen zu vollführen. Rudolf ließ ihn hierauf in Freiheit setzen und Güstenhöfer wendete sich nach Sachsen, wo man nach mehreren mißglückten Versuchen kurzen Proceß mit ihm machte und ihn dem Henker überlieferte.

Als sein Schicksalsgenosse ist Johann Heinrich Müller zu nennen, ein besonders frecher Abenteurer, welcher, seines Zeichens ein Bartscheerer, unter die Alchemisten ging und nachdem er als Gehilfe des fahrenden Adepten Rappolt allerlei Taschenspielerkünste erlernt hatte, mit großem Aplomb als Goldmacher auftrat.

In Böhmen betrog er mit seiner Kunst, aus Blei Gold zu fabriciren, mehrere Adelige und schließlich auch den Kaiser selbst, vor welchem er sich als kugelfest bewährte, da er Bleiamalgam auf sich abschießen ließ. Vollends gewann er Rudolf für sich, als er in dessen Laboratorium echtes Gold gemacht hatte, welches er zuvor geschickt in den Tiegel zu bringen wußte. Der Kaiser amusirte sich bei seinen Künsten derart, daß er ihm den Adel mit dem Prädicate von Mühlenfels verlieh. Von Prag begab sich der neugebackene Ritter nach Stuttgart, wo ihn der Herzog von Würtemberg zum Hofadepten ernannte. Als jedoch seine vielfachen Betrügereien und ein Raub an dem polnischen Adepten Sendiwoj an's Tageslicht kamen, wurde er daselbst zum Tode verurtheilt und auf einem eisernen Galgen gehängt.

Nicht besser erging es dem Griechen Mamugna, welcher sich Graf Marco Bragadino nannte und zuerst in Italien mit Goldsuchen und Geisterbeschwörungen viele Leute äffte. In Wien, wohin er 1588 kam, erregte er große Sensation unter den Anhängern der Alchemie und wurde deshalb bald darauf nach Prag berufen, wo er in den Gassen der Stadt nie anders als in Begleitung seiner zwei großen schwarzen Hunde erschien. Aber neben Kelley, welcher sich zu jener Zeit im Zenithe seines Ruhmes befand, schien dem „erlauchten Grafen", wie sich der Betrüger stets tituliren ließ, kein günstiger Stern zu leuchten und so verließ er nach kurzem Aufenthalte Prag, um anderwärts sein Glück zu versuchen. Er begab sich nach München, wo ihn jedoch ein wohlverdientes Schicksal erreichte. Er betrog den Herzog von Baiern, welcher gleich anderen Fürsten ein überaus eifriger Pfleger der alchemistischen Wissenschaft war, um eine große Summe Geldes, der Betrug wurde jedoch entdeckt und Conte Bragadino ohneweiters zum schimpflichen Tode verurtheilt. Im Jahre 1591 wurde er in München auf eine besondere Art hingerichtet, welche zum warnenden Beispiele für alle ähnlichen Abenteurer durch zahlreiche, auch mit Illustrationen verzierte Flugschriften verewigt wurde. In einem mit Flittergold behängten Kleide schleppte man den griechischen Alchemisten unter den Galgen, welcher mit glänzendem Messing beschlagen war und von weitem wie von Gold erglänzte; ein von dessen Querbalken hängender vergoldeter Strick erwartete

sein Opfer. Als der Adept gehängt war, erschossen die Henkersknechte unter dem Galgen zugleich dessen beide Hunde, in denen man leibhafte Teufel witterte und warf deren Cadaver mit dem Leichnam des Gerichteten in dieselbe Grube, die mit schweren Steinen zugedeckt wurde *).

Von ähnlichem Caliber war ein anderer Alchemist, welcher gleichfalls im Jahre 1590 in Prag auftauchte und durch sein Auftreten in der Bevölkerung großes Aufsehen erregte. Es war der berüchtigte Alessandro Scotta, von dessen Ankunft in Prag ein Fugger'scher Agent unter'm 14. August 1590 berichtet: „Scotta kam mit drei Carossen und vierzig Pferden in Prag angefahren, umgeben von einer zahlreichen Begleitung und zwanzig Dienern zu Pferde; der Zauberer selbst saß in einem mit rothem Sammt ausgeschlagenen Wagen und logirte sich in der Altstadt ein, wo für ihn eine glänzende Wohnung eingerichtet worden war." Selbstverständlich empfing er Besuche vieler hoher Herren und wurde auch bei Rudolf II. eingeführt, um in dessen Laboratorium seine Weisheit glänzen zu lassen. Der pecuniäre Erfolg Scotta's hiebei muß aber eben nicht groß gewesen sein, denn schon im Jahre 1593 treffen wir den Adepten in einer hölzernen Bude auf dem Altstädter Ringe, wo er das Publicum für Geld seine Kunststücke sehen ließ. Aber auch diesen Platz mußte er räumen, als der Primator Krocin von Drahobejl seinen berühmten marmornen Röhrkasten an derselben Stelle des Altstädter Ringes aufstellen ließ. Später ging Scotta nach Coburg, wo er die junge Gemalin des Herzogs verführte, die dann ihren Fehltritt mit zwanzigjähriger Einkerkerung büßen mußte. Auch in seinem Vaterlande Italien

*) Wiewohl Rudolf II. von mancher Seite Grausamkeit des Charakters zum Vorwurfe gemacht wird (Beweis dessen des Kaisers Verfahren gegen Georg Popel von Lobkowic und dessen Tochter Eva, gegen den Feldmarschall Christof Roßwurm, gegen den eigenen Sohn Don Julius Caesar u. A.), so muß doch anderseits wieder anerkannt werden, daß er keinen einzigen von den zahlreichen Adepten, deren Betrügereien klar am Tage lagen, hinrichten ließ, wie dies an anderen Fürstenhöfen nichts Seltenes zu sein pflegte. Das peinliche Verfahren gegen Kelley erschien durch die Tödtung Hunkler's begründet. Alle übrigen Alchemisten, welche in Prag in Haft genommen worden waren, wurden später wieder freigelassen, doch ereilte dieselben das Schicksal des Gehängtwerdens anderswo.

und im nördlichen Deutschland ließ der freche Abenteurer zahlreiche Spuren seines verbrecherischen Treibens zurück.

Unter allen diesen Schwindlern wurde bisher der nicht minder bekannte polnische Adept Michael Sendiwoj für den verhältnißmäßig ehrlichsten — soweit bei Alchemisten überhaupt von Ehrlichkeit die Rede sein kann — gehalten. Doch auch dieser „Ehrenmann“ (für welchen ihn selbst F. B. Mikowec hält, da diesem verdienstvollen Forscher Sendiwoj's Proceßacten im Archive der Altstadt Prag unbekannt waren) geberdete sich um kein Haar besser als alle die anderen Gauner und Betrüger, welche den Hradschiner Hof als Alchemisten bevölkerten. Durchwegs falsche Angaben über sein Vorleben, zumeist von Sendiwoj selbst verbreitet, verschafften diesem Adepten den unverdienten Nimbus einer gewissen Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit, welcher jedoch vor dem gravirenden Inhalte jener gerichtlichen Acten augenblicklich verschwinden muß. Sendiwoj wurde bisher als der Sprosse einer wohlhabenden adeligen Familie zu Krakau angeführt, von welcher er ein ansehnliches Vermögen geerbt haben soll. Am Hofe Sigmund's III., Königs von Polen, habe er mehrere gelungene Transmutationen vollführt, welche Veranlassung gegeben haben, daß Kaiser Rudolf II. den Adepten nach Prag berief und ihn 1598 zum Hofrathe ernannte. Aus den genannten Acten geht jedoch hervor, daß Michael Sendiwoj von leibeigenen Eltern im Sandomierzischen stammte und eines Todtschlages wegen von Polen nach Böhmen sich flüchten mußte. In früherer Zeit mochte er mit dem Alchemisten Kelley Bekanntschaft gemacht haben, denn er suchte denselben auf dieser Flucht mit seiner Familie in Eule auf und genoß dessen Gastfreundschaft daselbst. Doch bot ihm die kleine Landstadt kein geeignetes Terrain für sein alchemistisches Wirken und er trachtete nach Kelley's Falle in Prag Verbindungen anzuknüpfen. Dies gelang ihm insofern, als er nach seiner Ankunft in der Hauptstadt, wo er in dem Gasthause zu den „drei Federn“ auf dem Kohlmarkte Quartier genommen hatte und bald darauf bedenklich erkrankte, von dem ihn behandelnden Arzte Nikolaus Löw von Löwenstein in dessen Haus nahe an der Niklaskirche aufgenommen und durch mehrere Wochen freigehalten wurde. Der großmüthige Gastherr mußte Sendiwoj und dessen Ange-

hörige sogar mit den nothwendigsten Kleidungsstücken versehen, was wohl am besten die Fabel widerlegt, der polnische Adept sei mit einem Vermögen von 80.000 Thalern nach Böhmen gekommen.

Durch Herrn Löw wurde Sendiwoj mit dem reichen Patrizier Ludwig Korálek von Těschin bekannt, welcher ein eifriger Pfleger der alchemistischen Kunst war, wie überhaupt zu jener Zeit die geheime Wissenschaft unter den Bürgern Prags zahlreiche Verehrer hatte. In Korálek's Laboratorium beschäftigten sich mit der Goldsucherei auch der bekannte Rechtsgelehrte Johann Kaper von Kaperstein und des Patriziers Hausarzt Doctor Wenzel Lawin, welche beiden bereits früher einem Alchemisten, Namens Martin Storff, hundert Thaler vorgeschossen hatten und ihm außerdem monatlich 20 Thaler zahlten, um die begonnenen alchemistischen Arbeiten vollenden zu können. Sendiwoj beschloß diese Splendidität der drei Patrizier zu seinem eigenen Vortheile auszubeuten und es gelang ihm namentlich Herrn Korálek so sehr in seine Netze zu locken, daß derselbe dem Adepten sein Haus in der Stephansgasse zur alleinigen Benützung überließ und für dessen Bedürfnisse reichlich sorgte. Selbst Küche und Keller füllte der Jünger der Alchemie seinem Meister stets von Neuem und schenkte dessen Frau zwei schwere goldene Ketten, denen fernerhin noch viele andere Geschenke folgten. In seiner neuen Behausung richtete Sendiwoj ein Laboratorium ein, wo er vor den Augen Korálek's seine Wunderstückchen vollführte. So zog er einstmals aus der Wand einen Nagel und eine Schraube, die zum Aufhängen von Kleidungsstücken dienten, und nachdem er diese beiden eisernen Gegenstände mit einer Flüssigkeit befeuchtet und über glühende Kohlen gehalten hatte, waren sowohl Nagel als Schraube in „echtes Silber" verwandelt. Herr Korálek gerieth vor freudiger Ueberraschung ganz außer sich und war nun von der wunderthätigen Kunst Sendiwoj's vollends überzeugt. Sogleich theilte er die Nachricht von der gelungenen Transmutation allen seinen alchemistischen Genossen mit; Herr Kaper von Kaperstein, welcher den versilberten Nagel in die Hand bekam, erkannte denselben für reines Silber an und machte auch den kaiserlichen Diener Georg Kumler, einen Deutschen von Geburt, welcher Korálek's Laboratorium gleichfalls öfter zu besuchen pflegte, mit diesem günstigen Resultate bekannt.

Die Geschichte machte in Prag, wo sich fast jeder zehnte Mensch mit alchemistischen Forschungen beschäftigte, großes Aufsehen und bald hieß es allgemein, Sendiwoj habe bei einem egyptischen Meister die Bereitung des „Steines der Weisen" gelernt und mit seinem Lebensarcanum (das aus einem weißen und einem rothen Pulver bestehe) bereits wahre Wundercuren vollbracht. Herr Nikolaus Löw, so hieß es weiter, habe mit einem winzigen Theile jenes Pulvers, das er sich von dem Adepten erbeten, seinen bereits halbtodten Sohn wieder zum Leben gebracht und mit dem Reste ein Tigelchen voll Quecksilber in echtes Silber verwandelt. Der Besitz dieses Arcanums, welches den Menschen gegen alle Krankheiten gefeit machen sollte, hinderte indeß Sendiwoj nicht, Prag bei Ausbruch der Pest im Jahre 1594 schleunigst zu verlassen; um jedoch seinen Ruf nicht zu schädigen, gab er vor, er sei an den Hof des Curfürsten von Sachsen, Christian II., berufen worden, um in dessen Laboratorium zu arbeiten. Herr Korálek, welcher bereits große Summen auf die Alchemie verwendet hatte, vermißte den Adepten nur schwer und entsendete den Herrn Kaper von Kaperstein mit einem lateinischen Schreiben nach Bautzen in der Lausitz, wohin Sendiwoj zu gehen vorgab, um denselben zur Rückkehr nach Prag zu bewegen. Eine goldene Kette „von schöner Armbandarbeit", dem Adepten als Geschenk zugedacht, sollte seine Bitte unterstützen. Herr Kaper traf jedoch den Flüchtling nicht mehr in Bautzen, wo es hieß, daß Sendiwoj die Stadt mit dem Fürsten von Braunschweig verlassen habe. Er reiste ihm daher bis nach Gröningen nach, kehrte aber auch von dort unverrichteter Sache nach Prag zurück.

Nach einiger Zeit erschien jedoch Sendiwoj selbst plötzlich wieder in seiner Wohnung in der Stephansgasse, worüber Herr Korálek so sehr erfreut war, daß er seinem ersehnten Gaste jenen Brief und die goldene Kette eigenhändig überreichte. Der Adept wollte ein so kostbares Geschenk nicht annehmen, ersuchte jedoch seinen Gönner um ein Darlehen von viertausend Schock meißnisch. Der Patrizier, dessen Säckel bereits erschöpft war, nahm das Geld ohneweiters bei jüdischen Wucherern auf und händigte dasselbe dem Alchemisten ein, welcher hiefür mit Hinzurechnung des Preises der Kette einen Schuldschein über 5600 Schock meißnisch

ausstellte und diese Summe binnen zwei Jahren zurückzuzahlen sich verpflichtete. Diese unsinnige Verschwendung empörte jedoch die Gemalin des Herrn Korálek, die längst gegen die alchemistischen Neigungen ihres Gatten geeifert hatte, so sehr, daß sie sich von demselben trennte und zu ihrer Mutter heimkehrte. Der Adept kam seiner Verpflichtung nur theilweise nach, denn noch 1599 schuldete er Korálek 2000 Schock, obwohl es Thatsache ist, daß Sendiwoj in den nächsten vier Jahren in Prag ein derart ansehnliches Vermögen sammelte, daß er zwei Güter (Lukawic und Lhota) und in Eule von der Witwe Kelley's ein Haus, „Fumberg" genannt, käuflich erwerben konnte. Er war nämlich zu dieser Zeit von dem kaiserlichen Diener Kümler an den Hradschiner Hof gebracht worden, wo er sich bei Rudolf II. großes Vertrauen erwarb und vor anderen Adepten vielfach ausgezeichnet wurde. So ernannte ihn der gekrönte Mäcen bereits vor 1598 zum Hofrathe und beschenkte ihn so reich, daß Sendiwoj bald unter die böhmischen Großgrundbesitzer gehen konnte. In dieser für ihn so vortheilhaft geänderten Lage erwies er sich vielen Schriftstellern als freigebiger Gönner und verfaßte selbst einige alchemistische Schriften.

Im Jahre 1598 floh Sendiwoj vor der Pest von Prag auf seine Besitzung nach Eule, wohin ihm Herr Korálek folgte und einen Wagen voll Lebensmittel und anderer Bedürfnisse für den noch immer hoch verehrten Adepten mitbrachte. Doch hatte der verblendete Mann, der den größten Theil seines Vermögens an Sendiwoj verschwendet hatte, nicht viel mehr zu vergeben und schon im nächsten Jahre erlag er einer Lungenkrankheit, ohne die Erfindung des ersehnten „Lebenselixirs" erlebt zu haben. Auf dem Sterbelager versöhnte er sich mit seiner Gattin, welche nach dessen Tode die bei Sendiwoj ausstehenden 2000 Schock einzutreiben befahl. Der Adept, welcher keine Lust bezeugte, diese Schuld zu tilgen, entfernte sich heimlich aus Prag, wo er das Gerücht verbreiten ließ, daß er das Königreich Böhmen verlassen habe, und begab sich nach Eule, wo er sich eine Zeit lang mit Oeconomie beschäftigte. Die Verwandtschaft Korálek's brachte jedoch bei dem Kaiser eine Klage gegen Sendiwoj ein, derselbe habe den verstorbenen Patrizier um dessen ganzes Vermögen gebracht, und bat um Schutz für Korálek's unmündige Tochter Susanna. Rudolf II. übergab

die Klageschrift dem Altstädter Stadtrathe und dieser entsendete den Richter Leonhard Wowes mit mehreren Musketieren nach Eule, um daselbst Sendiwoj in Haft zu nehmen. Nach einigem Widerstande wurde die Verhaftung vollführt und der Adept auf's Altstädter Rathhaus in's Gefängniß gebracht, worin er längere Zeit verblieb. Erst auf Verwendung des Herrn von Hasenburg, welcher als Gönner aller Alchemisten auch Sendiwoj von diesem schimpflichen Schicksale befreien wollte und daher die Haftung für dessen Schuld übernahm, erhielt der Adept seine Freiheit wieder, ohne daß uns jedoch die betreffenden Acten darüber belehren würden, wie er sich schließlich mit Korálek's Erben ausgeglichen.

Dieser unangenehme Vorfall verleidete Sendiwoj den ferneren Aufenthalt in Prag und er beschloß, über diese Geschichte früher Gras wachsen zu lassen, ehe er wieder auf dem Hradschin erscheinen würde. Er versilberte seine liegenden Güter und ergriff den Wanderstab des fahrenden Adepten, um neue Erfahrungen in seinem Fache zu sammeln. Seit 1601, wo er Prag verließ, bereiste er verschiedene Länder Europa's und kam 1603 nach Dresden, wo kurz vorher der Kurfürst Christian den bekannten Alchemisten Alexander Setonius in den Kerker hatte werfen lassen, um von ihm das Geheimniß des sogenannten Setonischen Elixirs zu erzwingen. Sendiwoj, welcher bei Hofe eingeführt worden war, erhielt die Erlaubniß, Seton im Kerker zu besuchen und auszuhorchen, welche Gelegenheit derselbe jedoch zur Befreiung des Alchemisten benützte, worauf er mit ihm nach Krakau floh. Dort starb Seton an den Folgen der schweren Haft und Sendiwoj erbte dessen Handschriften und den Rest des Elixirs, mit welchem nun der polnische Adept auf eigene Faust Transmutationen vollführte, die ihm großen Ruf und neuen Zutritt bei Rudolf II. verschafften.

Sendiwoj kehrte mit dem Seton'schen Elixir 1604 nach Prag zurück und theilte dem Kaiser etwas von dieser geheimen Tinctur mit, so daß Rudolf eigenhändig die Metallverwandlung zu bewerkstelligen die Freude hatte. Daß der Kaiser von der Richtigkeit der Sache vollkommen überzeugt gewesen, beweist die Marmortafel, welche einst in der Rudolfinischen Kunstkammer auf dem Prager Schlosse über dem auf diese Art erlangten „alchemistischen Golde" prangte und die durch Sendiwoj's Tinctur

vergoldete Inschrift trug: „Faciat hoc quispiam alius, quod fecit Sendivogius Polonus.“ (Thue das ein Anderer, was der Pole Sendiwoj gethan hat.) *) Diese Leistung Sendiwoj's vor dem Kaiser machte großes Aufsehen und brachte den Alchemisten sogar in Gefahr, als er einst von Prag nach Krakau fuhr. Ein mährischer Graf ließ ihn nämlich unterwegs aufgreifen, sperrte ihn ein und machte die Mittheilung des Geheimnisses zum Preise der Freilassung. Doch gelang es dem Gefangenen, sich eine Feile zu verschaffen. Er feilte die Eisenstäbe am Fenster durch, zerschnitt seine Kleider und bildete daraus ein Seil, an welchem er sich herabließ. Sobald er in Sicherheit war, klagte er bei dem Kaiser, welcher den Grafen zur Rechenschaft zog und ihm die Strafe auferlegte, dem Gekränkten sein Landgut Gravarna an der schlesischen Grenze abzutreten, welches dann Sendiwoj seiner Tochter (die an einen Herrn von Aichendorf vermählt war) als Heiratsgut übergab.

In demselben Jahre, 1604, veröffentlichte Sendiwoj in Prag Seton's handschriftliches Werk „Cosmopolitae novum lumen chymicum“, welches in zwölf Capiteln vom Steine der Weisen handelt und zwei Jahre später zu Frankfurt am Main in zweiter Auflage, besorgt von Rudolf's Leibarzt, Martin Ruhland, erschien, worauf dann noch zahlreiche andere Auflagen und Uebersetzungen desselben in's Deutsche und Französische folgten. Die Herausgabe dieser

---

*) „Mögen diese Verse immerhin schlecht sein,“ bemerkt Schmieder in seiner „Geschichte der Alchemie“, „so sind sie doch Zeugen des Enthusiasmus, in welchen die Wirkung der Seton'schen Tinctur den Kaiser versetzt hatte. Insofern ist diese Tabula marmorea Pragensis für die Geschichte der Goldmacherkunst unendlich wichtiger als die Tabula smaragdina Hermetis.“ — Von letzterer Tafel behaupteten bekanntlich die Alchemisten, König Hermes habe das ganze Geheimniß der Chemie als Inschrift in eine Tafel von Smaragd niedergelegt und dieselbe in sein Grab legen lassen; doch wisse Niemand, wo sich das Grab mit dem werthvollen steinernen Documente befinde. Die Marmortafel aber in der Burg auf dem Hradschin sah noch im Jahre 1650 Desnoyers, Geheimsecretär der Königin Maria Gonzaga, welcher damals die Kunstkammer in Augenschein genommen hatte, an ihrer alten Stelle; dieselbe war daher der Plünderung durch die Schweden 1648 entgangen, um jedoch ein Jahrhundert später in Gesellschaft des weltberühmten Ilioneus und anderer Kunstwerke zuerst in die Casematten der Burg und schließlich unter die in den Hirschgraben geworfenen Bruchstücke derselben zu gelangen.

Abhandlung verschaffte dem Adepten einen Ruf an den Hof des Herzogs von Würtemberg, wo ihm jedoch der Alchemist Müller von Mühlenfels den Rest des Seton'schen Elixirs raubte und ihm hiedurch weitere Transmutationen unmöglich machte. Trotzdem beschäftigte sich Sendiwoj noch durch mehr als drei Jahrzehnte mit alchemistischen Forschungen, doch wird nur noch einmal einer „glücklichen" Transformation dieses Adepten erwähnt, als er Kaiser Ferdinand II. eine große Ueberraschung dadurch bereitete, daß er vor dessen Augen einen silbernen Thaler der Hälfte nach in Gold verwandelte, während die andere Hälfte silbern blieb. (Wie ein solches „Wunder" bewerkstelligt werden kann, darüber gibt jetzt jedes Lehrbuch der Chemie klare Auskunft.) Nach der Weißenberger Schlacht trat Sendiwoj in die Dienste des siegreichen Kaisers und wurden hier seine alchemistischen Versuche anständig honorirt, denn Ferdinand II. setzte ihm 1626 aus den Einkünften der schlesischen Kammer einen Jahresgehalt von 500 fl., später einen solchen von 1000 fl. aus, obwohl Sendiwoj nicht weniger als zwei Dörfer in Mähren (Chlebic und Zlámaný Oujezd bei Ungarisch-Brod) und ein Haus in Olmütz prätendirt hatte. Auch später noch beschenkte ihn der Kaiser mit namhaften Geldspenden, doch versiegte die Quelle nach dem Tode Kaiser Ferdinand's II. für den Alchemisten vollends und starb derselbe 1646 als achtzigjähriger Greis in derselben Armuth, welcher schließlich jeder Adept, wenn er nicht eben ein fürstliches Vermögen hatte, anheimfiel *).

Neben all' diesen Alchemisten von Fach beschäftigten sich in der Burg auf dem Hradschin mit der geheimen Wissenschaft auch die kaiserlichen Leibärzte, von welchen wir Thaddäus Hájek bereits erwähnt haben, ferner Michael Mayer und Martin Ruhland, vorzugsweise aber die Kammerdiener Rudolf's II., die sämmtlich als Laboranten in den alchemistischen Küchen verwendet wurden, daher leicht in Versuchung gelangen konnten, den „Stein der Weisen" auf eigene Faust zu suchen. So werden als

---

*) So erging am 19. September 1629 ein kaiserlicher Befehl an die böhmischen Kammern, daß „dem H. Michaeln Sendiuogio in abschlag seiner hoffprätensionen auß denen bej der letzten Confiscations Commission einkombenden mittlen 6000 fl. bezahlt werden sollen". (Auszug aus den Registraturs-Büchern des k. k. Hofkammer-Archives in Wien.)

Alchemisten genannt die Kammerdiener Hans Hayden, Mardochäus de Delle*), Johann Marquard Kürbach, Hieronymus Makowský, vornehmlich aber die letzten zwei Kammerdiener des Kaisers, Philipp Lang von Langenfels und Kaspar Rucký von Rudz, beide berüchtigt durch ihre zahlreichen Verbrechen und ihr schlimmes Ende.

Ueber die Thätigkeit der ersteren vier ist nichts Besonderes zu melden, während man von Lang weiß, daß er in seinem Hause viel laborirte und sein durch Gaunereien aller Art erworbenes Vermögen noch durch das „große Elixir" zu vermehren trachtete. Rucký fand sogar durch seine Vorliebe für das „alchemistische Gold" einen schimpflichen Tod. Denn als Rudolf II. am Morgen des 20. Jänner 1612 seinen letzten Seufzer ausgehaucht hatte und sein Tod laut Beschluß der Minister durch drei Tage geheim gehalten werden sollte, erachtete der Kammerdiener diese Gelegenheit für günstig, sich aller Tincturen und chemischen Pulver, sowie einer großen Menge „alchemistischen Goldes" (welches jedoch als echtes Gold aus der Kunstkammer erkannt wurde) aus des Kaisers Nachlasse zu bemächtigen. Doch der Diebstahl kam noch desselben Tages zur Kenntniß der Minister und Rucký wurde mit vielen anderen Dienern des verstorbenen Monarchen (darunter auch Hayden und Kürbach) verhaftet und mit der Folter bedroht. Dies nahm er sich so zu Herzen, daß er sich an der Schnur, an welcher er den Kammerschlüssel zu tragen pflegte, erhängte. Sein Leichnam wurde von dem Henker auf den Richtplatz auf den weißen Berg geführt, förmlich in Stücke gehackt und als sich das Gerücht verbreitete, Rucký gehe im Schlosse als Gespenst herum, wieder herausgegraben und verbrannt**).

*) Dieser war ein Italiener, gebürtig von Vitri im Mailändischen, der als Hofpoet die Adeptengeschichten zum Vergnügen seines Herrn in deutsche Reime brachte, zu welchen mehrere Hofmaler die Bilder in auserlesenen Farben lieferten. (Vergl. „Edelgeborene Jungfrau Alchymia".)

**) Khevenhüller erzählt bei dieser Gelegenheit, jenes „alchemistische Gold" sei bei Rucký nicht gefunden worden, sondern habe dasselbe der zu jener Zeit entflohene Schloßhauptmann mit sich genommen. Auch hätte man diesen in Verdacht gehabt, daß er Rucký insgeheim ermordet und dann aufgehängt habe. Diese Behauptungen haben sich jedoch durch neuere Forschungen als unbegründet erwiesen.

Auf diese schmähliche Art endete der letzte von Jenen, welche wir hier als Theilnehmer an dem Alchemistenschwindel der Rudolfinischen Epoche vorgeführt haben; fürwahr ein würdiges Ende jenes heillosen Treibens am Hradschiner Hofe, welches das Land um Millionen gebracht, das Volk dem Herrscher entfremdet und hiedurch auch den Keim zu den darauf folgenden politischen Wirren gelegt hatte. Doch muß es zur Ehre dieses Zeitalters, in welchem selbst ein Thaddäus Hájek und Tycho de Brahe dem Zauberbanne der Alchemisterei verfielen, erwähnt werden, daß es anderntheils doch auch klarer blickende Köpfe gab, welche die Alchemie offen als das, was sie von allem Anbeginne war, nämlich als Schwindel und Betrug charakterisirten und gegen dieselbe scharf loszogen. Vor Allem war es des kaiserlichen Leibmedicus Guarinonius' Sohn Hippolyt, welcher in seinem 1610 in Ingolstadt erschienenen wunderlichen Werke: „Gräuel der Verwüstung menschlichen Geschlechtes" alle Alchemisten als Lügner bezeichnet und die Unmöglichkeit, Gold und Silber aus unedlen Metallen darzustellen, in recht drastischer Form nachweist. Aehnliches hatte schon früher auch der böhmische Schriftsteller Johann Štelcar Želetawský in seinem bereits erwähnten Werke ausgesprochen und die Alchemie als Schwindel bezeichnet. Ebenso sprach sich auch Amos Comenius in seinem im Jahre 1623 geschriebenen berühmten Werke „Labirynt světa" über die Alchemisten mit folgenden Worten aus: „Ich sehe hier Jene, welche Gold und langes Leben durch die Flammen zu gewinnen trachten, aber Beides in den Flammen verlieren."

Doch alle diese warnenden Stimmen verhallten spurlos in dem wüsten Treiben der Alchemisten, welche noch über ein Jahrhundert lang Leichtgläubige mit dem „großen Elixir" und dem „Steine der Weisen" zu täuschen und deren Säckel auszubeuten wußten. Auch nach Rudolf's II. Tode wurde in Böhmen die Alchemie eifrig gepflegt, obwohl uns der bald darauf folgenden stürmischen Ereignisse wegen in dieser Beziehung viel weniger Nachrichten auf diesem Gebiete erhalten blieben, als dies in der vorhergegangenen Periode der Fall gewesen. So wissen wir aus der Zeit vor der Weißenberger Schlacht nur von einem einzigen böhmischen Adeligen, welcher sich mit der Alchemie befaßte und an dieser Stelle Erwähnung verdient. Es war dies der bekannte Feldherr der

böhmischen protestantischen Stände Leonhard Kolona von Fels, welcher an den Ereignissen der Jahre 1618 und 1619 hervorragenden Antheil nahm und später in der Schlacht von Langenlois fiel. Derselbe gerirte sich in der Zeit vor dem Ausbruche der Rebellion als freigebiger Patron der Alchemisten und hatte auf der Engelsburg bei Karlsbad ein Laboratorium eingerichtet, in welchem der Alchemist Jakob Tentzel für ihn arbeitete. Dieser hinterließ eine alchemistische Abhandlung, welche sich in dem Werke „De metallis diversi tractatus“ unter dem Titel „Jakob Tentzels arbeitt, so er herrn Leonhard von Felß geschickt hat“ vorfindet.

Der dreißigjährige Krieg unterbrach nicht die Geschäftigkeit der fahrenden Alchemisten, begünstigte sie vielmehr, indem er die Menschen, gleich Spielkarten, neu mischte. Mitten im Gewühl des Krieges traten dergleichen Figuranten auf, reisten von einem Hofe zum anderen und fanden meistens willfährige Aufnahme. So arbeitete in den Jahren 1627—1628 in dem ehemaligen Rosenbergischen Laboratorium zu Wittingau, welche Herrschaft nun dem Kaiser Ferdinand II. gehörte, der Alchemist Kollart aus Passau für Rechnung des Kaisers, dem er durch seine alchemistischen und Destilirversuche daselbst eine Gesammtauslage von 275 fl. verursachte (worunter 120 fl. für Zinnober), ohne natürlich durch seine verführerische Kunst Etwas erzielt zu haben. Ueberhaupt war Böhmen selbst unter den Gräueln der furchtbaren Herrschaft der Bellona noch immer das gelobte Land der Adepten, denn an Stelle der einstigen heimischen Mäcene traten die nicht minder reichen Emporkömmlinge, welche durch Gewinnung der confiscirten Güter der Rebellen zu Millionären geworden waren, und viele von denselben ahmten die Rosenberge, Hasenburge und Wřesowece als Pfleger der geheimen Wissenschaft und Gönner von deren Jüngern nach. Inwiefern der Herzog von Friedland, Albrecht von Waldstein, dieser große Freund der Astrologen, auch mit der zweiten geheimen Wissenschaft, der Alchemie, sich befaßte, darüber finden wir keine directen Aufzeichnungen, doch kann man als sicher annehmen, daß sein Hof gewiß auch von fahrenden Adepten besucht worden war, obwohl es bekannt ist, daß Waldstein auf praktischere Art als durch den Schmelztiegel Millionen zu erwerben und zu erpressen wußte.

Ein freigebiger Gönner der Alchemisten war jedoch Graf Heinrich Schlick, seit 1632 Präsident des Hofkriegsrathes, Besitzer der Herrschaften Plan, Kotzengrün, Hauenstein, Kopidlno, Welisch, Stará, Ploschkowitz, Pohlig und Zahořan in Böhmen, Kunstadt in Mähren, so daß derselbe zu den reichsten Magnaten im Lande zählte. Sein Hofstaat verschlang aber ungeheure Summen Geldes und nachdem die Einnahmen der einzelnen Herrschaften und Güter in Folge der Kriegszeiten häufig gering waren, so wurden schließlich Schulden gemacht. Leicht erklärlich ist es daher, daß der Graf wenigstens mit „alchemistischem Golde" seinen geleerten Cassen aufhelfen wollte und hiebei die Mithilfe des zu jener Zeit vielgenannten französischen Alchemisten Busardière in Anspruch nahm. Dieser war in den ersten Jahren der Regierung Ferdinand's III. nach Prag gekommen und hatte hier bei vielen Adeligen, die Verehrer der geheimen Wissenschaft waren, lohnende Beschäftigung gefunden. Um das Jahr 1640 nahm ihn Graf Heinrich Schlick ausschließlich in seine Dienste und opferte zur Ausübung seiner Kunst bedeutende Summen. Charakteristisch ist in dieser Beziehung ein Schreiben des gräflichen Secretärs Martin Jakob an den Schlick'schen Inspector Beck in Prag (ddto. Regensburg 18. November 1640), in welchem er unter Anderem über Busardière sagt: „Unser neuer Regent aber macht stattliche Intraden, hat droben 1200 fl. aus den Renten, hier 1000 fl. durch Wechsel empfangen, dieser Tage schickt er wieder einen Wechselbrief auf 1300 fl., den sollte man auch hier bezahlen, ist aber nit geschehen, will gern sehen, was daraus werden wird, der Drecknarr macht uns zuletzt gar zu Bettlern. Das Gold hat in Böhmen und hier nicht gerathen wollen, itzt macht er ein Laboratorium zu Ballingen, wird etwan bessere Luft droben sein. Ich weiß nicht, wer ihn befördert hat, hier hat er insgeheim einen solchen Namen, vor dem Gott einen jeden behüten möge." Der Graf selbst schrieb oft an seinen Schloßhauptmann in Plan um Retorten und dergleichen Sachen, welche dieser von dem Apotheker in Eger zu beziehen und nach Regensburg, wo Graf Heinrich Schlick in Folge seiner amtlichen Stellung öfter weilte, zu senden hatte. Natürlich blieben alle diese Bemühungen ohne Erfolg, der Graf gerieth in immer größere Bedrängniß und seine Schulden

nahmen alle Erträgnisse seiner Güter vorweg, so daß selbst den herrschaftlichen Beamten die Gehalte durch mehrere Jahre nicht bezahlt werden konnten. Die Schuldenlast war nach seinem Tode (Graf Heinrich Schlick starb 1650) so groß, daß sein Sohn und Erbe Graf Franz Ernst Schlick sich der meisten Herrschaften entäußern mußte, um allen Forderungen der Gläubiger zu genügen. Als Monsieur Busardière mit seinem alchemistischen Latein zu Ende war, wurde er in Ungnaden entlassen, erhielt jedoch die Begünstigung, im gräflichen Palaste zu Prag weiter seinen alchemistischen Studien obliegen zu können.

Hier wurde der Alchemist im Jahre 1647 plötzlich sehr gefährlich krank und als er seinen gewissen Tod vorhersah, schrieb er an seinen abwesenden vertrauten Freund, den gleichfalls berühmten Alchemisten Richthausen, derselbe möge baldmöglichst nach Prag kommen. Doch Busardière starb, noch bevor sein Freund nach Prag kam. Als dieser angelangt war, fragte er sogleich den Haushofmeister des Hauses, ob sein Freund Busardière nichts mit besonderem Bedachte hinterlassen habe. Darauf antwortete dieser, daß der Verstorbene ihm ein Pulver zur Aufbewahrung besonders empfohlen habe. Schnell griff Richthausen nach diesem Pulver und versteckte es bei sich. Da aber der Graf seinen Haushofmeister nach dem Pulver fragte und dieser dasselbe nicht gleich herbeischaffen konnte, drohte ihm jener mit dem Strange, falls er dasselbe nicht sogleich herbeischaffe. Augenblicklich eilte dieser mit zwei geladenen Pistolen zu Richthausen und drohte ihm mit dem Tode, wofern er ihm das Pulver nicht sogleich zurückstellen würde. Der Alchemist gab ihm nun wohl die Schachtel zurück, nachdem er aber in dieselbe ein anderes Pulver gethan hatte. Graf Schlick glaubte sich im Besitze des wahren „Steines der Weisen“ und war ganz untröstlich darüber, als ihm nach der Eroberung der Kleinseite durch die Schweden gemeldet wurde, daß bei der Plünderung seines Palastes auch die Schachtel mit dem Pulver verloren ging. Deshalb schrieb er an den schwedischen General Grafen von Königsmark und ersuchte denselben in den höflichsten Ausdrücken um die Wiedererhaltung der Schachtel, indem er vorgab, daß er dieses Pulver wider seine Steinbeschwerden gebrauche. Allein der General gab zur Antwort zurück: „Die genannte

Schachtel sei unter der Beute nicht gefunden worden; wäre aber dies auch der Fall gewesen, so hätte er sie ebenfalls zu seinem Nutzen zu verwenden gewußt."

Richthausen wußte dagegen die Beute seinem eigenen Vortheile dienstbar zu machen, denn als Kaiser Ferdinand III. im Jänner 1648 Prag besuchte, stellte er sich demselben auf dem Hradschiner Schlosse vor und übergab ihm einen Gran des rothen Pulvers mit dem Bedeuten, das sei der berühmte Stein der Weisen. Der Kaiser nahm dies für bare Münze und beauftragte den Alchemisten mit der Durchführung seines Experimentes. Am 15. Jänner 1648 fand diese „divina metamorphosis" im Schlosse in Gegenwart des Kaisers und des Oberbergmeisters Grafen Ruß statt und soll der Adept aus einem Gran Tinctur 18.000 Gran Quecksilber in Gold veredelt haben, aus welchem der Kaiser eine einzige Denkmünze von 300 Ducaten schlagen ließ *). Vom Erfolge hoch erfreut, ernannte er Richthausen zu einem Freiherrn von Chaos und verlieh ihm das einträgliche Hofamt eines ungarischen Kammergrafen **).

---

*) Kaiser Leopold I. nahm einst diese goldene Medaille aus einer verborgenen Schachtel in Gegenwart seines Leibarztes Dr. Johann Zwölfer, zeigte sie ihm und gestattete ihm, dieselbe in Kupfer stechen zu lassen, so daß in dessen „Mantissa pharmospagyrica" ein Abdruck davon zu sehen ist. Auf der Vorderseite steht ein nackter Jüngling mit einer strahlenden Sonne auf dem Haupte; in der rechten Hand hat er die Leier des Apollo, in der Linken den Schlangenstab des Mercur. Die lateinische Aufschrift lautet: „Eine göttliche Verwandlung bewerkstelligt zu Prag den 15. Jänner 1648. In Gegenwart Seiner geheiligten Majestät Ferdinand III." Auf der Rückseite stehen in derselben Sprache die Worte: „So wie diese Kunst nur wenigen Menschen bekannt ist, eben so selten kömmt sie an's Licht. Gelobet sei Gott in Ewigkeit, der zuweilen einen Theil seiner unendlichen Kenntniß seinen verächtlichsten Geschöpfen offenbaret." Wie J. F. Gmelin berichtet, soll sich dieselbe noch im Jahre 1797 in der Schatzkammer zu Wien befunden haben.

**) Richthausen, bekannter unter dem Namen eines Freiherrn von Chaos, war kein gewöhnlicher Alchemist, sondern ein um den Staat und den Landesfürsten, wie um die eigene Vaterstadt (Wien) und die höhere Idee der Wohlthätigkeit verdienter Mann, in der Experimental-Physik und Chemie gebildet, im Bergbaue bewährt, Lehrer des kaiserlichen Thronerben in der Chemie, Münzmeister in Wien, als welcher er auch die Münzämter in Prag, Brünn, Graz u. a.

Ein zweiter Verehrer der Alchemie aus den Reihen der damaligen böhmischen Magnaten war Graf Johann Humprecht Černin v. Chudenic, welcher nach seinem kinderlosen Großoheim, dem berühmten Grafen Hermann Černin, Regent des Hauses wurde und als Diplomat und hoher Landesbeamte großen Ansehens sich erfreute. Daß er sich mit Alchemie befaßte, bekundet eine in den Sammlungen des böhmischen Museums sich befindende Münze aus „alchemistischem Golde", welche 1664 dem Grafen gewidmet wurde und nachfolgende Aufschrift führt: „Sr. Exc. dem Herrn Humbert Grafen Černin, seinem Gönner, widmet sein Diener Matthäus M., ein Böhme, dieses chemische Gold 1664." Dieser Alchemist, dessen vollständiger Name sich nicht erhalten hat, scheint ein Genosse des gleichzeitigen Augustinermönches Wenzel Seyler gewesen zu sein, von welchem später noch die Rede sein soll.

Außer zu Kaiser Ferdinand III., von welchem berichtet wird, daß er im Jahre 1650 eine Projection auf Blei machte und daß die aus dem erhaltenen Golde geprägte Medaille noch im vorigen Jahrhunderte in der Münzsammlung auf Schloß Ambras in Tirol gezeigt wurde, hatten die Adepten häufigen Zutritt auch zu dem bekannten Kunstfreund und Mäcen Erzherzog Leopold Wilhelm, dem Wiederhersteller der von den Schweden geplünderten Rudolfinischen Kunstkammer. Hermann Graf von Hatzfeld berichtet im Jahre 1670 von demselben, daß er ihm auf dem Prager Schlosse einstmals folgende Begebenheit erzählt habe: Jemand Unbekannter habe einem der Kammerdiener Rudolf's II. das Geheimniß der Goldmacherkunst gelehrt, jedoch mit dem Bedinge, diese Kunst ja Niemandem, so lange er lebe, bekannt zu machen; nur im Falle, wenn er seinen Tod einmal vorhersehen sollte, möge er einem seiner Kinder dieses erlernte Geheimniß bekannt geben. In der Prager Burg stand noch damals eine Bildsäule, welche eine entblößte weibliche Gestalt, mit einem ausgestreckten Arme und nach der Erde zeigenden Finger, darstellte. Die Deutung dieses Bildnisses war aber Niemandem bekannt. Doch als die letzte Tochter jenes

zweckmäßiger einrichtete. Er starb kinderlos 1663 als Director des Münzwesens in den Erblanden und hinterließ seinen Reichthum, wohl eine halbe Million, den nach ihm genannten Stiftungen für arme Jünglinge, Waisen und Findelkinder.

kaiserlichen Kammerdieners auf ihrem Krankenlager ihr gewisses Lebensende voraussah, entdeckte sie dem von ihr erbetenen Erzherzoge Leopold Wilhelm das ihrem vorangestorbenen Vater bekannt gemachte Kunstgeheimniß und den Ort, wo es bereitet werde; nämlich dort, wohin das weibliche Bildniß mit dem Finger zeige. Als man zur Eröffnung des angegebenen Ortes schritt, kam man zuerst auf viele Lagen von großen Steinen, endlich aber auf eine gewölbte Gruft. Als man aber auch diese öffnete, kam den Handarbeitern, die damit beauftragt waren, ein ungeheurer Qualm von mephitischer Luft nebst einem entsetzlichen Knalle, wie von einer Kanone, entgegen, der Alle zurückschreckte. Doch nach erster überstandener Betäubung und weiter fortgesetzter Nachsuchung fand man in diesem unterirdischen Gewölbe sämmtliche Wände mit einem schwarzen Pulver ganz überzogen, jedoch ohne weitere alchemistische Apparate. An diesen Ort führte nun Erzherzog Leopold Wilhelm den Grafen von Hatzfeld und erzählte ihm jene Begebenheit.

Auch Kaiser Leopold I. kam im Verlaufe seiner langen Regierung (1657 — 1705) öfter mit Alchemisten in Berührung, ja er wurde der Gönner fahrender Adepten, von welchen sich jedoch die meisten am Wiener Hofe aufhielten, daher nicht mehr in deu Grenzen unseres Aufsatzes Beachtung beanspruchen. Nur der bereits erwähnte Augustinermönch Wenzel Seyler war als Adept auch in Böhmen thätig und wußte sich durch angebliche Verwandlung von Zinn in Gold bei dem Kaiser so sehr in Gunst zu setzen, daß er 1678 zum Freiherrn v. Reinersberg und Obermünzmeister in Böhmen ernannt wurde. In Kuttenberg laborirte derselbe durch drei Jahre lang so erfolgreich, daß das gesammte Erträgniß der dortigen Bergwerke in Rauch aufging und er zur Rechtfertigung nach Wien berufen wurde, doch starb er am 18. November 1681 auf der Reise dahin. Die Ducaten, welche Kaiser Leopold aus seinem alchemistischen Golde schlagen ließ, trugen die Inschrift:

Aus Wenzel Seyler's Pulver Macht,
Bin ich von Zinn zu Gold gemacht.

Wohl wurde der Betrug später entdeckt, aber noch war zu jener Zeit der Glaube an die Alchemie so stark, daß 1680 J. F. v. Rain deduciren konnte, daß die Zweifler an der Existenz des Steines der Weisen sich des Verbrechens der Majestätsbeleidigung

schuldig machen, weil nämlich mehrere Kaiser selbst die eifrigsten Alchemisten waren. Auch Kaiser Franz I., der Gemal Maria Theresia's, beschützte den 1746 nach Wien gekommenen und später zur Festungshaft in Temesvar verurtheilten Alchemisten Sehfeld, entließ ihn aus der Haft, ordnete ihm jedoch zwei Officiere zu, welche jede seiner Handlungen und namentlich seine chemischen Arbeiten genau bewachen sollten. Mit einemmale war aber der Adept und seine Wächter verschwunden.

Von nun an gab es unter den Herrschern keine Mäcene der Alchemisten mehr, denn im Verlaufe des 18. Jahrhunderts wurden von gewissenhafteren Forschern allmälich Wege der echten Wissenschaft, der Chemie, geebnet und Lavoisière's Entdeckungen entzogen der Alchemie vollends den Boden. Auch in Böhmen wurde von nun an der wahre Stein der Weisen in der Wissenschaft der organischen Chemie gesucht und die Alchemie sank zum bloßen Märchen herab. Nur die Rosenkreuzer, die auch in Böhmen ihr Wesen trieben, befaßten sich insgeheim mit alchemistischen Versuchen, die auf nähere Beachtung natürlich keinen Anspruch machen können.

Interessant ist es schließlich, daß jene Oertlichkeit Prags, welche den ersten historisch bekannten Alchemisten Böhmens beherbergte, nämlich das Faustische Haus auf dem jetzigen Karlsplatze, zugleich mit dem letzten böhmischen Adepten in Verbindung gebracht wird.

Einer Prager Volkssage nach stand das erwähnte Haus seit Doctor Faust's Zeiten leer und unbewohnt da, denn Niemand getraute sich, Räume zu bewohnen, in welchen der Fürst der Hölle seine nächtlichen Orgien hielt. Erst um die Hälfte des vorigen Jahrhunderts wagte es ein armer Student, Namens Mladota, das verrufene Faustische Haus zu beziehen, indem er nicht einmal so viel hatte, um sich irgendwo anders einzumiethen. Derselbe soll in dem Hause viele Bücher und verschiedenes wunderliche Geräth gefunden haben, welches er dann seinen Besuchern vorwies. Bei der Treppe stand eine Jungfrau, welche Jeden, der sich ihr näherte, mit Wasser aus dem Munde bespritzte. Anderswo war ein Tambour, welcher auf Mladota's Befehl trommelte; in einem Zimmer auf einem großen Tische war ein Schiff mit zwei Steuermännern, welche dasselbe bewegten — außerdem gab es viele ähnliche

Automaten da. Wenn Mladota in dem einen Zimmer an die Decke schlug, ließ sich eine Falltreppe herab, auf welcher er emporsteigen konnte und diese verlor sich dann schnell wieder nach oben. Auch befand sich ein Loch in einer Zimmerdecke, welches man niemals zumauern durfte, denn so oft man dies auch versuchen mochte, immer fiel die Arbeit wieder auseinander. In dieser unheimlichen Umgebung schien sich Mladota bald wohl zu fühlen und binnen Kurzem verschaffte ihm seine Beschäftigung den Ruf eines Alchemisten und Destillateurs, dessen Arcanum unter dem Namen „Luftwasser" noch in diesem Jahrhunderte als ein gesuchtes Arzneimittel bekannt war. Thatsache ist es nämlich, daß ein Besitzer des Faustischen Hauses, Josef (seit 1762) Freiherr Mladota von Solopisk und auch noch dessen Sohn Franz Paul (1796) mit der Bereitung des ehemals sehr berühmten „Luftwassers", welches aus den Salzefflorescenzen des Thonschiefers in dem Skalkafelsen (auf welchem eben das Faustische Haus steht) gewonnen wurde, sich beschäftigt haben.

Dies mögen die letzten böhmischen Adepten gewesen sein, die jedoch bereits von der Haltlosigkeit der alchemistischen Theorien überzeugt zu sein schienen und statt mit der Goldsucherei lieber mit der ungleich lohnenderen Bereitung des „Luftwassers" sich begnügten. Die prosaische Chemie und deren einfache Grundsätze verdrängten auch in Böhmen die phantastischen Lehren der hermetischen Wissenschaft gänzlich vom Schauplatze, Lavoisière trat an die Stelle des Hermes Trismegistos und die Alchemie und die Alchemisten gehörten von da an blos der Culturgeschichte an, das praktische Leben hatte beide für immer aus seinen Reihen gestoßen.

Adamiten und Deisten in Böhmen.

Adamiten und Deisten in Böhmen.

Verirrungen des menschlichen Geistes, die in früheren Jahrhunderten im religiösen Sectenwesen ihren Ausdruck fanden und nur zu oft bis zum heftigsten Fanatismus sich steigerten und dadurch die Quelle mannigfacher Unthaten wurden, hat wohl die Geschichte eines jeden Landes in Europa zu verzeichnen; auch Böhmen macht in dieser Hinsicht von der allgemeinen Regel keine Ausnahme. Ganz abgesehen von den religiösen Factionen des 15. Jahrhunderts, deren wir Dutzende aufzählen könnten, hat die Geschichte Böhmens noch in späterer Zeit die Existenz so mancher fanatischen Secte aufzuweisen, deren Schicksale sich kühn mit anderweitigen ähnlichen Erscheinungen messen können. In erster Reihe muß hier an die ebenso eigenthümliche als fanatische Secte der Adamiten gedacht werden, die ihren Ursprung aus der Husitenzeit herleitet und die nach der ihr von Žižka bereiteten Katastrophe durch Jahrhunderte im Geheimen weiter vegetirte, bis sie unter Josef II. in etwas civilisirterer Form und Gestalt als Secte der Deisten von Neuem auftrat und als solche noch in unserem Zeitalter (während der Wirren des Jahres 1848) im östlichen Böhmen sich wieder öffentliche Geltung zu verschaffen suchte.

Ueber dieses seltsame „Reich Gottes", das die Anhänger der adamitischen und späteren deistischen Secte bildeten, wollen wir Näheres mittheilen, da sowohl das eigentliche Wesen, als auch die Schicksale der böhmischen Adamiten ein nicht zu ignorirendes Blatt der Sittengeschichte des böhmischen Volkes ausfüllen. Doch wollen wir hiebei nicht gar zu scrupulös sein, da wir im Gegentheil der Meinung huldigen, daß es im großen Menschenleben auch solche Käuze geben muß, über die man wohl in unserem erleuchteten Jahrhundert höchstens die Achseln zuckt, denen aber in früheren

Zeitaltern die Aussicht auf den Scheiterhaufen oft in sehr unheimlicher Nähe sich eröffnete.

Die Abstammung des Namens der „Adamiten“ läßt sich ohne weitläufige Deductionen aus jenem Satze der Lehren dieser Secte ableiten, laut welchem einst eine solche Unschuld in die Kirche einkehren werde, wie zur Zeit Adam's und Eva's; diese Unschuld wurde jedoch von den fanatischesten Anhängern der Secte anticipirt, indem sie jenes Costüm als das dem Menschen zuträglichste betrachteten, das weiland Adam im Paradiese trug und mit dem jeder Sterbliche in die Welt tritt. Außerdem wurden sie bei ihrem neuen Auftreten unter Kaiser Josef II. auch „Abrahamiten“ genannt, weil sie sich selbst als dem Altvater Abraham vor seiner Beschneidung ähnlich wähnten. Daß ihnen schließlich auch der Name „böhmische Deisten“ beigelegt wurde, erklärt sich aus dem obersten Grundsatze ihrer Religion, nach welchem ein jeder Adamite, gleichviel ob männlichen, ob weiblichen Geschlechtes, ein Stück der Gottheit, ja zeitweilig die Gottheit selbst war.

Schwieriger gestaltet sich die Untersuchung über den Ursprung der Secte und deren erstes Auftauchen in Böhmen, da es in dieser Beziehung nur unbestimmte Angaben gibt und die ersten Aufzeichnungen der böhmischen Chronisten sich gleich in medias res bewegen. Dieser Mangel an positiven Nachrichten trug dazu bei, daß die Erscheinung der Adamiten seit Langem schon die Phantasie vieler Schriftsteller beschäftigte und eine ansehnliche Anzahl von Schriften hervorrief, die aber sämmtlich von fehlerhaften historischen Daten und vagen Vermuthungen wimmeln, daher wenig oder gar keinen Anspruch auf Glaubwürdigkeit erheben können. Dobrowský hält die ersten böhmischen Adamiten für Begharden oder Waldesier (der richtigere Name für Waldenser), welche bereits im 13. Jahrhundert in Oberösterreich und Baiern zahlreiche Gemeinden bildeten und nach dem Ausbruche der husitischen Unruhen nach Böhmen gekommen sein sollen; er berichtet über dieselben, daß sie „die abscheulichste Unzucht unter der Erde trieben, das Sacrament des Altars verwarfen und das Sacrament der Ehe einen Hureneid nannten“ — daher wirkliche Adamiten und Vorbilder ihrer böhmischen Genossen waren. Doch neuere Forschungen über die Begharden in Oberösterreich und Baiern legen die totale

Unrichtigkeit dieser Auffassung ihrer Lehren und ihres Betragens unwiderleglich dar*) und Dobrowský hätte eher die Wahrheit getroffen, wenn er diese Waldesier als die geistigen Väter der Böhmischen Brüder (wie es jüngst auch der böhmische Historiker Dr. J. Goll nachgewiesen) und nicht der Adamiten bezeichnet hätte. Ebenso unmotivirt erscheint Palacký's Vermuthung, die ersten Beghar-den (40 Männer sammt Weibern und Kindern), von deren Ankunft in Prag 1418 der Chronist Laurentius von Březowa spricht, seien aus Holland gekommen und ihre Lehre sei der schlimmste Communismus (darunter auch Weibergemeinschaft) gewesen, daher diese „Brüder und Schwestern des freien Geistes" als die Begründer des Adamitenthums in Böhmen zu betrachten seien. Die Unstatt-haftigkeit dieser Ansicht erhellt daraus, daß Březowa nur von „Ketzern" überhaupt spricht, ohne über deren Herkunft etwas zu melden, weiter aus dem Umstande, daß laut der oben citirten Quelle die Begharden durchaus keine so schlimmen Communisten waren, für welche sie Palacký ausgibt, und endlich hätte, selbst wenn wir die beabsichtigte Importirung der adamitischen Lehren vom Auslande nach Böhmen annehmen würden, schon die Unkennt-niß der Sprache den „niederländischen Begharden" jede Proselyten-macherei unter dem böhmischen Volke unmöglich gemacht.

Diese Gründe, sowie die eingehendere Betrachtung aller diesbezüglichen Aeußerungen und Vorkommnisse während der ersten Periode der husitischen Bewegung, die ähnlich jeder anderen Erup-tion der Volksgeister an so vielen ungesunden Auswüchsen und

*) Siehe des rühmlich bekannten Forschers Wilhelm Preger in München „Beiträge zur Geschichte der Waldesier im Mittelalter" (Abhandlungen der historischen Classe der kön. baierischen Academie der Wissenschaften, 13. Band 1875), wo der Bericht eines katholischen Priesters (daher eine gewiß unver-dächtige Quelle) über die Waldesier in Baiern und Oberösterreich citirt wird, der also lautet: „Sie zeigen keinen Stolz in der Kleidung, da sie weder zu kostbar, noch zu schlecht gekleidet einhergehen; Handel treiben sie nicht, um der Versuchung zum Lügen, Schwören und Betrügen zu entgehen. Sie arbeiten nur, um leben zu können. Ihre Lehrer sind Weber und Schuhmacher. Sie sind mit dem Nothwendigen zufrieden. Sie leben keusch, namentlich die Leoni-sten (die Armen von Lyon). Sie sind mäßig im Essen und Trinken. Zur Schenke, zum Tanze und anderen Eitelkeiten gehen sie nicht." Fürwahr, ein directer Gegensatz zu dem Treiben der böhmischen Adamiten.

Verirrungen litt, berechtigen uns zu der Behauptung, daß das Adamitenthum in Böhmen allein seinen Ursprung hatte, hier wie nirgends sonst zu öffentlichem Auftreten sich erfrechte und schließlich hier auch sein Ende fand. Die Priorität der Lehre der Böhmischen Brüder, mit welcher einseitige nationale Historiker in Böhmen bisher so viel Staat gemacht haben, ist (durch die Forschungen des erwähnten böhmischen Forschers Dr. Goll) den Waldesiern zuzusprechen; als theilweiser Ersatz hiefür, freilich ein sehr trauriger, mag die Originalität des böhmischen Ursprungs der Adamitenlehren gelten.

Die crasse Abirrung von den Satzungen der übrigen husitischen Secten, die uns in den wahnwitzigen Lehren der Adamiten entgegentritt, ist übrigens eine natürliche, denn es ist eine bekannte Thatsache, daß bei allen socialen und religiösen Umwälzungen die Forderungen der extremen Parteien immer überspannter werden. So trennten sich auch in Böhmen die eifrigeren Taboriten von der gemäßigten Partei der Prager, aus den Taboriten entwickelte sich in der neu angelegten Stadt Tabor die pantheistische Secte unter dem Priester Martin Loquis und schließlich aus dieser die noch schlimmere Partei des Peter Kanisch, gleichfalls eines früheren Geistlichen, von welcher es nur einen Schritt mehr zu den eigentlichen Adamiten gab. Erzählt ja doch von den dreihundert männlichen und weiblichen Anhängern des Letztgenannten, die mit ihrem Oberhaupte im Frühjahr 1421 Tabor verlassen mußten, eine gleichzeitige Reimchronik, daß sie in ihrem neuen Zufluchtsorte, der alten Burg Přibenic, „nackt herumlaufen und auf unanständige Weise unter einander sich vermischen“. Ebenso meldet der Chronist Březowa über sie Folgendes: „Sie irrten auf Bergen und in Wäldern herum und Einige aus ihnen sind auf den Unsinn verfallen, daß sie, Männer und Weiber, ihre Kleider wegwarfen, ganz nackt herumgingen und sagten, sie wären im Stande der Unschuld; man habe wegen der Sünde der ersten Eltern Kleider angezogen. Diesem Unsinne gemäß wähnten sie, daß sie nicht sündigten, wenn ein Bruder sich mit einer Schwester fleischlich vermischte. Hatte Eine empfangen, so glaubte sie vom heiligen Geiste empfangen zu haben. Und leider begingen sie noch mehr, das nicht einmal werth ist, für die Nachwelt verzeichnet zu werden.“

Diese Unglücklichen — daher ursprünglich böhmische Husiten und Taboriten und keine eingewanderten Begharden — sind als der erste Keim für die Secte der Adamiten zu betrachten, denn als der Husitenführer Žižka, der allen diesen extremen Secten den Untergang geschworen, die Burg Přibenic erobert und am 24. April 1421 im Dorfe Klokot bei Tabor an fünfzig Personen beiderlei Geschlechtes, mit dem zugleich gefangenen Peter Kanisch an der Spitze, dem Feuertode auf dem Scheiterhaufen überantwortet hatte, flüchteten die Uebrigen, mehr als zweihundert an der Zahl, in die waldreiche Gegend an der Naser, nicht weit von den Städten Neuhaus und Weseli, wo sie auf einer Insel dieses Flusses in der Nähe des Dorfes Waly eine förmliche Adamitengemeinde gründeten.

Zu ihrem Haupte wählten sie hier einen böhmischen Bauer, Namens Niklas, weswegen in jener Zeit den Adamiten auch der Name „Nikolaiten" beigelegt wurde. Niklas war einer der eifrigsten Verfechter der adamitischen Lehren, der die wirren Ideen der böhmischen Pantheisten noch weiter ausbildete und schließlich nicht nur dem Christenthum, sondern jeder positiven Religion überhaupt entsagte. Dafür nannten ihn seine Jünger Moses, sowie der den Flammen überlieferte Peter Kanisch Jesus hieß, da den Adamiten auch der Sohn Gottes nur ein Mensch war, der sich vor Anderen blos durch seine höhere Frömmigkeit auszeichnete. Die Sacramente und die kirchlichen Ceremonien sahen sie als unnöthige Zuthaten an, die Erbsünde und die ewigen Strafen wurden einfach geleugnet, dagegen die einstige Belohnung der unsterblichen Seele als Fundamentalsatz aufgestellt. Die heil. Schrift erkannten sie in erster Zeit nicht an, später jedoch lasen sie eifrig die Bibel und sangen die Psalmen David's in ihren religiösen Versammlungen. Ihr einziges Gebet bestand aus dem Vater unser, das aber nach ihren Anschauungen umgemodelt war und dessen Anfang also lautete: „Vater unser, der du bist in uns, erleuchte uns und geschehe dein Wille u. s. w." Doch das Hauptmerkmal der Adamiten war die vollständigste Gütergemeinschaft, die selbst auf den menschlichen Körper sich bezog. Niemand durfte Etwas sein Eigen nennen, persönliches und ausschließendes Vermögen war ihnen gänzlich unbekannt. Der Kern ihrer Lehre bestand in dem Satze, daß „Alles, was ist, Gott ist". Daher auch der Mensch ein Theil Gottes

und folglich völlig sündenfrei; selbst die natürlichen Triebe waren ihnen göttlich, daher wurde die Ehe für eine Sünde erklärt und Unkeuschheit als Pflicht aufgestellt. Aus diesem folgt, daß ihnen Alles heilig war, sobald es Allen gemein war, selbst ihre Weiber und Töchter; es war der Communismus auf die höchste Spitze getrieben.

In richtiger Erwartung dessen, daß die Husiten, denen die Entstehung einer derart verworfenen Secte vor aller Welt großen moralischen Eintrag thun mußte, ihrem Treiben nicht lange ruhig zusehen werden, legten die Adamiten auf der genannten Insel eine förmliche Feste an, indem sie die Ufer ringsumher durch hohe Wälle schützten, um vor jedem Ueberfalle sicher zu sein. Von hier aus machten dann die Männer zu nächtlicher Zeit Ausfälle in die umliegende Gegend, überall sengend und plündernd; vornehmlich hatten aber die benachbarten Städtchen, Dörfer und Festen von den Fanatikern zu leiden, die sich bei ihren Raubzügen die größten Schandthaten zu Schulden kommen ließen. So berichtet die schon erwähnte Reimchronik, daß sie überall Männer und Weiber, ja selbst die Kinder in der Wiege mordeten, eines Nachts das Städtchen Weseli in Asche legten und hiebei sechszehn Männer tödteten. Auch in den Städtchen Řečic, Plesche und Platz fanden viele Einwohner unter ihren mörderischen Streichen den Tod, während die Häuser in Flammen aufgingen. Der Junker Schorz von Waly wurde von ihnen gefangengenommen und auf die Insel gebracht, wo er später geköpft und sein Leichnam in den Fluß geworfen wurde. Aber auch unter einander würgten sie sich, denn sie tödteten einen ihrer Priester, Namens Johann, und ein Weib, das sie Maria nannten, wurde von ihnen enthauptet, „weil sie mit Einem über Nacht schlief", während derselbe an einem Raubzuge hätte theilnehmen sollen. Von ihren adamitischen Orgien daselbst berichtet Březowa Folgendes: „Männer und Weiber zogen sich aus und tanzten nackt um's Feuer herum; beim Tanzen sangen sie das Lied der zehn Gebote Gottes. Hatte einer von den Männern Beinkleider an, so rissen sie ihm die Weiber herab und sprachen: Theile mir deinen Geist mit und nimm meinen Geist hin. Sie liefen nun, ein Jeder, mit welcher er wollte und Jede, mit dem sie immer wollte, zu sündigen. Eher aber erhitzten und entzündeten sie sich

in sodomitischen Lüsten. Dies nannten sie das Werk der Liebe und den Willen Gottes und thaten Teufelswerke. Darauf badeten sie sich im Flusse. Allein zur gewissen Zeit ließen sie sich durch den Moses trauen. Einer schämte sich vor dem Anderen dieses Werkes nicht. Denn sie pflegten Alle beisammen in einer Hütte zu liegen." Schließlich sei erwähnt, daß es nach jenem Reimchronisten viele „schöne" Mädchen und Weiber unter ihnen gab.

Dieses kanibalische Treiben, das bisher in Böhmen unerhört gewesen, sowie die durch die Adamiten verübten Greuelthaten riefen im ganzen Lande die größte Entrüstung hervor und Alles verlangte völlige Ausrottung der fanatischen Secte, die der menschlichen Gesellschaft so gefährlich geworden war. Noch im Herbste 1421 bewog der böhmische Magnat Udalrich von Neuhaus, dessen Unterthanen von den bestialischen Bewohnern der Naserinsel am meisten zu leiden hatten, den Husitenführer Žižka zu einem Vernichtungskriege gegen die Adamiten, der auch allsogleich unternommen wurde. Udalrich von Neuhaus stellte seine sämmtlichen Reisigen in's Feld, denen sich auf Geheiß Žižka's der husitische Hauptmann Bořek Klatowský mit 400 Mann taboritischer Kerntruppen anschloß. Mitte October 1421 wurde der Zug gegen die Naserinsel angetreten und Žižka übernahm persönlich die Leitung der Belagerung, die nach allen Regeln der Kriegskunst geführt werden mußte. Die Adamiten erschraken jedoch nicht im mindesten vor der ihnen drohenden Gefahr; im Vertrauen auf ihre stark befestigte Stellung nahmen sie den Kampf auf, dessen Endausgang jedoch für Niemanden mehr zweifelhaft sein konnte.

Angefacht durch ihre Anführer zum wildesten und todesmuthigsten Fanatismus, fochten die Adamiten hinter ihren Wällen mit einer Ausdauer und einem Muthe, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Begünstigt durch ihre vortheilhaftere Stellung, brachten sie den belagernden Truppen enorme Verluste bei, ja selbst Hauptmann Bořek fiel beim entscheidenden Sturme auf die Insel. Doch auf die Länge hin konnte sich die durch den Kampf stets abnehmende Schaar der Fanatiker nicht halten, am 21. October wurde die Insel durch die Uebermacht der Husiten erobert und nun begann in dem engen Raume zwischen den Wällen ein Morden und Schlachten, das wenig ähnliche Beispiele in der Ge-

schichte zählt. Auf ausdrücklichen Befehl Žižka's, der namentlich dadurch empört war, daß die Adamiten der husitischen Bewegung den Stempel des gröbsten Materialismus und der tiefsten Entsittlichung aufdrückten, sollte die ganze sodomitische Sippschaft durch Feuer und Schwert vom Erdboden vertilgt werden. Diesem Gebote wurde von den auf's Höchste erbitterten Truppen wörtlich nachgekommen, denn in wenigen Stunden zählte man auf der Insel über 200 Leichen der Adamiten, von denen auch die Kinder dem Blutbade nicht entgingen.

Nur ein einziger von den Männern, allem Anscheine nach ihr Oberhaupt Niklas, wurde von Žižka am Leben erhalten, um die Grundsätze der adamitischen Lehre öffentlich zu bekennen, die dann zu Papier gebracht und den Theologen nach Prag zur Prüfung überschickt wurden. Nachdem diese Mission des letzten Adamiten vollbracht war, mußte auch dieser den Scheiterhaufen besteigen, an dem die Leichen der früher Erschlagenen zu Asche verbrannt worden waren. Aber selbst diese Asche wurde nicht auf der Erde geduldet, sondern in die Wellen des Naserflusses versenkt. So schrecklich endeten die ersten Adamiten in Böhmen, doch bald zeigte es sich, daß mit der Vertilgung der fanatischen Kämpfer bei Waly nicht zugleich der Geist ihrer scheußlichen Lehre unterdrückt worden. An manchen anderen Orten des südlichen Böhmens hatten die Adamiten Nachfolger gefunden und es erzählt die Chronik, daß auch noch später Herr Udalrich von Neuhaus einige Männer und Weiber von dieser Secte gefangen nahm und dieselben hinrichten ließ. Aeneas Sylvius, der als päpstlicher Legat persönlich in Böhmen geweilt hatte, schrieb 1451 in einem Briefe an den Cardinal Johann von Carvajal, daß es zu jener Zeit noch viele Adamiten oder Nikolaiten, wie er sie nennt, in Böhmen gegeben habe. Dies bestätigen die „Alten Böhmischen Jahrbücher", welche bei dem Jahre 1455 melden, daß sich am Lande noch häufig Adamiten zeigten, welche durch ihre nackten Gestalten die Frauen und Mädchen in den Feldern und auf den Wiesen erschreckten und sie verfolgten. Um diese Zeit und auch noch später waren sie jedoch am zahlreichsten im Chrudimer und Königgrätzer Kreise vertreten, während sie im Süden des Landes bereits vollständig ausgerottet zu sein schienen. Im Jahre 1467 gaben die Adamiten in den

beiden erwähnten Kreisen sogar wieder ein Lebenszeichen in der Oeffentlichkeit von sich, denn als sie erfuhren, daß die Anhänger der neuen Secte der Böhmischen Brüder eine allgemeine Versammlung zum Zwecke der Constituirung der Brüderunität im Dorfe Lhota bei Reichenau abhalten wollten, so schickten sie an dieselbe Abgeordnete und machten den Vorschlag zu einer Vereinigung beider Secten. Selbstverständlich wurde der Antrag zurückgewiesen, doch wurde die Sache ruchbar und gab so den ersten Anstoß zu dem gänzlich ungerechtfertigten, jedoch sehr oft wiederholten Vorwurfe, die Böhmischen Brüder seien eigentlich verkappte Adamiten oder wenigstens Picarden, welche beiden Begriffe, als Schimpfnamen genommen, sich bei dem unwissenden Volke jener Zeit fast nahezu deckten.

Seit dem Jahre 1467 finden sich keine directen Nachrichten über die Adamiten mehr vor, was hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben ist, daß die Anhänger dieser Secte sich fortan im Geheimen hielten und die Ausübung ihrer Lehren nur unter dem Schutze der Nacht und unter Beobachtung des tiefsten Geheimnisses betrieben. Ihre fernere Existenz im Osten Böhmens ist jedoch unbestreitbar, denn noch im Jahre 1519 schrieb Johann Schlechta, Secretär des Königs Wladislav, an Erasmus einen Brief, in welchem von „Nikolaiten" die Rede ist, während der bekannte Johannes Aubanus in seinem 1538 erschienenen Werke über die Völker Europa's ausdrücklich berichtet, daß zu seiner Zeit „die adamitische Secte an einigen Orten in Böhmen noch insgeheim fortdauere".

Im Laufe des 16. Jahrhunderts nahmen diese Nachfolger der Adamiten viel von den Glaubensansichten und Traditionen der gleich ihnen so hart verfolgten Böhmischen Brüder auf, doch die Grundsätze des Communismus blieben unter ihnen stets dieselben, nur daß sie nicht öffentlich geübt wurden. Alle Anstrengungen der geistlichen und weltlichen Behörden erwiesen sich als ungenügend, unter geheimnißvollem Schleier verbreitete sich „die Lehre Gottes" von Gemeinde zu Gemeinde und fand immer zahlreichere, immer eifrigere Anhänger.

Als nach der Schlacht am weißen Berge die Gegenreformation in Böhmen mit Gewalt durchgeführt wurde, bekamen die

im Geheimen vegetirendeu Adamiten den meisten Zuwachs, denn viele Protestanten, obwohl sie sich äußerlich zum Katholicismus bekannten, ließen sich insgeheim unter die Adamiten aufnehmen, die in jener Zeit für Ueberreste der Böhmischen Brüder, folglich für eine nationale Kirche sich ausgaben. Daß dies nicht der Fall war und daß die Brüderunität anderen, von den Lehren der Adamiten himmelweit verschiedenen Satzungen folgte, obwohl sie von ihren Gegnern nur zu oft mit diesen Fanatikern in einen Topf geworfen wurde, bedarf nicht erst eines näheren Beweises.

Aber in der Periode nach dem dreißigjährigen Kriege und noch mehr im vorigen Jahrhundert nahm unter dem Landvolke jener östlichen Kreise Böhmens immer mehr die Meinung überhand, daß die geheimen Adamiten Nachfolger der Husiten und Böhmischen Brüder seien und sie deshalb schon aus nationaler Sympathie geschont und unterstützt werden sollten. So wucherte im Stillen das Unkraut fort und selbst jesuitische Eiferer, die sich als Bekehrer des böhmischen Volkes einen Namen erworben haben, wie der bekannte Büchervertilger P. Konias, konnten dasselbe nicht ausrotten. Dies war um so schwieriger, als die Adamiten, die sich den Forderungen der neuen Zeit schlau anbequemt hatten, wenigstens zum Schein die Pflichten übten, welche die herrschende Religion ihnen auferlegte, und sie ihrem Glauben in den Grenzen der engsten Häuslichkeit lebten *). Doch hatten die ursprünglichen Lehren dieses Glaubens aus leicht erklärlichen Ursachen im Laufe von drei Jahrhunderten mannigfache Veränderungen erfahren, die adamitischen Orgien waren schon gar nicht mehr zu wagen und neben dem Reste der einstigen communistischen Lehren erhielt

*) Unter der Regierung Maria Theresia's begannen jedoch die Behörden diese „Irrgläubigen" zu verfolgen und als sie sich zum katholischen Glauben nicht bekennen wollten, wurden viele von ihnen in's Gefängniß geworfen oder nach Siebenbürgen geschleppt, wo sie zu harter Arbeit in den ärarischen Bergwerken verurtheilt wurden. Dies bewog die in Böhmen Zurückgebliebenen dazu, daß sie an den König von Preußen, Friedrich II., eine Bittschrift richteten, in welcher sie ihn, den sie den „starken Gedeon" nannten, um Befreiung oder wenigstens um Fürbitte bei der Kaiserin ersuchten und am Schlusse des ziemlich verworren lautenden Schriftstückes zu dem hochverrätherischen Wunsche sich verstiegen, „der große Gott möge Euer Königl. Majestät und Allerhöchst Dero Scepter das ganze Königreich Böhmen unterliegen lassen".

sich in voller Geltung nur der oberste Grundsatz dieser Secte, daß „Alles, was ist, Gott ist“, daher aus den ehemaligen Adamiten die purificirten Deisten wurden. Doch auch diese übten ihre Religion, soweit ein Conglomerat der verworrensten Ansichten über Gott und die Natur überhaupt Religion genannt werden kann, nur im Verborgenen aus, und kamen Anhänger der Secte zu größeren Versammlungen zusammen, so geschah dies nur Nachts und an entlegenen Stellen tiefer Waldungen, welcher Umstand zu den vielen mysteriösen Gerüchten über ihr Treiben Anlaß gab.

Erst unter Kaiser Josef II., als das Toleranzpatent erschien, sollte das Geheimniß mehrerer Jahrhunderte an das Tageslicht treten. Als nämlich im Jahre 1781 durch jenes Patent neben der herrschenden katholischen Religion auch dem lutheranischen, calvinischen und jüdischen Bekenntnisse volle Freiheit gewährt wurde, traten auch die böhmischen Deisten offen vor der Welt als eine Glaubenssecte auf, da sie der Ansicht waren, daß ihrem öffentlichen Hervortreten nun nichts mehr im Wege stehe.

Auf wunderbare und im ersten Augenblicke fast unerklärliche Weise verbreiteten sich die Deisten und ihre Zahl stieg in überraschend kurzer Zeit von Hunderten zu Tausenden. Bald hier, bald dort hörte man von ihrem Thun und Wirken und wahrhaft schaudererregend waren die von der Fama übertriebenen Berichte über ihre nächtlichen Zusammenkünfte, Orgien und Tänze *).

Namentlich in den Dorfschaften Wratislaw und Reze (Herrschaft Hohenmauth), in Dobřikow (Herrschaft Zámrsk), in Stradaun und Ostrow (Herrschaft Chroustowic), dann in Žiželic (Herrschaft Chlumec) befanden sich Hauptsitze der Secte, die in allen benachbarten Gemeinden mehr oder weniger zahlreiche Anhänger zählte. Auch in den beiden Gemeinden der Pardubitzer Herrschaft Rokytná

*) Eine solche Zusammenkunft, die zugleich Aufschluß darüber gibt, wie sehr die Deisten jedes Vermögen verachteten, sei hier erwähnt. In einer Dorfschaft bei Leitomischl beschlossen sie, ein Opferfest zu feiern. Einer ihrer Coryphäen rieth ihnen, Alles, was sie an Gold und Silber besitzen, zusammenzutragen und in die bei seinem Gute liegende Pfütze hineinzuwerfen. Sie kamen, und mit einem Rundtanze um die Pfütze feierten sie dieses Opfer. Der schlaue Prophet hat dann wahrscheinlich ein gutes Geschäft mit dem „Opfer“ gemacht.

und Chwojnec traten die Deisten öffentlich auf und nicht weniger als 52 Familien bekannten sich zu ihrer Lehre.

Da jedoch das Toleranzpatent auf die Deisten als eine unerlaubte Secte keine Anwendung finden konnte, hielten dieselben eine allgemeine Versammlung, in der man sich über die Absendung einer Petition an Kaiser Josef II. nach Wien einigte. Sie enthielt die Bitte an den Monarchen, er möge sie und ihren Glauben vor den Feindseligkeiten der Katholiken schützen, welche freilich mit Schaudern das Umsichgreifen dieses Abschaums der menschlichen Gesellschaft sahen.

Ueber den Erfolg dieser Petition konnte man nicht lange im Zweifel sein, die Deputation der Deisten wurde abschlägig beschieden und zugleich die strengste Untersuchung gegen die Anhänger der unlauteren Secte angeordnet. Die Behörden mußten mit gewaltsamen Mitteln auftreten. Der damalige Bischof von Königgrätz, der durch sein humanes Wirken berühmte Háj, mußte alltäglich nach Wien Berichte über den Fortgang der Untersuchung, ja selbst die betreffenden Protokolle senden. Die Untersuchungsacten über diese Angelegenheit befinden sich nun größtentheils in der Bibliothek des Klosters Strahow in Prag, zum Theil in der Bibliothek des böhmischen Museums und wir glauben uns dem Leser nur zu verpflichten, wenn wir aus denselben einzelne Auszüge mittheilen, die sowohl auf das Treiben als auch auf die Irrlehren der Deisten die hellsten Schlaglichter werfen.

Obwohl auf allen Herrschaften fast gleichzeitig die Untersuchung eingeleitet wurde, kamen doch die Deisten der schon erwähnten Gemeinde Žiželic, die schon damals über 1500 Einwohner zählte, deren Mehrzahl sich offen zur Secte bekannte, zuerst zum gerichtlichen Verhöre. Ihr Oberhaupt war ein Bauer, Namens Wrbický, der für den eifrigsten Verfechter der Deisten galt und seine Genossen zum ausdauerndsten Widerstande anspornte.

Wrbický wurde mit noch etwa dreißig Wortführern im Frühjahr 1782 auf die herrschaftliche Kanzlei des Grafen Kinský in Chlumec berufen, wo ihnen sowohl von den Beamten, als auch von den Seelsorgern (unter denen sich auch auf Anordnung des Bischofs Háj der Dechant von Neustadt, P. Hurdálek, später Bischof von Leitmeritz, befand) eindringlich zugeredet wurde, ihrer Ketzerei

zu entsagen und in den Schooß der katholischen Kirche einzutreten. Wrbický antwortete jedoch trotzig im Namen seiner Genossen: „Unseren einzigen Gott wird uns kein Kaiser, kein Bischof und Niemand auf der Welt aus den Herzen reißen!" Alle Uebrigen stimmten ihrem Wortführer bei und eine stürmische Scene folgte der anderen.

Um diesem wirren Durcheinander der Fragen und Antworten zu steuern, wurden alle Deisten aus dem Gerichtssaale entfernt und dann einzeln der Commission vorgeführt. Die Antworten Aller waren jedoch gleichlautend, da sie auf ein derartiges Verhör schon vorbereitet waren. „Wir können auf eure Fragen keine Antwort stellen. Foltert uns, martert uns, ihr werdet uns doch keinen anderen Glauben beibringen, als in dem wir leben. Wir zählen Tausende und aber Tausende von Gleichgesinnten, die aber klüger sind als wir, da sie schweigen. Wir jedoch sind muthvoller, da wir ehrlicher sind."

Als sie nun nach beendetem fruchtlosem Verhör das Protokoll unterschreiben sollten, entsetzten sie sich über alle Maßen und Wrbický rief: „Kennet ihr nicht das Gebot des ewigen Gottes, der im vierten Buche Esdras Cap. 16, Vers 70 befiehlt: „Wer einwilligt oder unterschreibt, fällt der Verachtung und der Schande anheim und das Gelächter der Menschen wird ihn stürzen."

Umsonst boten die anwesenden Geistlichen alle Ueberredungskunst auf, um den hartnäckigen Bauern zu beweisen, daß jener biblische Text nur auf Götzendiener sich beziehe; sie verharrten bei ihrer Weigerung. — „Alle eure Reden sind umsonst," schloß Wrbický seine Rede, „das Gebot Gottes ist für uns wichtiger als das Gebot des Kaisers und des Bischofs, wir unterschreiben nicht!"

Und sie unterschrieben wirklich nicht.

Aehnliche Scenen fanden in Pardubic statt, wo die Deisten von Rokytná und Chwojnec zur Untersuchung gezogen wurden. Hier standen als Wortführer vor dem Gerichte drei Männer, Namens Kašpar, Mazura und Prowaznik. Diese legten im Namen der übrigen Genossen das Glaubensbekenntniß der Deisten ab und betrugen sich eben so stützig, wie die in Chlumec. Als ihnen vorgeworfen wurde, daß sie selbst getauft seien und daß sie zugleich ihre Kinder taufen ließen, erwiderten sie: „Ja, wir sind getauft

worden, weil wir dies als neugeborne Kinder nicht hindern konnten; unsere Kinder jedoch lassen wir nur deswegen taufen, weil wir den nationalen Gebräuchen nicht widerstreben wollen. Aus derselben Ursache lassen wir uns nach katholischer Art trauen, doch eines wie das andere hat keine Bedeutung für uns." Hierauf umarmten sich die Männer und mit vor fanatischer Aufregung leuchtenden Augen verließen sie die Gerichtsstube.

Andere Mitglieder derselben Gemeinden waren des Holzdiebstahls im Walde angeklagt und vertheidigten sich mit ähnlichen Worten. „Der Herr des Weltalls ließ vor unseren Hütten Bäume und Wälder wachsen, warum sollten wir diese Güte nicht nach unseren Bedürfnissen ausnützen? Oder läßt der Herr die Bäume nur für einige Menschen wachsen?"

Auf dieselbe Weise ging es in anderen Gemeinden zu. Doch gelang es den Vorstellungen der Geistlichkeit bald, eine ziemlich große Anzahl der Deisten, die erst später der Secte beigetreten waren, in den Schooß der katholischen Kirche zurückzuführen. Vornehmlich wirkte in diesem Sinne der schon erwähnte P. Hurdálek, der, mit Ausschluß militärischer Beihilfe und aller Gewaltmaßregeln, nur durch gütliches Zureden und Vernunftgründe die Irrlehren auszurotten versuchte, was auch mit großem Erfolge begleitet war. Nur die Stockdeisten ließen sich nicht im Geringsten von ihrer Ketzerei bekehren, sondern verharrten bei ihren Ansichten, die ihnen selbst durch Stockstreiche, militärische Executionen und Geldstrafen nicht benommen werden konnten.

Am starrköpfigsten benahmen sich die Deisten aus der Umgegend von Hohenmauth, wo ganze Dörfer sich zu den deistischen Irrlehren bekannten; in der Gemeinde Wratislaw hatte ihr oberster Führer, ein gewisser Adalbert Walenta, den sie ihren Bischof nannten, seinen Sitz, von wo aus er die ganze Secte verwaltete und ihr die jeweiligen Verhaltungsmaßregeln vorschrieb. Nach den Actenstücken im Archiv des bischöflichen Consistoriums in Königgrätz scheint derselbe jedoch ein durchtriebener Gauner gewesen zu sein, der die Leichtgläubigkeit seiner Anhänger zu seinem Vortheile auszubeuten wußte. Er war im Lesen und Schreiben sehr bewandert und als das Toleranzpatent erschien, gab er den ersten Anstoß zu der ganzen Bewegung der Deisten, indem er den

Leuten vorschwindelte, er stehe mit Kaiser Josef II. in directer Verbindung und es seien ihm alle kaiserlichen Verordnungen früher bekannt, als den Behörden. Dieser letztere Umstand bestätigte sich in der That, aber nur dadurch, daß Walenta einen Kreisdragoner (Amtsdiener) bei dem Kreisamte in Chrudim bestach, der ihm dann alle behördlichen Verfügungen einige Tage früher mittheilte. Dies imponirte den Deisten, zu denen Walenta nie anders als in geheimnißvoller und mystischer Weise sprach, in solchem Maße, daß sie auf jedes seiner Worte schworen und allen seinen Anordnungen, selbst den widersinnigsten und unzüchtigsten, getreulich nachkamen. Aus jenen Acten erhellt ferner, daß Walenta in den Gemeinden Wratislaw, Stradaun, Mentaur, Winar, Čbánow u. A. mit seinen Anhängern beiderlei Geschlechts adamitische Orgien hielt und daß viele Eltern ihre eigenen Töchter seinen sinnlichen Gelüsten opferten, und obwohl er ziemlich häßlich gewesen sein soll, fühlten sich Mädchen und Frauen glücklich, wenn sie ihn küssen konnten *). Meilenweit kamen Deisten zu ihm gezogen, die ihn mit Geld, Speisen und Getränken vollauf versorgten, welche Geschenke er, auf einem erhöhten Stuhle wie ein Dalai-Lama sitzend, mit gnädiger Miene entgegennahm. Den Nachforschungen der Behörden wußte er sich immer schlau zu entziehen, denn seine Anhänger schafften ihn, wenn ihm irgendwo Gefahr drohte, meist in einem Bunde Stroh oder in einem Sack voll Kleien aus dem Bereiche seiner Verfolger, so daß er sein Handwerk längere Zeit hindurch treiben und die Deisten zu hartnäckigem Widerstande gegen die behördlichen Anordnungen und die Bekehrungsversuche der Geistlichkeit aufreizen konnte.

Als alle bisherigen Mittel gegen das Treiben der Deisten als fruchtlos sich erwiesen, wurde durch ein kaiserl. Patent vom Jahre 1783 diese Angelegenheit endgiltig dahin geregelt, daß alle jene Familien, welche nicht öffentlich den Lehren der böhmischen Deisten entsagen wollen, nach Ungarn und Siebenbürgen aus-

---

*) Hiedurch sei die Angabe des Freiherrn v. Helfert berichtigt, der in seiner (in der böhmischen Museumszeitschrift veröffentlichten) Abhandlung über die Religionsschwärmerei in Böhmen unter Josef II. bemerkt, es sei ihm bei seinen diesbezüglichen Forschungen nicht ein einziger Beweis aufgestoßen, der von adamitischen Versündigungen der Deisten gesprochen hätte.

wandern sollen. Doch konnten sie ihre Habe und liegenden Güter ohne allen Anstand veräußern, ja bei vielen unvermögenden Familien wurden die Uebersiedelungskosten durch die Regierung bestritten. Erwähnenswerth ist, daß jene 52 Familien, die in den Gemeinden Rokytná und Chwojnec als Deisten auftraten, sämmtlich den heimatlichen Boden verließen und nach Siebenbürgen auswanderten, wo sie freilich bald verschollen, umsomehr, da bald nach ihrer Uebersiedelung alle jungen Männer unter die Militärgränztruppen eingereiht wurden. Schließlich erging an alle Behörden der Befehl, daß jedem Deisten, der sich öffentlich als solchen declariren werde, gleichviel ob Mann oder Weib, „ohne weitere Rücksorge 24 Prügel- oder Karabatsch-Streiche auf den Hintern gegeben und hiemit wieder nach Haus geschickt werde", und dies solle geschehen, „nicht weil er Deist ist, sondern weil er sagt, das zu sein, was er nicht weiß, was er ist".

Auf diese Art erzielte man in kurzer Zeit, daß die Deisten in Böhmen eben so rasch verschwanden, wie sie erschienen waren. Der Stamm der Secte war ausgewandert, die übrigen traten den Katholiken oder Protestanten bei und fügten sich wenigstens äußerlich deren kirchlichen Gebräuchen. Die katholischen Seelsorger in jenen von dem Deistenthum heimgesuchten Gemeinden mußten indeß alljährlich über die hie und da noch sich zeigenden Ueberreste dieser Secte an die betreffenden geistlichen und weltlichen Behörden Bericht erstatten. In ihren Berichten bezeichneten sie sie als Religionsschwärmer, die Deisten selbst nannten sich jedoch die „dritte Partei", indem sie unter der ersten die Katholiken, unter der zweiten die Protestanten verstanden.

Seit dieser Zeit verschwinden die Deisten in jenen Gegenden Böhmens äußerlich vom Schauplatze, obwohl es unter dem Landvolke allgemein bekannt war, daß Anhänger dieser Secte noch immer im Geheimen existiren, ja selbst Zusammenkünfte zur Ausübung ihrer Lehren abhalten. Im Jahre 1809 verhörte der Kreiscommissär Rösler drei Deisten aus Swratouch wegen Renitenz gegen die herrschaftliche Behörde und wegen Nichtzahlung von Steuern, wobei dieselben erklärten, lieber ihre Bauerngründe verlassen zu wollen, als sich den Anordnungen der weltlichen Behörde zu fügen. Zehn Jahre später hatten sich drei Deisten

von der Herrschaft Chrast wegen ähnlicher Vergehen zu verantworten. Im Jahre 1822 standen wieder vier Männer aus den Gemeinden Swratka, Dědowá und Swratouch (Herrschaft Richenburg) vor Gericht, da sie angeklagt waren, Anhänger der Deisten zu sein, indem sie mit ihren Familien die Kirchen nicht besuchten, die Kinder vom Schulbesuche abhielten, die Robot nicht gutwillig leisten wollten u. dgl. mehr.

Aus dem betreffenden Protokolle über das Verhör dieser „Fanatiker“, ddo. 9. Juli 1822, entnehmen wir einzelne charakteristische Stellen, die zugleich beweisen sollen, wie selbst in unserem aufgeklärten Jahrhunderte die Irrlehren jener Secte unter dem böhmischen Landvolke wucherten.

Der Untersuchungsrichter stellte an den Angeklagten Lexa aus Dědowá die Frage: — „Wie ist euer Name?“ — Angekl. „Ich habe keinen Namen mitgebracht.“ — „Welches ist euer Alter?“ — Angekl. „Seit dem Tage meiner Neugeburt.“ — „Wo seid ihr geboren?“ — Angekl. „In der Mutter des Lebens.“ — „Welcher Religion?“ — Angekl. „Ohne alle Religion.“ — „Euer gegenwärtiger Wohnort?“ — Angekl. „Im Geiste und in der Wahrheit, dem Geiste nach. Der Welt nach jedoch in Dědowá.“ — „Sind eure Eltern noch am Leben?“ — Angekl. „Der Welt nach nicht mehr. Dem Geiste nach wohnt jedoch mein Vater in mir und ich in ihm.“ — „Ledig oder verheiratet?“ — Angekl. „Ledig.“ — „Wie könnt ihr dies behaupten, ihr habt ja seit 20 Jahren ein Eheweib, Namens Theresia, und drei noch lebende Kinder?“ — Angekl. „Ich bin dem Geiste nach ein Sohn und das Weib eine Jungfrau. Die Kinder sind mir vom Vater anvertraut worden.“ — „Der Ortsrichter hat angezeigt, daß ihr nie die Kirche besuchet.“ — Angekl. „Ich besuche deshalb keine Kirche, weil die Mutter des Lebens meine Kirche ist und ich in ihr wohne.“ — „Warum darf eure Tochter Katharina die Schule nicht besuchen?“ — Angekl. „Weil ich die öffentliche Freiheit verkündigt habe.“ — „Wer hat euch hiezu bevollmächtigt?“ — Angekl. „Das ewige, unendliche Leben.“ — „Warum habt ihr seit Jahren die Kopfsteuer nicht entrichtet?“ — Angekl. „Der himmlische Vater ist das Haupt und der fordert keine Steuer von mir.“ — „Wohl aber der Landesherr und seine Obrigkeit.“ — Angekl. „Ich kann zweien

Herren nicht dienen, sonst würde ich den einen oder den anderen bestehlen." — „Warum leistet ihr keine Robot?" — Angekl. Weil ich allen irdischen Dingen entsagt habe." — „Sagt an, welche Ordnung herrschen würde, wenn alle Menschen den irdischen Dingen entsagen würden?" — Angekl. „Ich kann für Niemanden Rede stehen. Es wäre dann jedoch Alles gut, wie im Uranfange. Alles würde Allen gehören, Niemand würde seinem Nebenmenschen etwas entwenden und heilige Ruhe würde herrschen." — „Werdet ihr dem Landesherrn die Steuern zahlen?" — Angekl. „Nein, denn ich besitze kein Land und dem göttlichen Herrn werde ich nur in der Wahrheit und im Geiste dienen."

Auf dieselbe Weise antworteten die übrigen drei Angeklagten, von denen keiner das betreffende Protokoll unterschrieb. Ueber das weitere Schicksal derselben verlautet nichts Näheres; daß sie jedoch und ihre Kinder dem Irrglauben noch weiter zugethan blieben, beweist der Umstand, daß im Jahre 1832 die böhmischen Deisten eine Petition um Anerkennung und Bestätigung ihrer Lehre an den Kaiser Franz I. richteten, die nicht weniger denn 150 Unterschriften zählte. Aus dem sinnlosen Inhalte der Bittschrift konnte in Wien Niemand klug werden, daher schickte man dieselbe unter'm 6. April an das Landesgubernium in Prag, wo man gleich die Vögel an den Federn erkannte und den Anstiftern der Petition jenes Recept verabreichte, das durch die oben bemerkte josefinische Norm bezüglich aller hartnäckigen Deisten vorgeschrieben war. Am schlagendsten wurde jedoch das weitere Fortwuchern der Secte durch das neue massenhafte Auftreten der Deisten im stürmisch bewegten Jahre 1848 dargelegt, in dem dieselben das letzte öffentliche Lebenszeichen von sich gaben.

Als in jenem Jahre auch der Kirche volle Freiheit verheißen wurde, kamen auch wieder die Anhänger der „dritten Secte" zum Vorschein und wollten ihr Glaubensbekenntniß öffentlich ausüben. Die Pfarrherren jener Gemeinden, welche plötzlich unerwartete Besuche von den Abtrünnigen erhielten, indem sie von der katholischen Gemeinde sich lossagen wollten, waren über deren täglich sich mehrende Anzahl höchlichst erstaunt, die übrigen Bewohner zeigten wieder ihre Besorgnisse. Zu jener Zeit tauchte auch der Name „Marokkaner" auf, der den Deisten beigelegt wurde, weil es

unter dem Landvolke hieß, daß dieselben den Kaiser von Marokko als ihr Oberhaupt betrachteten, durch welchen einst das „Reich Gottes“ über den ganzen Erdboden verbreitet werden soll *).

Im November 1848 traten die Deisten der drei Herrschaften Hohenmauth, Zámrsk und Chroustowic zusammen und reichten bei Sr. Majestät dem Kaiser Ferdinand I. eine Bittschrift ein, des nämlichen Inhalts, wie jene unter Kaiser Josef II. Sie enthielt fünf Punkte und war so zusammengesetzt, daß ihre Verfasser für die verrücktesten Köpfe gehalten werden konnten. Zum Beweise wollen wir nur eine Stelle ohne alle Veränderung anführen: „3) Es kam uns in's Gedächtniß, was das ewige Leben sei, und wir sind gekommen auf den Weg, von welchem wir gekommen sind, bevor die Welt war, es ist uns eine wahre Erkenntniß und unveränderliche Ewigkeit zugetheilt worden, o Herr! Ein Wind bist du, mein fühlendes Leben, jetzt bin ich ein schwacher Mensch, bin Staub und werde mich wieder in Staub verwandeln, die Ewigkeit macht eine Veränderung unter den Lebenden und Todten, augenblicklich kehrt ein jeder Mensch wieder in die Erde zurück, und die Gnade ist das ewige Andenken und die Ewigkeit hat keine Anzahl Jahre“ u. s. w.

Die geistliche Behörde prüfte sie, was sie eigentlich wollen und woran sie glauben. Aus dem Resultate der vielen Prüfungen war Nachfolgendes ersichtlich. Sie behaupteten, daß es dem Kaiser nicht nur einerlei ist, ob sich Jemand zu irgend einem Glauben bekenne, sei es der herrschende oder ein geduldeter, sondern daß Se. Majestät ein Wohlgefallen finden, wenn ein Abfall von der katholischen Religion stattfindet. Diejenigen, welche von derselben abfallen, sollen verschiedener Ehren und Vorzüge theilhaftig werden, und darum erklärten sie, Nichtkatholiken zu sein, die keine geduldete Religion anerkennen. Sie wollten weder Katholiken noch Nicht-katholiken sein und ihr sehnlichster Wunsch war, gar keine Religion zu haben. Sie behaupteten ferner, alle Katholiken müßten aus-

*) Diese absurde Idee von einem Einfalle der Marokkaner in Böhmen, Ermordung der Reichen und Vertheilung ihrer Güter unter die Anhänger dieser Secte wurde ihnen von einem Webergesellen, Namens Felzmann, beigebracht, der sich dadurch einen zahlreichen Anhang verschaffte, bis ihm die Behörde durch seine gefängliche Einziehung das Handwerk legte.

gerottet werden, sowie daß ein Feind aus Marokko kommen und sie Alle vernichten und das „Adlernest“ zerstören werde, wo sodann sie allein bleiben und alle Güter unter sich vertheilen werden. Vorderhand hätten sie aber nichts im Besitz, sondern Alles gehöre dem Kaiser. Daher lehnten sie alle Pflichten von sich ab und zahlten keine Steuern, ja sie verhielten sich ganz ruhig, wenn das Amt ihr Vieh oder Getreide verkaufte, damit die Steuern entrichtet werden. Schließlich behaupteten sie, daß Gott in ihnen lebe, die Unsterblichkeit läugneten sie aber ab.

Nach diesem Allem ist es nicht zu wundern, wenn das Volk auch im Jahre 1848 ganz aufgeregt die Verbreitung der Deisten wahrnahm. In vielen Gemeinden kam es zu Streitigkeiten und zwischen beiden Seiten gab es häufig die schrecklichsten Auftritte, bei denen man sich auch der Waffen bediente. In einem Dorfe der Herrschaft Chocen überfielen die übrigen Bewohner das Haus eines „Marokkaners“, zerstörten es und trieben den Mann, das Weib und die Kinder aus demselben, welche viele Wochen umherirrten, ehe sie in das heimatliche Dorf wieder zurückkehrten. Zur Vorbeugung solcher Scenen fanden es die Behörden für nöthig, die Güter der Deisten mit Militär zu besetzen, und dieses Mittel verfehlte seine Wirkung nicht. Allmälich kamen Verblendete zu ihren Geistlichen, reuig bittend, in die Zahl der Gläubigen wieder aufgenommen zu werden. Trotzdem behauptet aber das Landvolk jener östlichen Bezirke, daß bis heute noch eine große Anzahl von Leuten zu den Lehren der Deisten insgeheim sich bekenne, so daß man heutigen Tages noch von „Deisten in Böhmen“ sprechen könne.

Sicher ist es wenigstens, daß das Königgrätzer bischöfliche Consistorium noch im Jahre 1855 ein Circular an die Geistlichkeit erließ, in welchem derselben Instructionen für das Verhalten gegen die Deisten ertheilt werden. Ja selbst im Jahre 1868 erhielt Verfasser dieses eine ausführliche Mittheilung über den „Adamiten“ Josef Nowák aus der Gemeinde Krouna bei Skutsch, der, als ihm im Monate Juli jenes Jahres ein Sohn geboren wurde, denselben nicht taufen lassen wollte, und als er deswegen vor Gericht citirt worden, daselbst dieselben Antworten über seine Religion gab, wie es von seinen Vorfahren unter Josef II. geschehen. Seine Verstocktheit grenzte an's Unglaubliche und man ließ

ihn daher laufen, wiewohl er kaum der „letzte Deist“ in Böhmen gewesen sein mag; nur kümmert sich jetzt Niemand mehr um diese närrischen Käuze, da sie sonst keinen Anlaß zu weiterem Einschreiten gegen sie geben. Ihren Heiland, den Kaiser von Marokko, sollen sie jedoch noch heutzutage „mit jedem Augenblicke“ in Böhmen erwarten, worauf die Gründung des „Reiches Gottes“ allsogleich in Angriff genommen werden soll.



Ein griechischer Abenteurer in Prag.

Ein griechischer Abenteurer in Prag.

Befremdend mag wohl die Thatsache erscheinen, daß der Humanismus, als er nach dem Sturze des letzten Paläologen, der auf dem Throne von Byzanz gesessen, durch die weithin zerstreuten griechischen Gelehrten seinen Einzug in Italien und von dort aus in die übrigen Länder des mittleren Europa feierte, in Böhmen als Gegner der nationalen Bestrebungen auftrat, während derselbe Humanismus in Italien der Renaissance, in Deutschland der Reformation — also Tendenzen nationalen Charakters — die Wege ebnete.

Die Stellung Böhmens zu Rom in kirchlicher Beziehung erklärt uns sofort diesen anscheinenden Widerspruch.

Böhmen hatte bereits ein halbes Jahrhundert vorher die Vollführung der eigentlichen Aufgaben des Humanismus in Angriff genommen, als nämlich die Čechisirung der Prager Universität, ferner Husens reformatorisches Auftreten und endlich die mächtige husitische Bewegung, welche die neue Richtung der Geister in Böhmen derart siegreich werden ließ, daß Georg von Poděbrad selbst Rom mit Erfolg trotzen konnte, dem Lande Böhmen nicht nur zu einer volksthümlichen Regierung verholfen hatten, sondern auch die Wissenschaft von den erdrückenden Fesseln der starren Scholastik befreiten und den Geist auf die Bahn der freien Forschung wiesen.

Da jedoch Rom und dessen damaliger Bundesgenosse Deutschland, als beide vereint gegen das husitische Böhmen mit den Waffen in der Hand auftraten, auf dem Felde des Kampfes stets den Kürzeren zogen, so verfiel einer der hervorragendsten Vertreter Roms jener Zeit auf die im ersten Augenblicke paradox klingende Idee, durch den erwachenden Humanismus zuerst die nationalen Strebungen und nach hinlänglicher Latinisirung des gelehrten Böhmens auch den Husitismus bekämpfen zu lassen.

Aeneas Sylvius Piccolomini (später als Papst Pius II. der heftigste Widersacher Georg's von Podébrad), der Land und Leute in Böhmen aus eigener Anschauung wohl kannte und als päpstlicher Legat von Wien aus eine rege Verbindung mit den katholischen Magnaten und Gelehrten Böhmens unterhielt, war der Vater dieser Idee, die freilich erst ein Jahrhundert später die ersehnte Wirkung herbeiführte. Denn in der That war das gelehrte Böhmen nie mehr in Gefahr, im Latinismus aufzugehen, als um die Mitte des 16. Jahrhunderts, wo es im Lande bereits eine Unzahl von lateinischen Poeten, aber, wenn wir von den Reimschmieden kirchlicher Gesänge absehen, keinen einzigen nationalen Dichter gab. Doch auch im 15. Jahrhunderte schon entfremdete der von Italien aus an die Gestade der Moldau importirte Humanismus den nationalen Bestrebungen viele erleuchtete Männer, von denen wir nur Bohuslaw von Hassenstein und Sigmund Hrubý von Jeleni anführen wollen, die beide ihr Nationalbewußtsein so sehr verloren, daß der Erstere sich einen „Germanen" nannte, der heute nicht ohne eine gewisse Berechtigung zu einem Deutschen gestempelt wird, während der Letztere sein Vaterland verließ und als freiwilliger Exulant dasselbe bis an sein Lebensende mied. Ueberhaupt huldigten alle Humanisten jener Zeit dem Kosmopolitismus und perhorrescirten in ihrer Gelehrtenrepublik, die in Bezug auf gegenseitige Unterstützung dem Freimaurerthum unserer Tage nicht unähnlich war, alle nationalen Sonderungen, während in der Literatur die lateinische Sprache die alleinherrschende sein sollte.

Diese Gefahr für die Nationalität witterten in Böhmen nur zu bald sowohl die Utraquisten als auch die Böhmischen Brüder heraus, welche beiden Secten es an Bekämpfung derselben nicht ermangeln ließen. Von der utraquistischen Prager Universität waren die Humanisten, die größtentheils Katholiken waren, gänzlich ausgeschlossen und die Brüderunität ging in ihrem Hasse gegen den Classicismus so weit, daß sie allen ihren Angehörigen die höheren Studien ausdrücklich untersagte. Nach dem Tode Hassenstein's, des bedeutendsten, jedoch weit überschätzten Vertreters des Humanismus in Böhmen, trat daher ein ziemlich langer Stillstand in der weiteren Ausbildung der Piccolominischen Idee ein und

erst unter Ferdinand I. brach die humanistische Bewegung wieder mit ungleich stärkerer Macht hervor, als ihr in dem reichen Magnaten Johann Hodějowský von Hodějowa ein Mäcen erstand, der den italienischen Mediceern erfolgreich nachstrebte. Er sammelte einen Kreis von Gelehrten um sich, die nur auf die Classiker schworen, er dotirte für sie Lehrstühle an der Universität, er ermöglichte die Herausgabe der Werke der Humanisten (darunter jene Hassenstein's), die zu immer dickeren Folianten anschwollen — kurz, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, als auch die Jesuiten in Böhmen auftauchten und die Bestrebungen der Humanisten unterstützten, schien Piccolomini's Feldzugsplan auf dem besten Wege zum vollen Siege zu sein. Latein, Griechisch und Hebräisch drückten bald die böhmisch-nationalen Geistesleistungen gewaltsam nieder, und galt dies in den ersten Jahren nur in Bezug auf Form und Sprache, so zeigte es sich in nicht langer Zeit nur zu deutlich, daß in Böhmen wohl viele Bürger in den Landstädten ihren Homer und Virgil in der Ursprache lesen konnten, dafür aber an nationalem Bewußtsein so sehr einbüßten, daß dieses letztere in den darauf folgenden religiösen Kämpfen während der ersten zwei Decennien des 17. Jahrhunderts dem gesammten böhmischen Volke fast vollständig abhanden kam.

Doch derart weitblickend, um diese Gefahr vorauszusehen, war keiner von den Männern, die den gelehrten Hof des Herrn von Hodějowa bildeten und die der „Sodalitas literaria", einer nach dem Muster der von Konrad Celtes in Wien gegründeten literarischen Gesellschaft in Prag gebildeten Verbindung von Professoren und Gelehrten angehörten. Mit Eifer pflegten sie classische Studien, zogen die Jugend an sich heran und triumphirten als Männer von Geist und Witz leicht über die utraquistischen Pedanten an der Hochschule, die nur in der „vernacula lingua" tradirten, wie die Humanisten, mit Hassenstein an der Spitze, das Böhmische geringschätzig nannten.

Der eifrigsten Einer unter diesen Bahnbrechern des Classicismus war Magister Matthäus Collinus von Choteřina, der an der Universität den Homer las, für das Griechische enthusiastisch schwärmte und auf die studierende Jugend einen so mächtigen und für die Utraquisten unangenehmen Einfluß übte, daß er bald mit

seinen Collegen, deren bornirte Ansichten er zudem durch beißende Epigramme und satyrische Gedichte bekämpfte, in Collision gerieth und auf deren Betreiben durch den academischen Senat vom Lehramte suspendirt wurde*). Collinus ließ sich jedoch hiedurch in seinem humanistischen Wirken nicht beirren, sondern eröffnete in seinem Hause, das ihm der Mäcen Hodějowa als Anerkennung seiner Bestrebungen geschenkt hatte (es war der historisch merkwürdige „Englische Garten" in der Neustadt Prags, in welchem Karl's IV. Hofapotheker Magister Angelus von Florenz den ersten botanischen Garten Europa's gegründet hatte), einen zweiclassigen Curs, in welchem er jeden Sonntag vor einem zahlreichen Auditorium die Classiker weiter erklärte, und entwickelte überhaupt in seinem Fache eine solche Thätigkeit, daß er nach Hodějowa's Tode den Mittelpunkt für die Humanisten und das Hellenenthum Prags bildete.

Dieser schwärmerische Verehrer Homer's nun, dessen Leidenschaft für das Griechische so sehr ausgebildet war, daß sein Famulus mit ihm nie anders als im jonischen Dialecte verkehren durfte und dessen Schüler derart blind auf die Worte des Magisters schworen, daß sie ihre ehrlichen böhmischen Namen gräcisirten (so wurde aus Černowlášek ein Melantrich, aus Bodlák ein Paliurus, aus Ořech ein Karion u. s. w.), wurde eines Tages im Sommer des Jahres 1565 in wahre Extase versetzt durch ein Schreiben aus Italien, in welchem ihm ein gewisser Jakob Olympidar Paläolog, der sich als den letzten Nachkommen der Familie des unglücklichen byzantinischen Kaisers Konstantin Paläolog bezeichnete, seine baldige Ankunft in Prag meldete und den Führer der böhmischen Hellenophilen um Gastfreundschaft ansuchte.

Welch' herrliche Aussicht bot sich da Collinus dar, die hehre Sprache Homer's aus dem Munde eines Landsmannes des blinden Vaters aller Poeten zu vernehmen, denn der Schreiber des Briefes

*) Collin's Lehrstuhl war im Jahre 1537 von dem Prager Bürger Doctor Johann Franz von Königsberg durch ein Legat von 1000 Schock böhmischer Groschen dotirt worden, mit der Bedingung, daß der Nutznießer dieser Stiftung vornehmlich Homer's Iliade lesen solle. Die Stiftung wurde 1542 für zwei Lectoren erweitert und die ersten derselben waren die Magister Collinus und Arpinus. Später bezog jedoch die Dotation Collinus allein.

gab sich für einen Sohn der Insel Chios aus, jenes classischen Eilandes, welches nach alten Ueberlieferungen als die wahre Geburtsstätte des großen griechischen Barden ausgegeben wird und wo man heute noch Homer's Lehrstuhl und Homer's Quelle zeigt. Er sollte Gelegenheit bekommen, den jonischen Dialect in seiner Reinheit kennen zu lernen und zugleich der Gönner und Freund einer so interessanten Persönlichkeit werden, die der letzte Sprößling des Stammes der Paläologen jedenfalls war. Die Thatsache, daß die Familie des Kaisers Konstantin Paläolog in directer Linie bereits im Jahre 1502 ausgestorben war, schien dem Magister bei der damaligen ungenügenden Kenntniß der allgemeinen Geschichte völlig unbekannt zu sein und so gelang es dem griechischen Unbekannten nur zu leicht, den böhmischen Gelehrten zu täuschen und sich dessen Gunst vom ersten Augenblick an zu sichern.

Und hätte auch Collinus irgend einen Zweifel in die Angaben des Griechen gesetzt, so wären dieselben völlig verschwunden, als Olympidar Paläolog einige Wochen nach Absendung seines Schreibens an den Magister persönlich in Prag eintraf und durch sein imponirendes Aeußere und sein cavaliermäßiges Benehmen, das eine hohe Abkunft vermuthen ließ, gleich bei seinem Erscheinen sowohl Collinus als auch dessen Collegen für sich gewann. Außerdem hatte er in Wien, wo er auf seiner Reise nach Böhmen einen kurzen Aufenthalt genommen, hohe Protection für sich zu erlangen gewußt, indem ihm auf Fürsprache des kaiserlichen Secretärs Nikolaus Walter von Waltersberg, eines eifrigen und werkthätigen Anhängers des Humanismus, von Kaiser Maximilian II. voller Schutz in allen österreichischen Landen gewährt wurde.

Unter solchen Umständen ist es erklärlich, daß Paläolog bei seiner Ankunft in der Hauptstadt Böhmens ein feierlicher Empfang zu Theil wurde und Magister Collinus, der sich durch den Besuch eines Abkömmlings der byzantinischen Kaiser vor Allen geehrt fühlte, ihn im Englischen Garten mit offenen Armen aufnahm. Eine illustre Gesellschaft bewillkommte den Griechen in des Magisters Behausung, in welcher mehrere Zimmer für den ausgezeichneten Gast eingerichtet worden waren, und die Blüthe der Humanisten Prags drängte sich an ihn heran, um in Homer's Sprache mit ihm zu verkehren, von seinen Lippen die lebendigen Schilderungen

von Griechenlands Gefilden und von den Stätten der griechisch-trojanischen Kämpfe zu vernehmen. Einem Prinzen gleich lebte nun Olympidar Paläolog in dieser glänzenden Umgebung und wurde vom ersten Tage an der vielbewunderte Held der Prager Gesellschaft, die es an Aufmerksamkeiten und Ovationen für den interessanten Gast nicht fehlen ließ. Die Unterhaltung über classische Gegenstände mit ihm wurde zur Modesache, die selbst die damals an der Tagesordnung stehenden Religionsstreitigkeiten auf eine Zeit lang verstummen ließ.

Auf gleiche Weise war auch die Damenwelt von dem stattlichen Hellenen, der im kräftigsten Mannesalter stand und dessen Abkunft und Schicksale ihn selbst heutzutage zu einem wahren Romanhelden gestempelt hätten, wie bezaubert und Alles trachtete darnach, ihn für immer an Prag zu fesseln. Paläolog's Erzählungen über seine Vergangenheit waren auch ganz darnach geschaffen, dieses Interesse an seiner Persönlichkeit in jeder Beziehung zu steigern.

Nach dem Falle Konstantinopels, so erzählte er, flüchtete die Familie des gefallenen letzten Kaisers der Griechen nach der Insel Chios, die unter dem Schutze der Genuesen noch lange ihre Unabhängigkeit zu bewahren wußte. Doch bald wurden daselbst die Nachkommen der Paläologen den Türken im nahen Smyrna verdächtig und um dem angedrohten Blutbade zu entgehen, verließen sie das letzte Asyl der griechischen Freiheit und zerstreuten sich nach allen Windesrichtungen *). Mein Vater Simeon floh mit mir und meinem älteren Bruder Gabriel nach Rom, wo er wohlwollende Gönner an den Verehrern der Wissenschaft zu finden

*) Wie merkwürdig weit die Mitglieder der Seitenlinien der Familie der Paläologen auseinander kamen, dürfte auch aus nachstehender Andeutung erhellen. Auf einer Erzplatte in der Pfarrkirche von Landulph in Cornwall bei Plymouth findet sich folgende Inschrift: „Hier liegt der Körper Theodor's Paläologus, aus Pesaro in Italien, abstammend von der kaiserlichen Linie der letzten griechischen Kaiser, Sohnes Camillo's des Sohnes Prosper's, des Sohnes Thomas, des zweiten Bruders Constantin's Paläologus, des achten dieses Namens und des letzten, welcher in Konstantinopel regierte, bis er von den Türken unterjocht wurde; er vermälte sich mit Maria, der Tochter William Ball's aus Hadyle in Suffolk, und hatte zu Kindern Theodor John Fernando, Maria und Dorothea, und verließ dieses Leben zu Clifton am 21. Januar 1636."

hoffte, da er selbst ein Gelehrter und ausgezeichneter Kenner Homer's war. Doch nur für den Preis der Abschwörung der griechischen Religion versprach man ihm Schutz und Unterstützung in der ewigen Stadt, und so trat mein Vater, gedrängt durch seine Nothlage, mit seinen beiden Kindern zur römischen Kirche über. Nach zurückgelegten Studien wurde ich gezwungen, in den Dominikanerorden einzutreten, um Mönch zu werden, sowie es mein Bruder bereits früher geworden. Ich betrat die Schwelle des Klosters an einem und demselben Tage mit dem Novizen Grafen Michele Ghislieri, der heute schon Cardinal ist und sicherlich noch die Tiara auf seinem Haupte tragen wird, die ihm einer Sage nach in seiner Kindheit prophezeit worden. Auch mein Bruder, der, wie alle Convertiten, ein fanatischer Katholik wurde, stieg von Stufe zu Stufe und bekleidet nun das Amt eines Ordensgenerals der Dominikaner. Mir winkte jedoch bei meiner Abneigung gegen den geistlichen Stand kein so günstiges Schicksal und da ich insgeheim für die Traditionen meiner Familie und meines Vaterlandes schwärmte, so verließ ich eines Nachts das Kloster und floh in die Fremde, um Länder und Völker kennen zu lernen und an den Academien meine Kenntnisse weiter auszubilden. So besuchte ich Polen, Deutschland und Frankreich und kehrte erst nach jahrelanger Abwesenheit wieder nach Italien zurück, um dort als Reformator im Geiste Husen's und Luther's zu wirken. Doch nur zu bald drohte mir Unheil durch die Schergen der Inquisition, ich mußte fliehen und über Oesterreich und Wien richtete ich meine Schritte gegen die Heimat Husen's und Rokycana's, welche beiden großen Männer zuerst den Gedanken der einstigen wünschenswerthen Verbindung und Verschmelzung der husitischen Kirche mit der griechischen ausgesprochen haben, so daß ich in Böhmen, und zwar am Sitze der Musen selbst mein zweites Vaterland zu finden hoffe, um fortan nur den Wissenschaften und der Förderung der humanistischen Ideen zu leben.

Sämmtliche Mitglieder der „Sodalitas literaria“ boten daraufhin Paläolog ihre Dienste an, Magister Collinus sorgte für dessen materielle Bedürfnisse, welche letzteren sich schon in wenigen Monaten für den Griechen unerwartet glänzend gestalten sollten. Paläolog fand nämlich Gnade vor den schönen Augen der Tochter des

unlängst verstorbenen Altstädter Rathschreibers Martin Kuthen von Sprimsberg, eines hervorragenden Schriftstellers und intimen Freundes Collin's, der neben mehreren Häusern in den Prager Städten ein bedeutendes Vermögen hinterlassen hatte. Die junge Patrizierstochter Agnes, die, wie so viele andere Damen aus den Kreisen der Gesellschaft des Englischen Gartens, gleichfalls zu den Bewunderern des interessanten Griechen zählte, war demnach eine glänzende Partie und Paläolog gelang es nur zu leicht, dieses goldene Fischlein zu angeln. Er bewarb sich um die Gunst des Fräuleins, das, vor Sehnsucht brennend, die Gattin eines Nachkömmlings von Kaisern zu werden, ihn gar bald erhörte und ihm neben ihrer Hand auch ihren Reichthum zubrachte. Den Hauptstock des letzteren bildete das Haus zu den „vier Kelchen" in der unmittelbaren Nachbarschaft der Dominikanerkirche in der Altstadt Prags, während das übrige Erbe Agnesen's gleichfalls eine sehr anständige Summe repräsentirte.

Obwohl es für ein schlimmes Omen gelten konnte, daß der entflohene Dominikaner-Novize in der nächsten Nähe eines Dominikanerklosters seinen künftigen Wohnsitz aufschlagen sollte, so bezog Paläolog doch wohlgemuth an der Seite seiner jungen Gemalin die prächtig eingerichtete Wohnung in den „vier Kelchen" und bei der hohen Achtung, die er in Prag genoß, lebte er in der ersten Zeit im Vollgenusse einer Ruhe und Zufriedenheit, die ihm während seines bisherigen bewegten und unstäten Lebens noch nie beschieden gewesen. Als ansässiger Prager Bürger genoß er zugleich jene Sicherheit, die ihn vor den Anschlägen seiner Feinde stärker als alle persönlichen Vorsichtsmaßregeln schützte, welche er bisher, um den geheimen Nachstellungen der Häscher der römischen Inquisition zu entgehen, anzuwenden sich genöthigt gesehen hatte. Eben die Sehnsucht nach Erlangung dieses Schutzes durch die bürgerlichen Rechte der Hauptstadt Böhmens hatte ihn nach Prag geführt, wo er sein vorgehabtes Ziel auf derart glänzende Weise erreichte, wie er es in seinen kühnsten Träumen kaum zu erhoffen gewagt hatte. Die Gesetze des Landes, das er nunmehr seine zweite Heimat nannte, und noch mehr die Privilegien der Altstadt Prag, deren Angehöriger er durch seine Heirat geworden war, sowie die Gönnerschaft so vieler angesehenen Männer, die es sich zur Ehre

anrechneten, zu seinen Freunden zu zählen, ließen ihn aller vorausſichtlichen Anstrengungen seiner Freunde spotten, die er durch die nimmer ruhende Inquisition auch in seinem neuen Zufluchtsorte zu erwarten hatte.

Nicht ein volles Jahr jedoch genoß Olympidar Paläolog dieses von Vielen beneidete Glück, das er in Prag gefunden, denn bereits am 4. Juni 1566 vernahm er die erschütternde Kunde, daß Magister Collinus am frühen Morgen dieses Tages einen plötzlichen Schlaganfall erlitten und eine Stunde darauf seine Seele ausgehaucht habe. So verlor Paläolog seinen eifrigsten Gönner und aufopferndsten Freund und an der Gruft dieses unvergeßlichen Mitkämpfers für den Humanismus, der in der berühmten Bethlehemscapelle in der Altstadt bestattet wurde, hatte er die Vorahnung von neuen Bedrängnissen und Widerwärtigkeiten, denen er kaum entronnen war. Wiewohl die gesammte gelehrte Welt Prags durch das so unerwartete Ableben des Hauptes der böhmischen Humanisten, des „Lehrers und Vaters der Dichter seines Zeitalters“ (wie ihn Lupacius nennt), auf's Schmerzlichste berührt worden war, so fühlte doch Paläolog am schwersten diesen unersetzlichen Verlust, der ihn nicht nur eines aufrichtigen Freundes, sondern auch eines werkthätigen Beschützers für immer beraubte.

Alle seine Erfolge in Prag hatte er ja nur Collinus zu verdanken und so wollte er auch vor der Welt das Andenken des Verewigten auf eine ungewöhnliche Weise bleibend ehren und hiedurch seine tief empfundene Dankbarkeit gegen denselben auch für die spätesten Jahrhunderte manifestiren. Noch im Jahre 1566 richtete er daher an den Rector und an den Senat der Prager Hochschule das Ansuchen, es möge ihm bewilligt werden, im Lectorium des Carolinischen Collegiums, d. h. im großen Saale des Universitätsgebäudes einen marmornen Gedenkstein mit Inschrift zu Ehren des Magisters Matthäus von Choteřina aufzustellen, nach jener Art und Weise, wie es in den italienischen Academien in ähnlichen Fällen üblich sei *). Doch die Herrrn Professoren hatten noch immer nicht Collin's boshafte Epigramme vergessen

*) Paläolog berief sich hier speciell auf ein Gedenkmal, das ein gleichfalls entflohener Paläolog im Jahre 1472 in Rom in der Apostelkirche dem Cardinal Bessarion, seinem Gönner und Beschützer, hatte aufstellen lassen.

und da sie außerdem eine derartige, in Prag bisher ungewöhnliche Auszeichnung ihrem ehemaligen Collegen nicht gönnten, so verweigerten sie Paläolog die angesuchte Bewilligung und gaben ihm zugleich den Bescheid, sie mit dergleichen Anliegen nie mehr zu behelligen. Doch Paläolog war durchaus nicht der Mann darnach, nach mißlungenem ersten Schritte gleich die Waffen zu strecken, sondern, auf seine Verbindungen in den höheren Kreisen Prags pochend, appellirte er an die königl. Statthalterschaft, um deren Mitwirkung in dieser Angelegenheit herbeizuführen. Die Statthalter waren Paläolog's Idee günstiger gestimmt und erließen (am 8. Jänner 1567) eine Zuschrift an den academischen Senat, in welcher sie der Absicht des Gesuchstellers ihren Beifall zollen und daher von den Herren gelehrten Magistern erwarten, daß sie „zu ihrer eigenen und des Vaterlandes Ehre dazu behilflich sein werden, daß dem verewigten Gelehrten ein Marmorstein mit Inschrift im Lectorium durch genannten Jacobus Paläologus aufgestellt werde“.

Da in dieser Zuschrift außerdem die hohen Verdienste des Magisters Collinus gebührend anerkannt wurden und die protestirenden Professoren nebenbei einen gelinden Verweis erhielten, so kann es nicht Wunder nehmen, daß der Senat alle Hebel einsetzte, um nicht vor Paläolog weichen zu müssen. Nach längerer Berathung, die dem Inhalte der Zuschrift der königl. Statthalterschaft gewidmet war, einigte man sich dahin, die zwei Professoren Georg von Sudet und Thomas Wodňanský an den Oberstlandrichter Herrn Johann von Waldstein, in dessen Ressort damals die Schul- und Cultusangelegenheiten gehörten, abzusenden, um sich bei demselben vorläufig Raths zu erholen, wie der Senat in dieser „ungeheuerlichen, noch nie gehörten Angelegenheit, wie die Aufstellung eines Monumentes in der Aula sei“, vorzugehen habe. Doch Herr Waldstein nahm die Deputation wider alles Erwarten sehr ungnädig auf, verwies den Professoren ihre „unverständige und thörichte Opposition“, die ihnen selbst wenig Ehre bringe und gebot ihnen, dem an sie ergangenen Befehle Folge zu leisten, widrigenfalls sie „etwas Härteres vernehmen würden“.

Dieser Wink mit dem Zaunpfahl blieb nicht unbeachtet und so gaben Rector und Senat endlich ihre Einwilligung zur Auf-

stellung des Denkmals, doch unter der Bedingung, daß Paläolog im Universitätsgebäude erscheine, wo man ihm einen Platz für sein Monument anweisen werde, sowie daß er den Text der Aufschrift früher dem Senate zur Begutachtung vorlegen müsse. Paläolog, der sich seines Sieges über die altböhmische Coterie an der Universität wohl rühmen konnte, ging auf diese Bedingungen ein und lieferte bald darauf dem Steinmetzer das Modell des Denksteins, der aus rothem Sliwenecer Marmor im Laufe des Jahres 1568 hergestellt wurde. Derselbe stellt eine, einem Grabsteine, wie sie in den meisten katholischen Kirchen zu sehen sind, ähnliche Tafel von drei Ellen Länge und etwa zwei Ellen Breite mit einer erhöhten Einfassung an den vier Seiten vor; auf dem oberen Theile des Marmors steht das Bildniß Collin's, der den Homer von dem Katheder herab liest; auf dem Buche, welches er in der Hand hält, liest man die griechischen Worte „der Anfang der Odyssee, das Ende der Iliade", oberhalb des Bildnisses die gleichfalls griechische Aufschrift „Zwischen den Extremen der Sieg", während auf den beiden Seiten ein paar Lorbeerbäume hervorragen, deren einzelne Blätter Buchstaben enthalten, welche zusammengenommen folgende Verse bilden; zur Rechten:

Hoc tibi pro meritis posuit Collinae Jacobus
Ille Palaeologus, nobilis exilio.

Deutsch: „Collinus, Deinen Verdiensten setzte dieses Denkmal der durch seine Verbannung berühmte Jacobus Paläologus." Zur Linken:

Tu peregrinantem coluisti tempore iniquo,
Accipe amicitiae pignora grata meae.

Deutsch: „Du, der Du mich auf meiner Reise in meinem Unglück freundschaftlich aufnahmst, siehe diese Zeichen der Dankbarkeit gütig an" *).

Unter dem Bildnisse endlich steht eine ausführliche griechische Inschrift, die in der Uebersetzung also lautet: „Gott dem Anfange und dem Ende. Dem Matthäus Collinus von Choteřina, aus

*) Die Blätter waren ursprünglich mit grüner Farbe angestrichen und die Buchstaben vergoldet, was sich auf dem rothen Marmor freilich seltsam genug ausnahm.

Kaurim, einem gastfreien Manne, einem Gönner der Griechen und Lehrer der griechischen Sprache, seinem Freunde, setzte dieses Denkmal zum Zeichen seiner Freundschaft Jacobus Olympidarius Paläologus, ein Flüchtling, der, in Chios geboren, ungerechter Weise vor Gericht gefordert, überall vertrieben und in Böhmen als ein Fremdling aufgenommen wurde, wo er noch unter vielen Widerwärtigkeiten lebt, im Jahre 1568."

Der so ausgeführte Denkstein wurde im Lectorium aufgestellt, aber im Laufe des 17. Jahrhunderts, wahrscheinlich bald nach der Weißenberger Schlacht, in den Hof des Carolinums übertragen, wo ihn schon Balbin sah; seit den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts ist das Denkmal, das durch den Zahn der Zeit und die ungünstig situirte Aufstellung im Hofe bereits ziemlich viel gelitten hatte, auf einem Gange des ersten Stockwerkes im Gebäude selbst besser bewahrt *).

Paläolog hatte vollen Grund, in der von ihm concipirten Aufschrift von „Widerwärtigkeiten" zu sprechen, in denen er in Prag lebe. Schon die Deputation des Senates hatte Herrn von Waldstein darauf aufmerksam gemacht, welche eigenthümlichen Gerüchte über das Vorleben des Griechen in der Stadt cursiren, laut welchen in Italien nach ihm sowohl von weltlichen als auch von geistlichen Gerichten gefahndet werde, und wie selbst sein Bruder, der nun Cardinal geworden, auf die Bestrafung des Abtrünnigen dringe. An maßgebenden Orten wurde jedoch diesen Gerüchten kein Glauben geschenkt und ebensowenig gelang es Paläolog's Feinden, die dessen Aufenthalt in Prag und dessen

*) Der Jesuit Johann Semler, ein Prager, der 1762 als Professor der Rhetorik in Znaim starb, gab 1756 zu Prag eine lateinische Beschreibung dieses Denkmales heraus, dessen gelungene Abbildung in Kupfer gestochen beigefügt ist. Doch irrt Semler insofern, als er das Denkmal für Collin's Grabstein hält; der letztere befand sich in der Bethlehemscapelle, wo 1822 bei Umgrabung des ehemaligen Friedhofes auch die Gebeine des Magisters in einem kupfernen Sarge aufgefunden wurden. Bei Niederreißung der Capelle im Jahre 1787 kaufte Graf Chotek alle dortigen Grabsteine und ließ dieselben nach Weltrus überführen, wo sie zum Baue des neuen Schlosses verwendet wurden. Collin's Grabstein erbat sich der bekannte Alterthümersammler Pachl, der ihn später dem böhmischen Museum schenkte, wo man ihn im Hausflur aufstellte.

Wirksamkeit im Interesse des Humanismus daselbst in Erfahrung gebracht hatten, etwas auszurichten, als im Anfange des Jahres 1569 Michael de Aste, Visitator des Dominikanerordens, von Rom nach Prag kam, um Paläolog verhaften zu lassen und dessen Auslieferung an Rom zu verlangen. Der Grieche wurde von ihm als ein entsprungener Mönch und „arger Ketzer" dargestellt, der seinem Bruder, dem Cardinal Gabriel Paläotus (welcher Name uns auf die Spur des richtigen Familiennamens des abenteuerlichen „letzten Nachkommen der Paläologen" bringt), sowie der römischen Inquisition vielfachen Anlaß zu seiner Verfolgung gegeben habe und nun der verdienten Strafe nicht entgehen dürfe.

Der Visitator suchte bei dem Prager Erzbischofe Anton Brus von Müglitz um Beistand in seinem Vorgehen gegen den Ketzer an und konnte selbstverständlich auf die Mithilfe des Kirchenfürsten zählen. Aber Paläolog, für welchen in Prag zahlreiche Freunde thätig waren, wendete sich von Neuem an den kaiserl. Secretär Walter von Waltersberg, um durch denselben die Intriguen des Italieners kreuzen zu lassen. Und wirklich erfloß unter'm 12. Feber 1569 eine kais. Entscheidung an den Erzbischof des Inhalts, daß „Jakob Paläologus im Hinblicke auf den ihm gewährten kaiserlichen Schutz von Niemandem behelligt werden dürfe und daß auch von Seite des Erzbischofes gegen denselben nichts unternommen werden möge, was im Widerspruche mit dem kaiserlichen Schutze stünde".

Nach einer solchen Zurechtweisung von höchster Stelle blieb dem Erzbischof nichts Anderes übrig, als Paläolog fernerhin in Ruhe und den Ordensvisitator unverrichteter Sache nach Italien abziehen zu lassen. Paläolog erfreute sich demnach am Hofe des toleranten Maximilian II. einer solchen Gunst, daß gegen dieselbe selbst die Ränke der Jesuiten und die Drohungen der Inquisition ohnmächtig bleiben mußten, und der Grieche konnte fortan in Prag unbehelligt seinem Berufe leben. Aber eben dieser ungewöhnliche Erfolg machte Paläolog übermüthig und er glaubte von nun an selbst allen weltlichen Behörden auf ähnliche Weise trotzen zu können, wie er es dem Erzbischofe gegenüber gethan. In seinem Hause nahm er Flüchtlinge aus aller Herren Ländern auf, die aus gleichen egoistischen Absichten, wie er selbst, nach Böhmen

gezogen kamen und durch ihr Treiben in Prag bald die Aufmerksamkeit der Behörden auf sich und ihren Beschützer zogen.

Betrachtete man von nun an dieses Gebahren Paläolog's mit immer höher steigendem Mißtrauen, so wurde dem Fasse vollends der Boden ausgeschlagen, als der Grieche eines schweren Vergehens gegen die bestehenden Gesetze sich schuldig machte und dieselben außerdem noch keck verhöhnte. Er nahm nämlich in sein Haus einen Dominikanermönch auf, der aus dem Agneskloster in der Altstadt entflohen war und mehrere werthvolle Kirchengeräthe mit sich genommen hatte. Gleich und gleich gesellt sich gern — mochte sich wohl der Altstädter kais. Vicerichter, der die städtische Polizei verwaltete, gedacht haben und ließ insgeheim nach dem entsprungenen Mönche im Hause zu den „vier Kelchen" fahnden, wo man dessen Spur auch bald entdeckte. Paläolog wurde nun von der Behörde aufgefordert, den Flüchtling auszuliefern, aber der übermüthige Grieche kam nicht nur nicht diesem Auftrage nach, sondern er verhalf dem Dominikanermönch in der nächsten Nacht zur weiteren Flucht von Prag, wobei die gestohlenen Werthsachen mit auf Reisen gingen. Diese Verhöhnung der Behörden durfte nicht straflos bleiben und so erhielt der kais. Vicerichter den Auftrag, Paläolog in dessen Hause zu verhaften. Der Beamte, der mit Recht besorgte, daß ihm bei ungenügenden Vorsichtsmaßregeln derselbe gleich dem Mönche entwischen könnte, umstellte mit seinen Söldnern am Abende des 30. März 1571 das Haus Paläolog's und drang in dasselbe ein, um sich der Person des Hausherrn zu bemächtigen. Der schlaue Grieche hatte jedoch die Söldner bereits bemerkt und da er hierin sogleich eine Gefahr für sich witterte, entsprang er in eine Kammer, wo er sich in einer großen Truhe verschloß. Der Beamte, der wohl wußte, daß sich der Verfolgte im Hause befinde, ließ dasselbe vom Dache bis zum Keller durchsuchen und gelangte auch in die Kammer, wo Paläolog im niedrigen Kasten hockte. Ein herbeigerufener Schlosser öffnete das sonderbare Gefängniß und der „kuttenflüchtige Vogel wurde aus seinem Käfige" direct in's Altstädter Rathhaus überführt, wo ihm das städtische Gefängniß, Spinka genannt, zum vorläufigen Aufenthaltsorte angewiesen wurde.

Die Verhaftung Paläolog's machte in Prag begreifliches

Aufsehen, aber nur Wenige gab es, die sein Schicksal bemitleideten. Durch sein brüskes Benehmen und seine Mißachtung der böhmischen Nationalität hatte er seine einstigen Freunde von sich gestoßen, seine Gönner wendeten sich von ihm ab und der Verächter der Gesetze, über dessen Vorleben immer bedenklichere Daten auftauchten, stand nun plötzlich hilflos da. Seine Rolle in Prag war für immer ausgespielt, die Humanisten zogen sich von dem Landsmanne Homer's gänzlich zurück und der einst mit solchem Enthusiasmus aufgenommene „Nachkomme der Paläologen" sank in der öffentlichen Meinung zu einem Abenteurer und Schwindler herab. Allgemein bedauerte man seine Gemalin, die ihren Gatten bereits mit einigen Kindern beschenkt hatte und nun einer ungewissen Zukunft entgegen sah.

Nach einmonatlicher Haft im Prager Rathhause wurde Paläolog auf directen kaiserlichen Befehl am Abende des 29. April in einem geschlossenen Wagen in das Staatsgefängniß auf Schloß Poděbrad gebracht und daselbst in strengem Gewahrsam gehalten. Wie lange er daselbst hinter Schloß und Riegel verblieb, ist aus den uns vorliegenden Quellen nicht genau zu entnehmen, doch so viel ist sicher, daß er trotz eifriger Bemühungen des Erzbischofs nicht an Rom ausgeliefert, sondern noch im Jahre 1571 des Landes verwiesen wurde. Er begab sich nach Siebenbürgen, wo er sich den Unitariern anschloß und die Leitung des unitarischen Gymnasiums in Klausenburg übernahm. Nach zweijährigem Aufenthalte daselbst zog er nach Polen, dem gelobten Lande der Unitarier (die nach dem Gründer ihres Bekenntnisses, Lelius Socinus, auch Socinianer hießen), aber nicht, um unter ihnen im Frieden zu leben, sondern um eine heftige literarische Polemik mit ihren Lehrern und Geistlichen zu führen. Die Kirchengemeinde zu Rakow veröffentlichte 1573 eine heftige Gegenschrift, der Paläolog 1575 eine nicht minder scharfe Antireplik folgen ließ. Da aber noch andere Gegner gegen sein zersetzendes Wirken unter den Unitariern auftraten (unter denselben der Professor Simeon Budný und der Neffe von Lelius, Faustus Socinus, die beide in ihren Schriften ihr Anathema gegen den Griechen schleuderten), so wurde ihm auch in Polen bald die Luft zu schwül und er wendete sich nach Mähren, wo er im Herbste 1581 auftauchte.

Dort sollte ihn jedoch sein Schicksal ereilen. Papst Pius V., der ehemalige Zellengenosse Paläolog's aus dem Dominikanerkloster zu Rom, der in der That zur höchsten Würde in der katholischen Kirche gelangt war, hatte zu wiederholten Malen Verhaftungsbefehle gegen den flüchtigen Novizen erlassen, doch erst unter Gregor XIII. konnte derselbe der Macht der römischen Inquisition überliefert werden. Am 18. November 1581 fuhr er über Brünn, wo er Dr. Thomas Jordan aus Klausenburg aufgesucht hatte, nach Ungarisch-Brod, wo der bekannte Agitator und giftige Gegner der Brüderunität, Paul Kyrmezer, Dechant war. Sein Aufenthalt daselbst wurde bekannt und um Weihnachten ließ ihn der Olmützer Bischof, Stanislaus Pawlowský, verhaften und unter guter Bewachung nach Oesterreich bringen, wohin ihm auch alle Bücher und Briefschaften, die bei ihm in Ungarisch-Brod gefunden worden waren, nachfolgten.

Die Fahrt ging über Kremsier und Wien nach Klosterneuburg, wo Paläolog im dortigen Augustinerkloster so lange verblieb, bis weitere Verhaltungsbefehle von Rom kamen. Sein Bruder, der Cardinal Gabriel Paläotus, ließ ihn nach Rom bringen und in die Gefängnisse der Inquisition werfen, in denen er drei Jahre lang schmachtete. Ueber seine ferneren Schicksale gehen die Angaben in gleichzeitigen Berichten insofern auseinander, als es in den einen heißt, daß Paläolog seine Irrthümer abschwor und im Gefängnisse zahlreiche Schriften zur Vertheidigung der katholischen Kirche verfaßte, während er nach den anderen allen Aufforderungen, in den Schooß der katholischen Kirche zurückzukehren, kühn trotzte und in Folge dessen zum Feuertode auf dem Scheiterhaufen verurtheilt wurde, wobei ihn auf Fürbitte seines Bruders Papst Gregor XIII. zur Erdrosselung vor der Execution begnadigte. Die letztere Angabe ist die richtigere, da constatirt ist, daß Jakob Olympidar Paläolog, von der Inquisition als verstockter Ketzer zum Scheiterhaufen verurtheilt, am 22. März 1585 auf dem Platze vor der Dominikanerkirche Santa Maria alla Minerva den Feuertod erlitt.

So beschloß der griechische Abenteurer, der wie ein glänzendes Meteor in der Hauptstadt Böhmens aufgetaucht war, seine Laufbahn, über die wohl bereits viel geschrieben worden, ohne daß

jedoch einer von den zahlreichen Biographen Paläolog's von dessen Aufenthalt in Prag nähere Kenntniß gehabt hätte. Nach heimischen Quellen vervollständigen wir nun die Berichte über die Schicksale dieses jedenfalls interessanten Menschen, der seinerzeit so oft genannt worden, daß auch jetzt eine Erinnerung an denselben nicht unzweckmäßig erscheint.

Ueber Paläolog's Gattin Agnes, die mit ihren Kindern in Prag zurückblieb, wird in den Acten der Brüderunität bemerkt, daß „dieselbe mit den Kindern hier irgendwo in Noth lebe". Unter den Alumnen des Prager Carls-Collegiums finden wir im Jahre 1603 einen „Theodorus Palaeologus Pragenus", der demnach ein Sohn unseres Helden zu sein scheint. Auch der beim Jahre 1591 als „Enkel Kuthen's" angeführte Sänger der kais. Hofcapelle, Martin Dindoli, auch Kuthen genannt, kann im Hinblicke darauf, daß Martin Kuthen keine Söhne hinterließ, die seinen Namen vererbt hätten, und daß zu jener Zeit die Familiennamen häufig geändert wurden, für einen Sohn Paläolog's gehalten werden. Wenigstens erscheint er beim genannten Jahre als Besitzer der zwei Kuthen'schen Verkaufsgewölbe, die inmitten des Prager Roßmarktes von seinem Großvater erbaut worden waren.



Die Guillotine in Böhmen.

Die Guillotine in Böhmen.

Zur Richtigstellung einer Fable convenue.

„In Böhmen war die Guillotine bereits ein halbes Jahrtausend vordem bekannt, ehe man dieselbe in Frankreich während der Schreckenszeit der ersten Revolution einführte."

Dieser Behauptung begegnet man in einigen böhmischen Werken, deren hypernationalen Verfassern daran gelegen zu sein scheint, dem schönen Böhmenlande in Allem und Jedem die Priorität zuzusprechen. Als Beweis für dieses hohe Alter und den böhmischen Ursprung der Guillotine wird das tragische Ende Záwisch's von Falkenstein, dieses glänzendsten Repräsentanten des böhmischen Ritterthums, angeführt, da derselbe, des Hochverrathes beschuldigt, im August 1290 auf Befehl des Königs Wenzel II. vor der Burg Frauenberg durch ein „scharfkantiges Fallbrett" geköpft worden sei. Eben dieses Fallbrett, das, zwischen zwei Pfosten auf einem Gerüste hängend, im Herabfliegen den Kopf des unten liegenden hohen Delinquenten vom Rumpfe trennte, sei das vollkommene Vorbild für die erst nach fünf Jahrhunderten so traurig berühmt gewordene Erfindung des Dr. Guillotin in Paris gewesen.

Historiograf Palacký dient hiebei als Gewährsmann für die Richtigkeit dieser Behauptung und in der That lesen wir in dessen „Geschichte von Böhmen" über die Hinrichtung Záwisch's vor der belagerten Burg Frauenberg Folgendes: „Auf der Flur unterhalb der Burg war ein Gerüste erbaut; ein scharfes Fallbrett, eine Art Guillotine von Holz, schlug Záwisch am 24. August 1290, im Angesichte seiner Brüder den Kopf ab." Noch prägnanter spricht sich Palacký in der böhmischen Ausgabe seiner Geschichte und in einer selbstständigen Biografie Záwisch's (erschienen im „Radhost") über die Art des Todes dieses Cavaliers

aus, indem er berichtet, der Herzog Nikolaus von Troppau habe dem gefangenen Záwisch von Falkenstein das Haupt „mit einem hiezu eigens vorbereiteten Brette“ abschlagen lassen.

Auf Palacký's Autorität hin begegnen wir nun in allen neueren böhmischen Werken und Lexiken der Erzählung von dem schimpflichen Tode Záwisch's durch die altböhmische Guillotine, und diese ungewöhnliche Hinrichtungsart scheint umsomehr festzustehen, als auch Chronisten früherer Jahrhunderte über dieselbe in ähnlicher Weise berichten. Nur der kritische Pelzel spricht in seiner „Geschichte der Böhmen“ blos davon, daß König Wenzel den gefangenen Záwisch „enthaupten“ ließ, während der nicht minder kritische Dobrowský ausdrücklich erklärt, daß sich Hájek's Bericht über die Anwendung des Fallbrettes „kaum erweisen lasse“. Auch spricht Dobrowský in seinen historischen Arbeiten, wo er das tragische Ende Záwisch's berührt, nie davon, daß derselbe mit einem Brette hingerichtet worden. Ebenso meldet Schaller, der doch in seiner Topografie Böhmens sonst so vielen Fabeln Aufnahme vergönnte, an zwei Stellen von Záwisch's Hinrichtung nur so viel, daß derselbe „enthauptet“ wurde. Unter den neueren Historikern Böhmens weiß auch Tomek in seiner „Geschichte Prags“ nichts von einer Hinrichtung Záwisch's durch ein Fallbrett, ja der bekannte böhmische Novellist Jos. K. Tyl läßt in seiner historischen Erzählung: „Die letzten Tage im weißen Thurm“ Záwisch durch das Schwert und nicht durch ein Fallbrett enden.

Gehen wir nun an der Hand der älteren Chronisten, die zumeist Hájek als Hauptquelle benützten, den ersten Spuren der böhmischen Guillotine nach und schlagen wir in deren Folianten das Capitel über Záwisch's Hinrichtung auf, so finden wir in denselben übereinstimmend die Angabe, der böhmische Baron sei im Lager vor Frauenberg mit einem Fallbrette geköpft worden. Ja, der Kreuzherrnordenspriester Beckowský, dessen Chronik von Böhmen im Jahre 1700 in Prag erschien, war seiner Sache so sehr gewiß, daß er die Bezeichnung des bei dieser Hinrichtung gebrauchten scharfkantigen Brettes mit dem zutreffenden böhmischen Worte „krajina“ (prkno od kraje, ein Brett von der Außenseite des Stammes, welches thatsächlich scharfkantig ist) erläuterte. Der Chronist Hájek, dessen Werth als Geschichtsschreiber bereits von

Dobner gehörig qualificirt worden, erzählt in seinem lügenstrotzenden Sammelsurium, welches durch mehr als zwei Jahrhunderte als das beste böhmische Geschichtswerk gepriesen wurde, über Záwisch trockenen Tones, daß König Wenzel demselben durch ein Brett den Kopf abschlagen ließ. Auch in einer gereimten Erzählung über König Přemysl Ottokar II. und Záwisch, dem Bruchstücke einer Reimchronik aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, welche Prokop, dem Rathssecretär der Neustadt Prag, zugeschrieben wird, geschieht gleichfalls Meldung vom Brette, und gehen wir schließlich zu der Urquelle, aus welcher sowohl dieses Gedicht als auch Hájek die betreffende Nachricht geschöpft haben, so treffen wir auf Karl's IV. Chronisten, den sogenannten Pulkawa, welcher in seiner Chronik (geschrieben 1374) der erste von dem Brette als Hinrichtungsinstrument bei Záwisch's Tode spricht (ante castrum poena capitis est cum assere peremptus; ebenso heißt es in der gleichzeitigen, höchst wahrscheinlich von Pulkawa selbst herrührenden böhmischen Uebersetzung: „hlava jemu prknem byla stržena").

Hier sind wir nun an dem eigentlichen Ursprunge der „böhmischen Guillotine" angelangt, denn keiner von den älteren Chronisten und noch weniger einer von den gleichzeitigen Schriftstellern berührt dieselbe auch nur mit einem einzigen Worte, und so drängt sich gewaltsam die Vermuthung auf, ob nicht überhaupt die ganze Geschichte von der Hinrichtung Záwisch's durch ein Fallbrett in das Reich der Fabeln zu verweisen sei. Und bei genaueren Nachforschungen über die Richtigkeit jener Nachricht Pulkawa's kamen wir bald zu der Ueberzeugung, daß wir es in der That mit einer historischen Unrichtigkeit zu thun haben und daß die Guillotinirung Záwisch's unter die „beliebten Fabeln" der Geschichte gehört, ebenso wie dies z. B. mit dem kriegerischen Gebahren des Carmeliters P. Dominik in der Schlacht am Weißen Berge, mit dem Ende des zum Bettler auf der Prager steinernen Brücke degradirten böhmischen Hofpoeten Lomnický von Budeč, mit den 60.000 verbrannten ketzerischen Büchern des Jesuiten Konias und ähnlichen „Fabeln" der Fall ist.

Wie schon bemerkt worden, weiß nämlich keiner von den drei gleichzeitigen Chronisten, welche über Záwisch's Tod berichten, der böhmische Dalimil, der deutsche Horneck und der lateinische

Peter von Zittau, etwas von einer Hinrichtung des zu seiner Zeit in ganz Mitteleuropa bekannten und genannten böhmischen Magnaten durch ein Fallbrett, wiewohl leicht anzunehmen ist, daß eine derart ungewöhnliche Hinrichtung einer so illustren Persönlichkeit, wie der Gemal der Witwe nach König Přemysl Ottokar II. gewiß gewesen, ein ebenso ungewöhnliches Aufsehen hätte erregen und von den Zeitgenossen aufgezeichnet werden müssen. Da dies aber bei keinem von den angeführten drei gleichzeitigen Chronisten geschieht, so würde man dem erst in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts lebenden Pulkawa, dessen Chronik sonst noch von fehlerhaften Daten wimmelt, eine unverdiente Ehre anthun, wenn man ihm mehr Glauben beilegen sollte, als Dalimil, Horneck und Peter von Zittau zusammengenommen.

Dalimil berichtet über Záwisch's Hinrichtung mit den Worten „Záviši pro mateř hlavu spudi“ (Záwisch wurde des Königs Mutter wegen das Haupt abgeschlagen), ohne vom Fallbrett die leiseste Erwähnung zu thun, obwohl der ritterliche Verfasser dieser Reimchronik in seinem patriotischen Eifer sonst jede Gelegenheit ergreift, um König Wenzel II. seiner Vorliebe für die Deutschen wegen eins am Zeuge zu flicken, daher er gewiß auch die ungewohnte barbarische Hinrichtungsweise des böhmischen Magnaten berührt haben würde wenn dieselbe wirklich in der angegebenen Art stattgefunden hätte*). Auch der Königsaaler Abt, Peter von Zittau, spricht nur von einer „Enthauptung“ überhaupt (Zewissium decollari mandavit), ja im 26. Capitel liest man bei demselben: „uno sub mense Zewisch quoque corruit e n s e“. (In demselben Monate fiel auch Záwisch durch das Schwert.)

Ottokar Horneck endlich berichtet im CCIX. Capitel, welches die Ueberschrift trögt: „Wie Herczog Nicla den Zebisch enthawppen liezz“, über die Hinrichtung Záwisch's Folgendes: „Herczog Niklan

*) Ebenso weiß die deutsche Uebersetzung der Chronik Dalimil's, die noch in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts gefertigt wurde, nichts von einem Fallbrette, da die bezügliche Stelle ausführlicher als im Böhmischen also lautet:

Do slug er Zawissio
ab durch der muter willin
sin houbt nit gar stillin.

von Troppaw — Er sprach: Herr schaw, Herr schaw — Wie lang soll die Predig wern? — Er wollt nicht enpern — Er hiez bald gahen — Und jm daz Haupt abslahen." Und an einer zweiten Stelle dieses Reimchronisten, wo von der Wiedererkennung des enthaupteten Kopfes Záwisch's durch ein Weib die Rede ist, heißt es weiter: „Daz si dez toten Haupt — Daz von dem Halls waz gehawt." Auch Horneck ist in seinem bekannten Hasse gegen alles Böhmische durchaus nicht der Mann darnach, eine Gewaltthat Wenzel's II. beschönigen oder verschweigen zu wollen, und gerade bei ihm wäre eine Nachricht über das Fallbrett ein unumstößlicher Beweis für die Existenz der böhmischen Guillotine gewesen, während deren gänzlicher Mangel ebenso entscheidend für den entgegengesetzten Fall eintritt.

Während also von den drei gleichzeitigen Chronisten kein einziger Etwas von einer Hinrichtung durch das Fallbrett meldet und zwei von denselben nur von einer Enthauptung überhaupt sprechen: berichtet der dritte ausdrücklich, Záwisch sei durch das Schwert gefallen. Und dieser letztere Bericht ist auch der einzig richtige, denn Záwisch von Falkenstein wurde in der That durch das Schwert und nicht durch „eine Art Guillotine von Holz", wie wir im Palacký lesen, enthauptet. Das Zeugniß Peter's von Zittau ist hier entscheidend und es ist zu verwundern, daß der Historiograf Böhmens, selbst nachdem schon Dobrowský seine Zweifel an der Richtigkeit der Meldung Pulkawa's und Hájek's geäußert hatte, doch eher den Bericht des viel späteren Chronisten Karl's IV. und des lügenhaften Hájek als jenen des gleichzeitigen Abtes von Königsaal in sein Geschichtswerk aufnahm. Schon der Umstand, daß es ziemlich unglaublich erscheint, man habe im Lager der königlichen Truppen vor Schloß Frauenberg eher ein eigenes Gerüste für die „Guillotine von Holz" aufgestellt, als zu dem Richtschwerte des Scharfrichters gegriffen, entzieht der Nachricht Pulkawa's den Boden, abgesehen davon, daß eine ähnliche Hinrichtungsart in Böhmen unbekannt war, denn auch die weitere Meldung über die Köpfung des böhmischen Judex Etibor von Stochow im Jahre 1250 durch ein Fallbrett ist unbegründet, da sie erst in den späteren Abschriften des Dalimil vorkommt. Berichtet ja doch der gleichzeitige Fortsetzer der Chronik Kosmas' zum

29. December 1250 ausdrücklich, daß der hier genannte Ctibor „mit dem Schwerte" enthauptet wurde (Cztibor iudex in Petrzin monte gladio decollatus est).

Es entsteht nun die Frage, auf welche Art überhaupt die Annahme von der Enthauptung Záwisch's durch ein Fallbrett aufkommen konnte, nachdem bis zu Pulkawa's Zeiten keine schriftliche Aufzeichnung hierüber vorlag und auch kein Beweis beigeschafft oder auch nur gedacht werden kann, der Chronist Karl's IV. habe seinen diesbezüglichen Bericht aus dem Munde eines Zeitgenossen Záwisch's vernommen, denn ein Zeitraum von mehr als acht Jahrzehnten trennte das Jahr der Hinrichtung Záwisch's von jenem der Abfassung der Chronik Pulkawa's.

Die Beantwortung dieser Frage wird uns leicht, wenn wir die Sprachwissenschaft für unseren Zweck benützen, da uns dieselbe mit einem Schlage darüber aufklärt, wieso es kam, daß man in den Berichten über die Hinrichtung Záwisch's von Falkenstein das Schwert mit dem Fallbrett verwechseln konnte. Im Altböhmischen bedeutete nämlich das Wort plkno oder plekno ein Schwert (nach Klen Rozkochaný, welcher sein böhmisches Wörterbuch um das Jahr 1360 schrieb, die Spitze des Schwertes), welcher Ausdruck, trotzdem daß er zu Pulkawa's Zeiten für Bezeichnung des Schwertes diente, doch von diesem Chronisten mit dem ähnlich lautenden Worte „prkno" (Brett) verwechselt wurde und hiedurch die Entstehung der Fabel von dem Fallbrette veranlaßte, die von da ab in alle späteren Chroniken überging.

Diese Verwechslung ist jedoch Pulkawa nicht hoch anzurechnen, da sich bekanntlich im Böhmischen die Laute l und r so häufig ersetzen, daß Šafařík dieselben für bloße Varianten eines und desselben Lautes der ursprünglichen indo-europäischen Sprache bezeichnet. Ebensowenig wollen wir mit dem Reimchronisten Prokop und dem Lügenfabrikanten Hájek, sowie mit dessen weiteren Nachbetern rechten, daß ihnen der Unterschied zwischen plkno und prkno nicht mehr geläufig war. Aber daß auch Geschichtschreiber der Gegenwart und unter ihnen selbst Palacký dem Irrthum Pulkawa's huldigten, nimmt uns umsomehr Wunder, als in Jungmann's Wörterbuch das Wort plekno in der ursprünglichen Bedeutung für Schwert vorkommt. Ja, man war in der Neuzeit über diese

Bedeutung bereits so gut unterrichtet, daß Wlčkowský in seiner böhmischen Uebersetzung der Iliade (erschienen 1842) regelmäßig das Wort „plekno“ für „meč“ gebraucht und wir dasselbe auch in Mikowec’s Tragödie „Dimitr Iwanowič“ (erschienen 1856) im 5. Acte vorfinden. Erst Dr. Hermenegild Jireček erklärte in seinem Werke über das slavische Recht in Böhmen (erschienen 1864) das Wort „plkno“ für gleichbedeutend mit dem Richtbeil und bemerkte hiebei, daß sowohl der erwähnte Stibor von Stochow als auch Záwisch von Falkenstein mit diesem „plkno“ hingerichtet wurden.

Sei nun „plkno“ gleichbedeutend mit Schwert, wie aus Peter von Zittau und Klen Rozkochaný erhellt, oder mit dem Richtbeil, wie Dr. Hermenegild Jireček angibt, aus beiden Fällen ist es ersichtlich, daß dabei unmöglich an „prkno“ (Brett) gedacht werden kann und daß daher auch Záwisch von Falkenstein nicht unter einem Fallbrett oder einer Palacký’schen „Guillotine von Holz“ endete. Die Fabel von einer altböhmischen Guillotine zerfällt demnach in Staub und mit ihr alle hierauf bezüglichen Nachrichten der späteren Chronisten, welche in den „Alten Jahrbüchern Böhmens“ noch über mehrere Fälle von Hinrichtungen durch das Fallbrett in Böhmen berichten.

Um jedoch den Vertheidigern der „böhmischen Guillotine“ nicht vollends ihre Freude zu zerstören, wollen wir ihnen mittheilen, daß es in Böhmen doch eine Guillotine gegeben hat, und zwar eine leibhaftige, die zu des Dr. Guillotin späteren Erfindung jeden Augenblick Modell stehen könnte. In der Waffensammlung des Fürsten Lobkowic zu Bilin befindet sich nämlich auch eine veritable Guillotine, die laut alten Aufzeichnungen aus dem nahen Osseger Kloster dahin gekommen ist. Auf einem 3 Fuß 8 Zoll hohen Block stehen zwei starke Pfosten, die oben durch einen Querbalken verbunden sind und von denen jeder an der inneren Seite eine Spalte hat, längs welcher das Beil herabflog. Das Fallbeil selbst, dessen Schneide oval gebogen ist, hat eine Länge von 2 Fuß 10 Zoll und ist in eine Holzleiste eingesetzt, mittelst welcher es an einem Stricke aufgezogen wurde. Der Block steht auf vier Füßen und hat an der Oberfläche eine etwas über einen Zoll tiefe Rinne, in welche das Eisen einfiel, damit dessen Schärfe

nicht leide. Im Ganzen ist das alte Mordinstrument achthalb Fuß hoch, man glaubt jedoch, daß die Füße erst später eingesetzt worden sind. Auf dem Querbalken, dann auf der Stirnseite des Fallbeiles und auf dem Block selbst haben sich Aufschriften mit goldenen Lettern auf je einem schwarzen Streifbande erhalten. Dieselben lauten: „Domine Deus, offero pro peccatis meis!“ (Gott und Herr, ich opfere mich für meine Sünden.) — „Domine Deus, parce pro peccatis meis!“ (Gott und Herr, schone mich für meine Sünden.) — „Domine Deus, suscipe pro peccatis meis!“ (Gott und Herr, nimm meine Sünden auf.) Die Dimensionen dieser Richtmaschine, sowie deren Aufschriften könnten als Beweis dessen dienen, daß wir hier kein bloßes Modell vor uns haben, sondern daß diese Guillotine auch wirklich zum Köpfen gebraucht wurde, doch haben sich hierüber keine Nachrichten erhalten. Auch in den Casematten der königlichen Burg auf dem Hradschin zu Prag soll es noch vor dem siebenjährigen Kriege einige derartige Guillotinen gegeben haben, die jedoch nach der aufgehobenen Belagerung Prags durch die Preußen 1757 von dort entfernt wurden.

Noch bemerkenswerther ist es, daß sich in Prag die Abbildung eines ähnlichen Hinrichtungsinstrumentes erhalten hat. Im Kloster Strahow befinden sich nämlich mehrere Gemälde des bekannten kais. Hofmalers Johann Georg Hering, welcher in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Prag lebte. Derselbe malte für das genannte Kloster eine Anzahl von Bildern, welche die Martyrien der h. Apostel darstellen und von denen sich in den Gängen des Klosters noch eilf Stück erhalten haben. Auf denselben bildete nun der Künstler auch zwei förmliche Guillotinen ab, mit welchen seiner Darstellung nach die beiden Apostel Jakob der Mindere und Matthäus hingerichtet worden sind. Auf der ersten Guillotine läßt der Henker eben das Beil auf den Nacken des Heiligen fallen, auf der zweiten sehen wir genau dasselbe Modell wie bei der Biliner Guillotine, so daß auch hierin ein Fortschritt des Malers zu erkennen ist. Der Scharfrichter zieht hier das Fallbeil an einem Strick in die Höhe, um es auf den Hals des Märtyrers, der vor dem Holzblock kniet, fallen zu lassen. Immerhin ist es möglich, daß Hering jene Osseger Hinrichtungsmaschine aus eigener Anschauung kannte und deren Abbildung uns in diesem

Gemälde hinterließ. Interessant bleibt dieses Vorkommniß der Guillotine in Böhmen um das Jahr 1650, in welchem jene Bilder entstanden, jedenfalls; Dr. Guillotin's Erfindung kann wenigstens keinen alleinigen Anspruch auf Originalität mehr machen.

Schließlich wollen wir noch der Schicksale von Záwisch's enthauptetem Kopfe gedenken, die gleichfalls nicht ohne alles Interesse sind. Nach der Hinrichtung des stolzen Magnaten, welche auf der zwischen der Burg Frauenberg und dem Moldauflusse sich hinziehenden Wiese (noch heute in Folge dieses Strafactes vom Volke „pokutní louka“, Strafwiese genannt) vollstreckt wurde, übergab dessen Bruder Witek die Burg an die königlichen Truppen und, ein ähnliches Schicksal befürchtend, floh er nach Ungarn. Die Leiche des Enthaupteten wurde dessen Anhängern übergeben, die aber an einen derart schimpflichen Tod des einst so Mächtigen nicht glauben wollten und an die Unterschiebung eines fremden Leichnams dachten. Erst als ein Weib, das bei der Hinrichtung zugegen gewesen, die Identität der Leiche mit jener des Hingerichteten nachwies und namentlich von dem Kopfe nach Hornek's Bericht aussagte: „Daz si dez toten Haupt“, wurde die Leiche nach Hohenfurt — welches Kloster von dem Rosenberger Wok gestiftet worden — gebracht, um in der dortigen Familiengruft der Rosenberge beigesetzt zu werden *). Daß die Leiche von Frauenberg mit großem Gepränge nach Hohenfurt gebracht worden, wie Hájek berichtet, ist eben so unrichtig, wie Pulkawa's und jenes Lügenchronisten weitere Meldung, Záwisch von Falkenstein sei der Gründer des Klosters Hohenfurt gewesen. Einem als Hochverräther Hingerichteten, dessen Brüder auch nach Záwisch's Tode den Zorn des Königs so sehr zu fürchten hatten, daß sie in Verbannung flohen, um nicht mehr nach dem Vaterlande zurückzukehren, wird Wenzel II. wohl schwerlich ein

*) Záwisch von Falkenstein war ein großer Gönner des Stiftes und schenkte demselben neben anderen Kostbarkeiten ein werthvolles antikes Kreuz mit einem h. Kreuzpartikel, dessen Silbereinfassung mit vielen Edelsteinen geschmückt war. Im Kriegsjahr 1469 wurde dasselbe dem Stifte Lambach um hundert ungarische Goldgulden verpfändet. Bei der Ablieferung des Silbers im Jahre 1809 mußte jedoch der silberne, mit minder edlen Steinen besetzte Fuß in die k. k. Münze abgegeben werden, so daß jetzt in Hohenfurt nur der obere Theil des Kreuzes vorhanden ist.

glänzendes Begräbniß bewilligt haben. Im Gegentheil kann man für sicher annehmen, daß die Leiche des auf so tragische Weise Gefallenen in aller Stille in der Familiengruft beigesetzt worden, wo dieselbe noch heute ruht*). Das Haupt jedoch soll der Sage nach in dem Capitelsaal des Hohenfurter Stiftes, welcher zu den schönsten gothischen Baudenkmälern der älteren Periode in Böhmen gehört, und zwar in der Wand gegen die Sacristei eingemauert sein. Noch heutzutage wird dem Fremden beim Besuche des Capitelsaales auf den Platz in der Wand gewiesen, welcher zur letzten Ruhestätte des einst so schönen Hauptes Záwisch's dienen soll, wie überhaupt im Süden Böhmens das Andenken an den hingerichteten Rosenberger noch jetzt nach fast sechs Jahrhunderten unter dem Volke wach fortlebt.

Nach dem hier Angeführten muß jedoch fortan die Mähre von der Enthauptung Záwisch's durch „eine Art Guillotine von Holz" aus dem Sagenkreise, welcher diese ritterliche Gestalt umwebt, ausgelassen werden. Auch ohne dieselbe bleibt das tragische Ende Záwisch's von Falkenstein interessant genug.

*) Für die Ruhe seiner Seele waren jedoch dessen Brüder Witek und Wok bei Zeiten bedacht. Laut Urkunde noch vom Jahre 1290 schenkten sie dem „Hause der immer jungfräulichen Maria in Hohenfurt" die Dörfer Ulrichsschlag, Kleindrasen und Hohenschlag, wie sie sich ausdrückten: „zur Nachlassung unserer Sünden und der unserer Verwandten, insbesondere zur Heilung der Seele unseres geliebten Bruders Záwisch".

Bauern-Rebellionen in Böhmen.



Bauern-Rebellionen in Böhmen.

Während Frankreich seine Jacquerie, England den großartigen Aufstand unter Wat Tyler, Deutschland die Greuel der Bauernkriege unter Thomas Münzer und Stefan Fadinger in ihrer Geschichte zu verzeichnen haben: wissen auch die Annalen Böhmens von zahlreichen Bauernerhebungen zu erzählen, die, wenn gleich sie nur geringere Dimensionen annahmen, doch in vielen Stücken den Verirrungen des Bauernstandes der genannten drei Länder ähnlich waren, daher von dem heimischen Culturhistoriker nicht übersehen werden dürfen. Nur hierin unterscheidet sich die Geschichte der Bauern-Rebellionen in Böhmen von jener der Bauernaufstände in den übrigen Ländern Europa's, daß diese Erhebungen der untersten Volksschichten hier verhältnißmäßig später vorkamen und daß deren Ursprung zumeist auf Anregungen und Beispiele von auswärts zurückzuleiten ist. Erfreute sich ja der böhmische Bauer das ganze Mittelalter hindurch einer ziemlich ausgedehnten Freiheit, die in den Nachbarländern größtentheils unbekannt war, denn bis fast an's Ende des 15. Jahrhunderts war das Wort „Leibeigenschaft" im böhmischen Wörterbuche nicht zu finden, das Recht über Leben und Tod der Unterthanen übte bis zu jener Periode der König allein aus und noch in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts hatte jeder Unterthan das Recht, seinen Grundherrn persönlich vor Gericht zu belangen — sämmtlich Vorrechte des „vierten Standes" in Böhmen, die sonst in keinem anderen Lande in dieser Ausdehnung und Bedeutung anzutreffen sind.

Und wenn auch schon im Laufe des 15. Jahrhunderts die Herren und Ritter nur zu oft sich bemühten, die rechtlichen Ver-

hältnisse ihrer Unterthanen zu verschieben und zu schmälern *), so brach doch erst mit der beginnenden Morgenröthe der neuen Zeit — welcher Gegensatz zu den sonstigen Errungenschaften derselben! — für den Bauernstand in Böhmen eine neue Periode an, jedoch eine Periode der Erniedrigung und Herabwürdigung, die nach der durch die husitischen Kriege herbeigeführten socialen Umwälzung das Volk um so schmerzlicher treffen mußte, als sie ihr Muster in der Fremde suchte und die bisherige demokratische Verfassung des Landes durch anderwärts entlehnte feudale Einrichtungen ersetzte. Die Erschöpfung des Volkes nach den langjährigen Stürmen des husitischen Zeitalters, die erst mit dem Tode Georg's von Poděbrad ihren Abschluß fanden und ein zahlreiches Proletariat geschaffen hatten, ermöglichten diesen schlau angelegten und von den Großen des Landes beharrlich durchgeführten Plan, der am Schlusse des 15. Jahrhunderts binnen drei Jahrzehnten aus dem ehemals freien Bauern einen Hörigen, ja später sogar einen Leibeigenen machte **). Wladislaw's des Jagellonen gleich lange als unrühmliche Regierung hatte diese sociale Revolution zu Gunsten der immer übermüthiger werdenden Feudalherren nur gefördert und das beginnende 16. Jahrhundert sah in Böhmen in der bäuerlichen Bevölkerung zum großen Theile dieselben Verhältnisse feste Wurzeln fassen, welche im westlichen Europa seit Langem den Bauernstand zur rechtlosen Masse herabgedrückt hatten.

Doch waren die Traditionen der husitischen Gleichheitstendenzen im böhmischen Volke noch so mächtig, daß die Bestrebungen

---

*) Schon Peter Chelčický, der geistige Gründer der Brüderunität, eifert in seinem Hauptwerke „Sít' víry" (das Netz des Glaubens, geschrieben 1440—43) gegen die Ungerechtigkeit der Frohnleistungen und spricht es unverholen aus, daß die Unterthanen ihren Grundherren keine Robot leisten sollen, da jeder von ihnen frei geboren sei und ein Christ überhaupt in keinem Abhängigkeitsverhältnisse zu seinem Mitmenschen zu stehen habe.

**) Schon auf den Landtagen von 1472, 1474 und 1479 wurden von der aristokratischen Majorität Versuche gemacht, den Bauernstand in völlige Abhängigkeit von den Grundherren zu bringen und da sich die Städte in dieser Angelegenheit auf unverantwortliche Weise passiv verhielten, so gelang es den beiden höheren Ständen, den berüchtigten Landtagsbeschluß vom 14. März 1487 durchzusetzen, laut welchem die Hörigkeit der Bauern auch als gesetzliche Norm aufgestellt wurde.

der Feudalbarone hier durchaus nicht zu jener vollen Geltung gelangten, wie dies in Deutschland und Frankreich der Fall gewesen, denn noch im 16. Jahrhunderte besaß der böhmische Bauer das Recht des Eigenthums, ferner seine autonomen Gerichte, die mehrmalen im Jahre zusammentraten, um in Civil- und Strafsachen zu entscheiden, sowie den ihm gebührenden Antheil an der Verwaltung des Kirchenvermögens. Erst während des dreißigjährigen Krieges verfiel er dem Grundherrn in einem solchen Maße, daß erst von dieser Zeit an von der Einführung der Leibeigenschaft in Böhmen die Rede sein kann. Doch schon die ersten Versuche zur Knechtung des Volkes blieben an vielen Orten nicht ohne Widerstand und die zeitgenössischen Aufzeichnungen über die Aeußerungen desselben sind uns Zeuge dessen, daß der Bauer durchaus nicht gutwillig das ihm bisher fremde Joch der Hörigkeit sich anlegen ließ, sondern die Erhaltung seiner alten Freiheiten mit Gewalt zu ertrotzen suchte.

Wie aus des ausgezeichneten böhmischen Juristen Victorin Kornel von Wsſehrd großem Werke „Neun Bücher von den Rechten, Gerichten und der Landtafel des Landes Böhmen" zu ersehen, übte man zu des Verfassers Zeiten (1460—1520) die Bedrückung der Unterthanen zumeist durch unreelles Vorgehen bei Güterübertragungen aus, da die von den Bauern zu leistenden Frohnen absichtlich nicht in die Landtafel eingetragen wurden, um von den Gutsherren später nach Belieben gesteigert werden zu können. „Dadurch werden," fährt Wsſehrd fort, „dem armen Volke Frohndienste auferlegt, wie sich Aehnliches selbst Türken und andere Heiden nicht erlauben. Diese bisher in Böhmen noch nie dagewesene Ungerechtigkeit zieht schlimme Folgen nach sich, denn die Leute, die nicht im Stande sind, dies neue schwere Joch zu ertragen, fliehen entweder von ihrem Grund und Boden und verlegen sich auf Raub, Mord und Brandstiften, wodurch das Land verheert wird, oder sie empören sich gegen die Grundherren und besetzen bewaffnet die Berge, indem sie ihre Höfe, Gemeinden, Wirthschaften, ja Weib und Kinder verlassen. So geschah es vor Kurzem in Mähren, wo die Hohenstädter, durch schwere Lasten und ungewohnte Robot bedrückt, gegen ihren Herrn rebellirten, ihn ergriffen und fast zu Tode schlugen, so daß er bald darauf seinen Geist aufgab. Und auch in

Böhmen erhoben sich, wie man jetzt hört (Wssehrd begann sein Werk 1494), im Prachiner Kreise zur Zeit des Festes der h. Margareth in mehreren Gemeinden alle hörigen königlichen Unterthanen, welche die bisher ungewohnten und neu ausgesonnenen Frohnen unerträglich fanden, und besetzten bewaffnet die umliegenden Berge, so daß man nicht weiß, wie es enden wird."

Diese Angabe Wssehrd's gibt uns zugleich Kunde von dem ersten Versuche der böhmischen Bauern, mit den Waffen in der Hand eine Aenderung ihrer bedrängten Lage herbeizuführen; doch erfahren wir nichts Näheres über die Ausdehnung und den Verlauf dieser ersten Bauern-Rebellion in Böhmen, da die Chroniken und Urkunden jener Zeit diese Erhebung des Landvolkes im Süden des Königreichs (nach Allem zu schließen, waren es die sogenannten Freisassen im Böhmerwalde, die bekanntlich seit jeher eifersüchtig über ihre Privilegien wachten) nicht erwähnen und wir uns daher mit den wenigen dürren Worten der anbezogenen Quelle begnügen müssen. Doch schon über die nächste Bauern-Revolte ist helleres geschichtliches Licht verbreitet und entbehrt dieselbe zugleich nicht eines romantischen Hintergrundes.

Zu Ende des 15. Jahrhunderts hauste auf der stattlichen Burg Ploskowic im Leitmeritzer Kreise Herr Adam Ploskowský von Drahonic, der, um in Glanz und Ueppigkeit leben zu können, seine Unterthanen unbarmherzig bedrückte und deren Geldsäckel bei jeder Gelegenheit schröpfte. Die hiedurch entstandene Unzufriedenheit benutzte der Gutsnachbar Ritter Dalibor von Kozojed, der es auf die Güter des Herrn Ploskowský abgesehen hatte und wiegelte die Unterthanen desselben im Jahre 1496 dergestalt auf, daß sie ihren Herrn auf seinem Schlosse überfielen, ihn in der ersten Wuth auf das Grausamste mißhandelten und in das Burgverließ warfen, worauf Ritter Dalibor sich des herrenlosen Gutes bemächtigte. Die Bürger der nahen Stadt Leitmeritz jedoch, denen Herr Ploskowský stets ein guter Freund gewesen, ergriffen die Waffen, eroberten das Schloß, verjagten die Bauern und nahmen zugleich Ritter Dalibor gefangen, der nach Prag abgeführt wurde, wo der nach ihm benannte Daliborka-Thurm auf dem Hradschin von seiner Haft, seinem Geigenspiele und seinem schließlichen Ende auf dem Schaffot erzählt. Ueber das Schicksal der aufständischen

Bauern selbst wird zwar nichts weiter berichtet, doch läßt das strenge Vorgehen gegen Ritter Dalibor darauf schließen, daß dasselbe nicht viel milder ausgefallen sein mag, zumal es galt, die Bauern in den übrigen Kreisen des Landes von ähnlichen Ausschreitungen abzuschrecken.

Doch nur zu bald wiederholten sich in anderen Gegenden ähnliche Aufstände, von deren einem uns die „Alten Jahrbücher Böhmens" beim Jahre 1517 erzählen, daß zu dessen Bewältigung eine ansehnliche Söldnermacht, die sogar Kanonen zu Hilfe nahm, aufgeboten wurde. Im genannten Jahre trat König Ludwig mehrere Dörfer der königl. Herrschaft Pürglitz an den Oberstlandrichter Georg von Kolowrat pfandrechtlich ab und als der neue Grundherr die bisher freien Insassen zur Anerkennung erblicher Unterthänigkeit zwingen wollte, riefen die Bauern die Entscheidung des Königs an. Doch Herr von Kolowrat bestand hartnäckig auf seinem ungerechtfertigten Verlangen, was die offene Empörung der Bauern zur Folge hatte. Sie griffen zu den Waffen und besetzten in einem Dorfe die Kirche, die sie mit Doppelhaken und zahlreichen anderen Schießwaffen zu vertheidigen entschlossen waren. Einige hundert Landstreicher nahmen an dem Aufruhre Theil und mit jedem Tage mehrten sich die Schaaren der Aufständischen. Der Oberstburggraf Lew von Rožmitál, einer der größten Bedränger des Bauernstandes, rief die Streitmacht mehrerer benachbarten Kreise zur Niederwerfung des Aufstandes herbei und zog persönlich mit einigen Geschützen der königlichen Prager Burg gegen die Rebellen. Vor dieser Uebermacht wichen die Bauern in die Pürglitzer Wälder zurück, wo ihnen nicht leicht beizukommen war, so daß der Oberstburggraf unverrichteter Weise nach Prag zurückkehren mußte. Auch auf der königlichen Herrschaft Kolin versuchte dieser Magnat die Freisassen in Hörigkeit zu bringen, doch zogen dieselben vor, nach Časlau und Kuttenberg auszuwandern, während seine eigenen Unterthanen in mehreren Dörfern (darunter Herrndorf und Hrádek im Prager Kreise) gegen seine Bedrückungen gleichfalls mit den Waffen in der Hand sich auflehnten.

Ueberhaupt kamen mit dem 16. Jahrhunderte, welches die großen Bauernkriege in Deutschland hervorrief, auch in Böhmen die Bauernaufstände auf die Tagesordnung, denn das Beispiel

des nahen Thüringen übte namentlich auf die von den Grafen Schlick hart bedrückte Bevölkerung des Erzgebirges einen großen Eindruck, so daß im Jahre 1524 in Joachimsthal ein gefährlicher Volksaufstand losbrach, der im Anfange wohl nur gegen die herrschaftlichen Beamten gerichtet war, aber im nächsten Jahre, als die Grafen Schlick ihre Söldner als Hilfscorps zur Bewältigung des Bauernaufruhrs in Ansbach entsendet hatten, auch den Grundherren selbst galt. Im Mai 1525 rotteten sich die Bauern auf dem Joachimsthaler Stadtplatze zusammen und nachdem sie das Rathhaus daselbst geplündert und alle Urkunden und Privilegien der Stadt vernichtet hatten, zogen sie gegen die nahe Burg Freudenstein, die ein gleiches Schicksal traf. Graf Stefan Schlick eilte von Schlackenwerth mit 300 Söldnern rasch herbei, verhielt sich jedoch passiv, als er vernahm, die Aufständischen seien über 3000 Köpfe stark. Doch als dem Grafen von allen Seiten Zuzüge kamen und er nun einen Angriff gegen die Bauern wagen konnte, verlegten dieselben sich auf's Parlamentiren und es kam eine Einigung zu Stande, laut welcher blos die Anstifter der Rebellion, die, 17 an der Zahl, dem Grafen ausgeliefert worden waren, mit dem Tode bestraft werden sollten. Da jedoch während des ganzen Aufstandes kein Blut vergossen worden war, pardonirte Graf Schlick auch diese Verurtheilten, nachdem sie auf dem Ringplatze zu Joachimsthal öffentlich erklärt hatten, sie seien „vom Teufel zur Rebellion angestiftet worden". Zwei sächsische Unterthanen jedoch, die sich am Aufstande betheiligt hatten, wurden zu Hause ohneweiters geköpft.

In demselben Jahre gab es auch im Süden Böhmens Bauernaufstände von geringeren Dimensionen, und zwar auf der Herrschaft Klingenberg (den Herren von Schwamberg gehörig), wo die Urheber der Unruhen gleichfalls mit dem Tode bestraft werden sollten, und auf der Herrschaft Hohenfurth, wo in Folge dessen der Klosterabt Christophorus Knoll auf seine Würde resignirte, da er durch die Undankbarkeit der von ihm sonst so glimpflich behandelten, aber von den Ideen der Reformation bereits stark ergriffenen Unterthanen auf's Schmerzlichste berührt worden war. Hatte ja bekanntlich Luther's Lehre, von dem Volke mißverstanden, das Meiste zu den Bauernkriegen in Thüringen und

Schwaben beigetragen, so daß sich der Reformator bald genöthigt sah, mit mehreren Pamphleten wider „die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern“ aufzutreten, von welchen Schriften zwei sogleich auch in's Böhmische übersetzt wurden, um die böhmischen Bauern von ähnlichen Gewaltthätigkeiten abzuhalten. Trotzdem wiederholten sich vereinzelte Aufstände auch ferner nur zu oft (so empörten sich im Jahre 1544 die Klingenberger Bauern von Neuem gegen Herrn Bohuslaw von Schwamberg), dieselben endeten jedoch zumeist mit der Niederlage und strengen Bestrafung der Rebellen, worauf regelmäßig eine noch härtere Befestigung der Unterthänigkeit zu folgen pflegte. Doch fehlt es nicht zugleich an Beispielen, wo die hart bedrückten Unterthanen an ihren Grundherren blutige Rache nahmen. So wurde im Jahre 1571 im Dorfe Šamonic bei Blatna Herr Ludwig Lorecký von Lkousch mit seinen beiden unmündigen Söhnen von den über seine schweren Robotauflagen und Grausamkeiten empörten Unterthanen, an deren Spitze der Dorfrichter Peter Dulik stand, eines Nachts im Schlafe überfallen und ermordet, wofür die Schuldigen später in Blatna auf ebenso grausame Weise hingerichtet wurden.

Aber alle diese partiellen Bauernaufstände des 16. Jahrhunderts sind gleichsam nur der Schatten, den die traurigen Ereignisse des nächstfolgenden Jahrhunderts vorauswarfen. Erst mit dem Beginne des dreißigjährigen Krieges, der eben in Böhmen seinen Anfang nahm und im ganzen Lande gleich im Anfange alle bestehenden Verhältnisse aus Rand und Band brachte, kann man von Bauern-Rebellionen im weiteren Sinne des Wortes sprechen, sowie erst in dieser Periode, wie schon bemerkt worden, die bisherige Hörigkeit der Bauern in thatsächliche Leibeigenschaft und völlige Rechtlosigkeit des „vierten Standes“ ausartete.

Der große Aufstand der protestantischen Stände Böhmens, der mit dem berüchtigten Fenstersturze vom 23. Mai 1618 eingeleitet worden war, fand einen sehr schwachen Widerhall im Volke selbst, dessen gesunder Instinct es nur zu bald herausgefunden hatte, daß es den rebellirenden Ständen mehr um Ausdehnung und Befestigung ihrer Privilegien als um Errungenschaften auf dem Gebiete nationaler und politischer Freiheiten zu thun sei. Die

vorgesteckte religiöse Bedeutung des Kampfes gegen Ferdinand II. barg im Gegentheile sehr weltliche Zwecke, für welche sich wohl der Herren- und Ritterstand, in viel geringerem Maße jedoch der städtische Bürger, am allerwenigsten aber der vierte Stand begeistern konnte. Kühl bis an's Herz hinan verhielt sich damals das böhmische Volk dem Aufstande der protestantischen Stände gegenüber und in dieser Passivität der überwiegenden Mehrzahl des Volkes allein ist der Mißerfolg der Rebellion zu suchen, die am Weißen Berge ihr leicht vorauszusehendes schlimmes Ende und am Altstädter Ringplatz ihre tragische Sühne fand. Die Barone und Ritter, die das Volk nur als ihr Eigenthum betrachteten, bedrückten ihre Unterthanen, statt dieselben für ein großes nationales Werk zu entflammen, wie dies zur Zeit des Hussitenkrieges geschehen war, nach Proclamirung des Aufstandes nur noch mehr, da sie, materielle Opfer aus Eigenem scheuend, allein aus dem Volke die Mittel zum Unterhalte der gemietheten Söldnerschaaren herauszupressen suchten. Und als diese Mittel nur zu bald erschöpft waren, so verschaffte sich die rohe und jeder patriotischen Regung bare Soldateska, die monatelang ihren Sold nicht ausbezahlt bekam, alles Nöthige auf eigene Faust, und auf welche Weise man hiebei mit dem Landvolke verfuhr, davon erzählen alle Chroniken jener Zeit haarsträubende Geschichten. Nicht Wunder kann es daher nehmen, daß das Volk, soweit es nicht von den Grundherren zum Söldnerdienst gepreßt worden war, an den Kämpfen gegen das kaiserliche Heer nicht nur nicht theilnahm, sondern in vielen Gegenden gegen die Adeligen sich erhob, um mit den Waffen in der Hand allen bisherigen Bedrückungen und stets sich mehrenden Frohndiensten ein Ende zu machen.

Schon im Sommer des Jahres 1619 erhoben sich die Bauern des Saazer Kreises gegen die wie in Feindesland sich geberdenden Mansfeldischen Söldner und richteten unter denselben ein entsetzliches Blutbad an, so daß von zwei Compagnien niederländischen Volkes in der Gemeinde Pritschapel bei Eidlitz kaum zwanzig Mann durch Flucht sich retteten und selbst Weiber und Kinder der Söldner nicht geschont wurden. Aehnlich ging es in vielen anderen Gemeinden zu und bald hätte sich der erwachte Groll des Volkes auch gegen die Grundherren selbst gerichtet, wenn dieselben den in

Waffen stehenden Bauern nicht gelobt hätten, ihnen vollen Pardon erwirken und sie vor der angedrohten Rache des Grafen Mansfeld schützen zu wollen. Mitte September desselben Jahres wiederholten sich ähnliche Scenen in der Umgegend von Tabor, wo die Mansfeld'schen gleichfalls schlimm hausten, noch mehr aber im Laufe des verhängnißvollen Jahres 1620, das eine Reihe von Bauernaufständen hervorrief.

So rotteten sich im Mai dieses Jahres an 4000 Bauern aus dem Bechiner und Taborer Kreise zusammen, die eine weißrothe Fahne mit sich führten, welche als das Symbol der Befreiung des vierten Standes galt. Zu Anführern wählten sie mehrere Landedelleute, die durch den Krieg gleichfalls alle ihre Habe verloren hatten und nun dem Volke sich anschloßen. Dieselben organisirten die Aufständischen auf militärische Art und brachten für ihre Schaaren sogar vier Kanonen auf, so daß sie mit dieser Macht die Sache der protestantischen Stände arg bedrohten. Diese Stimmung des böhmischen Volkes suchte sogleich Ferdinand II. für sich auszubeuten und schickte derselbe zu den Unzufriedenen einen höheren Beamten mit einem eigenhändig gefertigten Schreiben, in welchem den Bauern: 1. volle Befreiung von der bisherigen Unterthänigkeit, 2. Ersatz für ihre geplünderte Habe durch Schenkung von Wirthschaften auf den Gütern der protestantischen Stände und der Geistlichkeit und 3. genügender Schutz vor den Gewaltthaten der Söldner verheißen wurde, falls sie sich der Sache des Kaisers anschließen würden *). Die Gefahr dieser Situation rasch erkennend, entsendeten nun auch die Stände in ihrem und des Königs Friedrich Namen Commissäre an die Bauern, um dieselben

*) Bereits im Jahre 1618 war von einem Anhänger der kaiserlichen Partei eine Schrift erschienen, deren Verfasser Mittel angibt, wie die Rebellion der böhmischen protestantischen Stände gleich im Keime sich unterdrücken ließe, und lautet eines von diesen Mitteln dahin, „der Kaiser möge das unterthänige Volk von Böhmen von der Unterthanenschaft losbinden und die Bauern von der Tyrannei ihrer Herren befreien, denn eine solche Freigebung würde den Bedrückten ein genügender Grund sein, daß sie dem Kaiser zufallen und Gut, Ehre und Leben daran setzen, die Urheber der Rebellion festnehmen und lahmlegen zu helfen". Daß dieser Rath, wenn auch erfolglos, im Jahre 1620 wirklich befolgt wurde, beweist die Entsendung des kaiserl. Schreibens an die Bauern.

für sich zu gewinnen und der Ausbreitung des Aufstandes Einhalt zu thun. Die Bauern wiesen den Commissären das Schreiben des Kaisers in originali vor und erboten sich zur Niederlegung der Waffen unter der Bedingung, daß ihnen die Stände dieselben drei Concessionen wie der Kaiser gewähren, ansonst sie genöthigt wären, dieselben durch Gewalt zu ertrotzen und an ihren Bedrückern Rache für alle erlittenen Unbilden zu nehmen. Die Commissäre bewilligten nach vorausgegangener Besprechung mit den Ständen die zwei letzten Punkte, während die Unterthänigkeitsfrage erst nach Beendigung des Krieges gelöst werden sollte.

Das bei aller Gereiztheit gutmüthige und leicht zu bethörende Volk schenkte diesen Versprechungen Glauben und ging auseinander, ohne jedoch seinem Ziele näher gekommen zu sein, denn schon zwei Monate später mußte das Landvolk in der Gegend von Unhoscht im Prager Kreise gleichfalls zu den Waffen greifen, um sich der räuberischen Horden des Grafen Styrum zu erwehren. Zu demselben letzten Mittel nahmen ihre Zuflucht um jene Zeit die Unterthanen des Herrn Wilhelm von Kolowrat auf der Herrschaft Bistrau unweit der mährischen Grenze, als sie von dem Grundherrn zu ungewohnten Robotleistungen gezwungen wurden. Bewaffnet mit Sensen, Heugabeln und Dreschflegeln, verließen sie ihre Gemeinden und zogen in die Wälder, wobei sie in den Meierhöfen und Amtsgebäuden so gräulich wirthschafteten, daß Herr Kolowrat militärische Hilfe in Anspruch nahm. Ein Rottmeister zog mit seiner Reiterabtheilung den Bauern entgegen, die zwischen Bistrau und Jedlowá ihr Lager aufgeschlagen hatten, und frug deren Anführer, warum sie sich gegen ihre Obrigkeit aufgelehnt hätten? „Wegen Bedrückungen“, lautete die Antwort und bald sah der Rottmeister die Gerechtigkeit der Forderungen der Bauern so sehr ein, daß er mit seinen Reitern wieder abziehen wollte. Zum Unglück sprang eines der Pferde in ein Feld, das einem von den aufständischen Bauern gehörte, und derselbe schoß den Reiter nieder. Der Rottmeister ließ hierauf zum Angriffe blasen und richtete unter den Bauern ein Blutbad an, welchem viele der Armen zum Opfer fielen, während die Uebrigen nach allen Richtungen hin zerstoben. Als sie jedoch in ihre Gemeinden zurückkehrten, ließ der ergrimmte Grundherr alle Theilnehmer des

Aufstandes hängen, so daß, wie die Localchronik erzählt, in den Dörfern Niemand mehr zurückblieb, um das Getreide einzuheimsen, daher dasselbe auf dem Felde verfaulte.

Gefährlicher gestaltete sich ein neuerlicher Bauernaufstand im Saazer Kreise, wo sich Ende October, also nur wenige Tage vor der Schlacht am Weißen Berge, an 7000 Bauern erhoben, um gegen die Herren und Ritter, die ihren Versprechungen so schlecht nachkamen, einen Vertilgungskrieg zu führen. Von einem Edelsitze zum anderen ziehend, plünderten sie dieselben und richteten überall eine solche Zerstörung an, daß nur die nackten Mauern der Edelhöfe und Vesten stehen blieben. Am schlimmsten erging es in Postelberg dem neu erbauten Schlosse des Herrn Stephan von Sternberg, das von Grund aus zerstört wurde. Ließ sich einer von den Grundherren auf seinem Schlosse ertappen, so fiel er unter den Streichen der wüthenden Bauern und auch seine Angehörigen wurden in den seltensten Fällen geschont, so daß man in jener Gegend die Leichen nach Hunderten zählen konnte. Ja selbst an die Städte, wie Brüx, Kaaden und Komotau, richteten die Aufständischen die Aufforderung, sich mit ihnen zu verbünden, widrigens man zu deren Eroberung schreiten werde. Nur die Schlacht am Weißen Berge und die Erscheinung des Waldstein'schen Reiterregiments machte diesem Treiben ein Ende, das einen der schönsten Kreise des Landes in eine Wüste verwandelt hätte.

Mit der Niederwerfung des Aufstandes der protestantischen Stände wurden jedoch nicht auch zugleich die Bauernaufstände für immer unmöglich gemacht, ja dieselben nahmen in der Folge stets größere Dimensionen an, da an Stelle der Bedrückung durch die seither emigrirten Grundherren der noch härtere Terrorismus der neuen Machthaber und deren Söldlinge getreten war. Zudem leuchtete es so manchem der früheren Wortführer des Aufstandes ein, welch' großer Fehler es gewesen, daß man den vierten Stand oder das eigentliche Volk nicht zum Anschlusse an den großen Kampf wider Wien und Rom herangezogen hatte, und so beeilten sich viele derselben, diesen Fehler gut zu machen und das Volk gegen den Sieger zu den Waffen zu rufen. Kenner der Verhältnisse in Böhmen konnten freilich leicht voraussehen, daß diese Bestrebungen von keinem sonderlichen Erfolge begleitet sein werden;

denn einestheils verschwand nicht so leicht der alte Groll der Bauern gegen ihre ehemaligen Herrschaften, die auch jetzt mit bloßen Versprechungen dem Volke nahten, anderentheils gebot der Kaiser nach dem Siege vom 8. November 1620 über eine so große militärische Macht im Lande, daß nur überspannte Köpfe Hoffnung an einen günstigen Erfolg hegen konnten. Aber deren gab es unter den Exilirten eben eine große Anzahl und die eifrigsten unter ihnen waren die Prädicanten, die nach ihrer Flucht über die Landesgrenze seitdem wieder von ihrem ersten Schreck sich erholt hatten und nun insgeheim nach Böhmen zurückkehrten, um die Bauern gegen das neue katholische Regiment aufzuwiegeln.

Bereits im Mai 1621 gelang es diesen Agitatoren, im Königgrätzer Kreise eine große Bewegung unter dem Landvolke hervorzurufen, so daß binnen Kurzem an 6000 Bauern versammelt waren, welche von einer Gemeinde zur anderen zogen und aller Orten großen Schaden anrichteten, ohne daß jedoch deren Ziele klar hervorgetreten wären. Erst als der Markgraf von Jägerndorf mit seinen Truppen aus dem Glatzischen in Böhmen einfiel, um hier die Sache des vertriebenen Winterkönigs zu verfechten, schlossen sich ihm die Bauern an und besetzten die Smiřicky'schen Güter Nachod, Kostelec u. A., wo Alles, was kaiserliche Uniform trug oder der neuen Ordnung der Dinge sich angeschlossen hatte, unbarmherzig niedergehauen wurde. Doch gar bald fand der planlose Aufstand sein Ende, als Oberst Albrecht von Waldstein Anfangs Juni von Prag mit 1000 Musketieren und etlichen Reitercompagnien gegen die Aufständischen geschickt wurde. Hunderte von Bauern fielen unter den Streichen der Waldstein'schen Reiter, die Uebrigen zerstreuten sich nach allen Richtungen und auf gleiche Weise verschwanden die schlesischen Truppen vom Schauplatze, auf welchem nur eine Anzahl von Galgen mit den Leichen der Rädelsführer als warnendes Zeichen zurückblieb *).

*) In einem gleichzeitigen historischen Volksliede über die Thaten Waldstein's heißt es über diese Bauern-Rebellion: „Das lutherische Volk des Königgrätzer Kreises erhob sich in den dortigen Dörfern zu Tausenden, bedrohte die Städte, verfolgte die Katholischen und plünderte die Schlösser; Waldstein zog schnell den Rebellen entgegen, metzelte ihrer fünfhundert auf der Stelle nieder und nahm sechshundert andere gefangen, die dann in Prag und in an-

Diese Strenge übte wohl für einige Zeit ihre Wirkung auf die fernere Haltung des Landvolkes aus, doch bereits nach vier Jahren äußerten sich wieder Anzeichen einer größeren Bewegung unter den Bauern im Norden Böhmens, die von den Exulanten seit Langem geplant worden war und nun zum offenen Ausbruche kommen sollte *). Die Gegenreformation und das Gebahren der Dragoner hatten die Gemüther des Volkes bis zur Verzweiflung gebracht und so glaubten die Emigranten jetzt im Vaterlande einen empfänglichen Boden für neue Aufstandsversuche zu finden. Die zahlreichen Prädicanten, die noch immer im Lande heimlich weilten, riefen ihre ehemaligen Gemeinden in die Tiefen der heimatlichen Waldungen zu religiösen Uebungen zusammen, bei welchen baldige Abhilfe der traurigen Zustände in Aussicht gestellt und die Erhebung vorbereitet wurde. So gestalteten sich diese geheimen Zusammenkünfte, die ursprünglich einen religiösen Charakter an sich trugen, bald zu politischen und socialen Verschwörungen, denen nur noch werkthätige Häupter fehlten, um die Leitung des allgemeinen Aufstandes zu übernehmen und die Wiedereinsetzung des Regimes des Winterkönigs anzubahnen.

Unter den Waghälsen dieser Art, die neben höheren politischen Zielen vornehmlich die Wiedergewinnung ihrer confiscirten Güter im Auge hatten, war einer der Ersten Herr Christoph von Redern, früher Besitzer von Friedland und Reichenberg, welche beiden Güter 1622 an Albrecht von Waldstein anheimgefallen waren. Redern hielt sich seit seiner Flucht im Jahre 1620 im nahen Sachsen auf und unterhielt rege Verbindungen mit seinen ehemaligen Unterthanen, die noch immer dem jungen Grundherrn und dessen Mutter anhingen. Im Frühjahr 1625 glaubte der feurige junge Cavalier den günstigen Zeitpunkt zu einem Handstreiche auf

---

deren Städten in's Gefängniß wanderten und später mit der Ausbrennung des Schandmals oder mit Nasenabschneiden bestraft wurden."

*) Die im Jahre 1623 durch die Herren von Řičan bewirkte Zusammenrottung von mehreren Tausend Bauern und entlassenen Söldnern in den Pürglitzer Wäldern verfolgte keine socialen Zwecke, sondern hatte nur die Ueberrumpelung der beiden Schlösser Pürglitz und Zbirow und die Befreiung der daselbst eingekerkerten Staatsgefangenen zum Ziele und fällt daher nicht in den Rahmen unserer Schilderung.

Friedland gekommen und so kehrte er nach Böhmen zurück, um das Landvolk zur Empörung gegen die Kaiserlichen zu bringen. Waldstein, damals bereits Herzog zu Friedland, daher gerade auf den einstigen Redern'schen Grundbesitz, von welchem er den Titel führte, sehr eifersüchtig, erfuhr von dieser Rückkehr des Emigranten und von dessen gefährlichen Anschlägen auf Schloß Friedland. Eigenhändig schrieb er am 9. Juni 1625 an seinen Schloßhauptmann zu Friedland und ertheilte ihm den Befehl, er solle „den leichtfertigen Schelm Kristof von Redern, der umb Fridland reiten und das Landvolk zu rebelliren persuadiren soll", alsbald beim Kopf nehmen. Jeder, der mit dem Rebellen die geringste Gemeinschaft haben werde, solle mit Leib, Gut und Ehre verfallen, und Derjenige, der ihn lebendig oder todt überliefern werde, solle fünftausend Thaler zur Belohnung erhalten. Zugleich schickte der Herzog seinen Vetter Maxmilian von Waldstein mit fünf Fähnlein Knechten und drei Compagnien Reiter nach Friedland, um die Empörung niederzuschlagen. Die Vollführung dieser Aufgabe zog sich jedoch in die Länge, denn noch im December des genannten Jahres mußte sich des Herzogs Gemalin von Schloß Friedland nach Prag in Sicherheit begeben, da, wie ein gleichzeitiger Bericht vom 20. December 1625 meldet, „sich die vnderthanen und Bauern sonderlich umb Fridlandt sehr rebellisch erzeigen, in großer Anzahl versammlet sind, vnd einen anschlag auf Fridlandt haben". Waldstein entsendete daraufhin eine noch stärkere Macht mit „etlich stück geschücz" gegen die rebellischen Bauern, die nach großen Verlusten auseinandergejagt und strenge bestraft wurden. Des Anführers der Aufständischen, Herrn Christoph von Redern, wurde man jedoch, trotzdem der oben erwähnte hohe Preis auf seinen Kopf gesetzt war, nicht habhaft, sondern es gelang demselben, da man auf Waldstein's Betreiben auch in Sachsen und in der Lausitz nach ihm fahndete, nach Polen zu entkommen, wo er bald darauf verscholl.

Die von Friedland heimziehenden siegreichen Truppen wurden nach gänzlicher Bewältigung des Aufstandes in den Leitmeritzer Kreis beordert, und zwar in die Gegend der Stadt Wartenberg, woselbst sich die Unterthanen des berüchtigten Abenteurers Heinrich Otto von Wartenberg, der auf dem nahen Schloß Markersdorf

wohnte, gegen ihren verhaßten Grundherrn empört und ihm und seiner Gemalin ein schreckliches Ende bereitet hatten. Heinrich von Wartenberg, einer der ärgsten Bedränger des Landvolkes, nöthigte, da er selbst ein Convertit war, auch seine Unterthanen zur Annahme des katholischen Glaubens und da er hiebei auf Widerstand stieß, verbot er in der Gemeinde Güntersdorf am Tage des Kirchweihfestes (26. October 1625) alle Lustbarkeiten, sowie das Abhalten der Musik, in Folge dessen unter dem zahlreichen Landvolke eine große Aufregung entstand und die ohnehin grollenden Bauern in noch größere Wuth gegen ihren Bedrücker versetzt wurden. Bereits am nächsten Tage berieth man über die Anwendung von Gewaltmaßregeln gegen den Grundherrn, und als Heinrich von Wartenberg, diese Bewegung unter seinen Unterthanen verachtend, die Rädelsführer verhaften und auf die Folterbank legen ließ, überfielen die erbitterten Bauern Schloß Markersdorf, zogen den Besitzer desselben und dessen Gattin aus ihrem Versteck im tiefsten Keller hervor und massacrirten die beiden Opfer ihrer Wuth im Schloßhofe auf wahrhaft canibalische Weise. Eine neben den Leichen in die Erde gesteckte Mistgabel, mit welcher Herrn von Wartenberg der letzte tödtliche Stoß versetzt worden war, mußte von jedem der Anwesenden zum Zeichen der Solidarität und der Billigung des Mordes mit der Hand berührt werden. Als hierauf die kaiserlichen Truppen nahten, flohen die Urheber des Aufstandes über die nahe Grenze, doch mehr als dreißig Theilnehmer an dem Morde wurden zu Stande gebracht und theils hingerichtet, theils mit Ohren- und Nasenabschneiden bestraft oder des Landes verwiesen.

Nicht abgeschreckt durch das Schicksal dieser Unglücklichen, rotteten sich bald darauf in der Gegend von Neuschloß an 600 Bauern zusammen und verlegten dieselben einer Waldstein'schen Reiterabtheilung, die zur kaiserlichen Armee in Deutschland zog, in einer Waldschlucht den Weg; nur mit Mühe gelang es den von Neuschloß herbeigeeilten Beamten des Herzogs von Friedland, die kleine Truppe vor Verderben zu bewahren. Anderwärts hatte es das Volk wieder auf die gehaßten Jesuiten und deren Missionäre abgesehen. So erhielten die Jesuiten in Jičin in den ersten Tagen des Monates November 1625 die Nachricht, das Landvolk

der Umgegend wolle die Stadt überfallen und alle neubekehrten Katholiken und Jesuiten ermorden. Doch ging diese Drohung nicht in Erfüllung und es scheint, daß die nahende strenge Winterszeit ähnlichen Anschlägen ein Ziel setzte.

Die Aufregung, welche diese Erhebungen des Landvolkes im Norden Böhmens im ganzen Lande hervorgerufen hatten, steigerte sich nur noch mehr im nächsten Jahre 1626, das aus leicht erklärlichen und naheliegenden Gründen die gesammte Bevölkerung in einen derart fieberhaft erregten Zustand versetzte, daß ihn selbst das Schicksal der Wartenberg'schen und Friedländ'schen Bauern nicht zu dämpfen vermochte. Loderte ja im Monate Mai dieses Jahres im benachbarten Oberösterreich der blutige Aufstand unter Stephan Fadinger empor, zu dessen Niederwerfung auch aus Böhmen Truppen herbeigezogen werden mußten, und der unter dem Landvolke in Böhmen und Mähren so große Sympathien erweckte, daß aus beiden Ländern zahlreiche Zuzügler nach Oberösterreich wanderten, um die Schaaren Fadinger's zu verstärken.

Unter solchen Verhältnissen gelang es den Prädicanten leicht, Bauernaufstände auch in Böhmen hervorzurufen, die aber in der ersten Zeit ohne Zusammenhang unter einander waren, daher mit geringer Mühe bewältigt werden konnten *). Erst gegen Schluß des Jahres einigte man sich in den Kreisen der Exilirten über den Plan einer allgemeinen Bauernerhebung in Böhmen, der ursprünglich in der That großartig angelegt war, aber späterhin in eine unheilvolle Verzettelung der Kräfte umschlug. Mathias Ulický,

*) In den Berichten des Oberhauptmannes von Rosenberg (Khevenhiller'sches Archiv im Linzer Museum), der „Zeitungen aus Prag" meldete, heißt es unter Anderem: „Prag, 4. Juli 1626. Gestern hat man einen Prädikanten sammt einem Radelführer gefänglich alhero gebracht. Die werden bezüchtiget, daß sie das Bauersvolk aufgewiglet, wie dann der Prädikant an einem gewissen Ort 4 Meil von hier predigen wollen, darbei sich viel 100 gewaffnete Bauern hätten befinden sollen. — Prag, 11. Juli 1626. Des Herrn Michna Bauern hinter Königssaal haben sich bei 600 stark zusammen rottiert und mit allerlei Wehren armiert, vermeint einen größeren Anhang zu bekommen, wider welche aber vor 4 Tagen etlich Volk zu Roß und Fuß geschickt worden, so sie bei nächtlicher Weil in einem Marktflecken überfallen, die Bauern theils niedergehaut, gefangen und die übrigen getrennet, so sich in einen Wald begeben und verhaut, daß man sie nit bekommen könnte; deren sollen wieder über 500 sein."

ehemaliger Caplan in Časlau, war einer der eifrigsten Förderer dieses Planes und nachdem er die Hauptsitze der Exulanten in der Fremde bereist hatte, kehrte er im Anfange des Jahres 1627 insgeheim nach Böhmen zurück, um auch hier für das Gelingen desselben Alles vorzubereiten. Vornehmlich war es auf die Kreise im nördlichen, östlichen und mittleren Böhmen abgesehen und sollten vor Allem der Königgrätzer und der Kauřimer Kreis, in welch' letzterem Ulický persönlich agitirte, das Signal zum Aufstande geben. Nach mehrmonatlicher Bearbeitung des Volkes glaubte der eifrige Prädicant sein Werk zur Reife gebracht zu haben und so berief er mehrere von den ausgewanderten Herren und Rittern nach Böhmen, um dieselben an die Spitze des Aufstandes zu stellen. Im Sommer des genannten Jahres erschienen die Herren Smil von Michalowic, Georg von Těchenic, Adam von Hoděјowa, die beiden Brüder Lew von Rožmitál u. A. in der Mitte ihrer ehemaligen Unterthanen und bald brach der Aufstand gleichzeitig an mehreren Orten aus, wobei sich die Führer der sicheren Hoffnung hingaben, daß das ganze Land ihrem Rufe folgen und die Rebellion zu einer allgemeinen Erhebung des Volkes führen werde. Und da zu jener Zeit ein dänisches Kriegsheer in Schlesien stand, das die Kaiserlichen hart bedrängte, so konnte man sich auch mit der Aussicht auf auswärtige Hilfe schmeicheln, sobald nur das Land Böhmen selbst die Fahne der Empörung wider Ferdinand II. würde aufgepflanzt haben. Durchzogen ja, wie der Jičiner Schloßhauptmann Gerard von Taxis in einem Briefe an den Herzog von Friedland meldet, dänische Agenten, die aus der Lausitz nach Böhmen kamen, seit längerer Zeit die nördlichen Kreise des Landes, um das Volk aufzuwiegeln, wobei sie baldige Hilfe Seitens der dänischen Armee versprachen.

Der erste Schlag fiel in der Stadt Kauřim, in deren Umgebung Herr Georg von Těchenic einige hundert Bauern gesammelt hatte. Am Montage nach dem Feste Mariä Geburt (14. September) fand daselbst das Kirchweihfest und zugleich der übliche Jahrmarkt statt. Massenhaft zogen daher die Bauern nach Kauřim, wo sie alle Wirthshäuser füllten und derart herausfordernd sich geberdeten, daß jeder schärfere Beobachter leicht errathen konnte, daß sie einen unheimlichen Anschlag im Schilde führen. Um die Mit-

tagsstunde ertönte auf dem Stadtplatze plötzlich ein Schuß, den einer von den Verschwörern abgefeuert hatte, um seinen Genossen das Zeichen zum Losschlagen zu geben. Der kais. Richter ließ den Ruhestörer verhaften, aber in wenigen Augenblicken waren alle Bauern vor dem Arrestlocale versammelt, wo sie stürmisch die Freilassung des Verhafteten forderten. Der Richter, begleitet von einigen Söldnern, trat den Aufrührern besänftigend entgegen, aber da erhob einer von den Bauern seine schwere Hacke und spaltete dem zunächst stehenden Söldner den Kopf, worauf die übrigen sammt dem Richter ihr Heil in der Flucht suchten. Der Gefangene wurde unter Tumult befreit, das Rathhaus erstürmt und die dortigen Waffenvorräthe unter die Bauern vertheilt, die sich hierauf in Gruppen theilten und eine weiße Fahne mit rothem Kelche aufhißten. Die Häuser sämmtlicher Katholiken wurden geplündert, die Dechantei, aus welcher die Geistlichen, mit dem Dechanten Simeon Eustachius Kapihorský, dem bekannten Historiker des Cistercienserklosters von Sedlec, an der Spitze, entflohen waren, total ausgeraubt, in Gewölben und Kellern bis tief in die Nacht unbarmherzig gewirthschaftet. Um Mitternacht zogen die Rebellen weiter, um den nächstliegenden Städten ähnliche Besuche abzustatten. Während die Stadt Kauřim noch mit ziemlich heiler Haut davonkam, erging es um so schlimmer dem Städtchen Rataj, das verwüstet und in Asche gelegt wurde; auf gleiche Weise gingen die Schlösser zu Wlaschim und Domaschin, sowie das Städtchen Sternberg in Flammen auf. In ersterem fiel der Schloßhauptmann den Bauern in die Hände, die ihn köpften, sein Haupt auf eine Stange spießten und den Leichnam in Stücke hieben. In Konopischt, wo Herr Adam von Hodějowa, der frühere Besitzer des nahen Gutes Týnec, an der Spitze von 8000 Bauern stand, entging Graf Michna von Waitzenhofen nur durch schleunige Flucht einem ähnlichen Schicksale, und als die Bauern diesen meistgehaßten Kämpen der Gegenreformation in Böhmen nicht fanden, verheerten sie nicht nur sein Schloß, sondern auch alle umliegenden Vesten und Städte mit Feuer und selbst die befestigte Stadt Beneschau wurde ausgeplündert und verwüstet.

Gleichzeitig erhoben sich im Leitmeritzer Kreise unter Anführung der beiden Brüder Lew von Rožmitál, im Bunzlauer

Kreise unter den Befehlen des Herrn Smil von Michalowic, sowie auch im Königgrätzer Kreise zahlreiche Bauernschaaren, die sich jedoch ähnlich wie die Bauern des Kauřimer Kreises nur auf's Plündern und Sengen verlegten und hiedurch den Plan Ulický's und der übrigen Verschworenen, von drei Seiten gegen die Landeshauptstadt zu ziehen und von dort aus das ganze Königreich zu insurgiren, vereitelten. Die Regierung, durch die Aufstände des Vorjahres gewitzigt, warf unverzüglich Truppen nach allen bedrohten Punkten des Landes und dieselben zerstreuten die regel- und zügellosen Haufen der Bauern nach allen Windrichtungen. Und als auch Ulický selbst in Časlau den Kaiserlichen in die Hände fiel und ein gleiches Schicksal mit ihm Johann und Zdeněk von Rožmitál theilten, da wurde dem ganzen Aufstande ein jähes Ende bereitet. Die Herren von Rožmitál endeten auf dem Schaffot, Hunderte von Bauern wurden an den Stätten ihrer Gräuelthaten gehängt, geköpft und geviertheilt, am schlimmsten erging es jedoch Ulický, der in Časlau zweimal auf die Folter gespannt und dann, wiewohl er nichts bekannt hatte, zum schimpflichen Tode verurtheilt wurde. Zuerst hieb ihm der Scharfrichter den rechten Arm, hierauf das Haupt ab; aus dem Leibe riß er ihm die Eingeweide heraus, die in sein Hemd eingewickelt wurden, und viertheilte endlich seinen Leichnam, dessen Theile dann sammt dem Haupte auf dem nahen Galgen durch mehrere Jahre lang aufgespießt blieben.

Aber auch dieser unglückliche Ausgang der Rebellion des Jahres 1627 hielt die Bauern des Königgrätzer Kreises nicht ab, schon im nächsten Jahre einen neuen Aufstand zu planen, der im März 1628 zum Ausbruche kam, aber, wie leicht vorauszusehen war, auf gleiche Weise endete. In den letzten Tagen des Faschings jenes Jahres rotteten sich auf den Herrschaften des kais. Feldherrn Johann Trčka von Lipa mehrere hundert Bauern, die längere Zeit hindurch in den Grenzgebirgen geheime Zusammenkünfte mit verschiedenen Emigranten abgehalten hatten und von den letzteren mit Waffen versehen worden waren, zusammen und überfielen in ihren Gemeinden sowohl die herrschaftlichen Beamten, als auch die katholischen Geistlichen, von denen viele — namentlich Jesuiten — ermordet wurden. Die Aufständischen wurden durch einen

ehemaligen Officier des ständischen Heeres, Namens Paul, militärisch organisirt und jede Rotte mußte unter Anführung des Dorfrichters zur Musterung vor dem Anführer erscheinen, bevor sie sich dem Hauptcorps anschließen konnte. Als Feldzeichen trug jeder Bauer nach alter Husitenart am Hute ein Büschel von Haferähren und eine Hahnenfeder; der ganze Haufe folgte drei Fahnen, von denen die erste roth war und einen grünen Kelch in ihrer Mitte hatte, während die zweite in grüner, die dritte in weißer Farbe prangte. Eine vierte Fahne sollte von der Stadt Königgrätz beigestellt werden, denn in den ersten Tagen des Monates März 1628 langte an den Gemeinderath der genannten Stadt ein Schreiben der „wohlgeborenen Herren Sectirer", wie sich die Anführer der Bauern selbst nannten, ein, in welchem im Namen des „vierten Standes" die Königgrätzer aufgefordert wurden, „zur Verherrlichung des Kelches sechs Ellen gelben und sechs Ellen rothen Taffet" in's Lager der Bauern zu schicken. Am 13. April überbrachte ein „Courier" der Aufständischen ein zweites Schreiben nach Königgrätz, in welchem die Bürger zum Anschlusse an die Rebellion aufgefordert wurden, wobei man mit Selbstbewußtsein auf die bisherigen Erfolge derselben hinwies. Es war nämlich den Bauern gelungen, die Städte Opočno, Neustadt a. M. und Nachod in ihre Gewalt zu bekommen, wobei es jedoch nicht ohne Blutvergießen zuging, wie z. B. gleich bei dem Sturme auf Opočno einer der Anführer, Namens Christoph, fiel. Nachdem die Grenzgegenden auf diese Weise für den Aufstand gewonnen waren und die Bürger in den genannten Städten sich demselben, wenn auch widerwillig, angeschlossen hatten, so zogen die Bauern tiefer in's Land und bald besetzten sie in der einen Richtung die Städte Jaroměř und Smiřic, in der anderen Častolowic, Týnischt und Kostelec, und sollten hierauf die beiden Schaaren bei Königgrätz zusammenstoßen, um mit dieser Stadt zugleich das ganze nordöstliche Böhmen in ihre Gewalt zu bekommen. Nach allen Gemeinden entsendete man Boten mit geschriebenen Zetteln, in welchen „der vierte Stand des Königreiches Böhmen" alles Landvolk zu den Waffen aufrief, so daß bald mehrere Tausend Bauern auf den Beinen waren, um das Werk der Rache an ihren Bedrückern sowohl weltlichen als geistlichen Standes zu vollbringen. Neben

vielen Anderen fiel unter ihren Streichen in dem Dorfe Lhotka der Benedictinermönch Kamill von Gramb, ein Bruder des Besitzers der Herrschaft Kostelec, auf welche beiden Männer, Deutsche von Geburt und große Peiniger des Landvolkes, es die Bauern am meisten abgesehen hatten. Als jedoch der Grundherr von Kostelec die Ermordung seines Bruders erfuhr, sammelte er seine Diener und Förster, sowie eine Anzahl von flüchtigen Bürgern der Städte Kostelec und Častolowic und überfiel eines Nachts unvermuthet die im Dorfe Lible lagernden und zechenden Bauern, von denen im nächtlichen Gemetzel nicht weniger als 500 fielen und die übrigen mit blutigen Köpfen auseinander getrieben wurden.

So wurde dem Aufstande in dieser Gegend ein jähes Ende bereitet, aber auch an anderen Orten sollte es den Rebellen schlimm ergehen. Schon war am 15. April der Herzog von Friedland mit einer großen Truppenmacht in Königgrätz eingerückt, während ein anderer kais. General, der berüchtigte Don Martin Huerda, gegen Neustadt, Opočno und Nachod zog, um diese Städte wieder zurückzuerobern. Bei dem Sturme auf das Schloß zu Neustadt, das von den Bauern hartnäckig vertheidigt wurde, kam einer von den Vertheidigern mit einer brennenden Lunte dem Pulvervorrathe im Keller zu nahe, so daß das Pulver sich entzündete und der größte Theil des Schlosses in die Luft flog, wobei an 150 Bauern unter den Trümmern ihren Tod fanden*). Unter gleich großen Verlusten mußten sich die Aufständischen aus allen anderen Städten zurückziehen und in der Flucht nach dem nahen Gebirge ihr Heil suchen, wobei viele Hunderte den nachsetzenden Reitern in die Hände fielen. Anfangs Mai erfolgten von dem in Prag eigens hiezu eingesetzten Kriegsgerichte Massenurtheile wider die Verhafteten, von welchen die Anführer gehängt oder gerädert, die minder Gravirten mit dem Verluste der Nase oder eines Ohres bestraft, die übrigen aber alle auf der Stirne oder auf dem Rücken gebrandmarkt und nach Hause entlassen wurden. Außerdem mußten alle Städte und Herrschaften, welche sich am Aufstande betheiligt

*) Vor der Katastrophe hatte man das Schloß ausgeplündert und stießen daselbst die Bauern im Keller auf eine von dem herrschaftlichen Regenten Heinrich Kustosch von Zubří vergrabene Kiste mit 5000 Ducaten, von welchen dem Eigenthümer später nur 964 Stück zurückgestellt wurden.

hatten, ein namhaftes Geldpönale (die Herrschaft Opočno 50.000, die Stadt Nachod 1200, die Herrschaft Nachod 7200 Schock meißnisch) erlegen, welche Strafe die Gemeinden um so härter traf, als die siegreichen Söldner bei ihrem Einrücken in die Städte und Dörfer bereits alle Habe der Einwohner geplündert und weggeschleppt hatten.

Der Uebereifer eines Missionärs aus dem Orden der Jesuiten, des P. Mathias Burnatius aus dem Jičiner Collegium, rief im nächstfolgenden Jahre auch in der Gegend von Turnau einen Bauernaufstand hervor, der ein großes Blutvergießen zur Folge hatte. Der Pater hatte sich durch seine gegenreformatorischen Bestrebungen, die selbst vor Gewaltmaßregeln nicht zurückschreckten, bei dem Landvolke der Jičiner Umgegend äußerst verhaßt gemacht und als er am 9. August 1629 nach Libuň kam, um daselbst sein Missionswerk fortzusetzen, überfiel ihn ein Haufen Volkes im Pfarrhause und schlug ihn auf grausame Weise todt, während sein Begleiter mit knapper Noth entkam. Dieser Mord gab das Signal zu einem allgemeinen Aufstande, die Sturmglocke ertönte in Libuň und in allen benachbarten Gemeinden und binnen wenigen Stunden war die ganze Turnauer Gegend in Rebellion begriffen. An 1200 Bauern schaarten sich unter einem verarmten Ritter, Namens Burian Karlowský, zusammen und mit Musketen, Piken, Sensen und Heugabeln bewaffnet, zogen sie nach Ueberrumpelung und Ausplünderung des Städtchens Rowensko gegen die Stadt Turnau, um dieselbe gleichfalls zu plündern und die Einwohnerschaft zum Protestantismus zurückzubringen. Der Jičiner Schloßhauptmann, Gerard v. Taxis, schrieb sogleich, als er Kunde von diesem Aufstande bekam, nach Prag um militärische Hilfe, die ihm jedoch nicht gewährt werden konnte, da Prag zu jener Zeit von allen Truppen entblößt war. Die Turnauer Besatzung, die 100 Musketiere und 23 Reiter zählte, entschloß sich daher, auf eigene Faust gegen die anrückenden Bauern zu ziehen, und als sie mit einem Trupp derselben am späten Abende zusammenstieß, kam es zu einem blutigen Treffen, in welchem die Rebellen einen Verlust von 60 Todten und 100 Verwundeten erlitten und in wilde Flucht gejagt wurden. Die anderen zwei Truppen, die Turnau von der entgegengesetzten Seite angreifen sollten, nahmen hierauf gleichfalls

Reißaus in die umliegenden Wälder und Felsen, wo sie jedoch mit anderen Zuzüglern zusammentrafen und am nächsten Morgen wieder an 3000 Mann stark da standen, so daß sie einen neuen Angriff auf Turnau wagen wollten. Da jedoch ihr Anführer nach dem gestrigen unglücklichen Gefechte das Weite gesucht hatte und die Turnauer Bürger der Besatzung sich anschlossen, so gaben sie ihr Vorhaben auf und zerstreuten sich in's Gebirge, wohin ihnen später Truppen nachsetzten und die meisten von ihnen in die Pfanne hieben.

Diese Strenge bei Bestrafung aller Theilnehmer an den Bauernaufständen vertrieb dem Landvolke auf lange Jahre hinaus alle Lust zu derartigen Unternehmungen, und wenn wir von den bald bewältigten Unruhen auf der Planer Herrschaft im Jahre 1629 und von den Aufstandsversuchen der Bauern auf der Königssaaler und auf der Wartenberger Herrschaft im Jahre 1631 absehen, so dauerte es länger als ein halbes Jahrhundert, ehe der böhmische Bauer wieder in Massen zu den Waffen griff und Böhmen einen neuen Bauernkrieg auflodern sah *).

Es mußte früher all' der Jammer und all' das Elend des dreißigjährigen Krieges über das böhmische Volk kommen, der einst freie Bauer zum Leibeigenen erniedrigt werden, ehe das Landvolk wieder einen gewaltsamen Versuch zur Erlangung seiner Freiheit wagte, um welche es in dieser Periode von den neuen Machthabern vollends gebracht worden war. Selbst die letzten Reste der freien Bewegung und der Autonomie wurden in dieser unheilvollen Zeit vernichtet, der gesammte „vierte Stand" (der jedoch jetzt, da Ferdinand's II. erneuerte Landesordnung von 1627 den bisherigen drei Ständen den „geistlichen" Stand zugesellt hatte, zum „fünften Stande" wurde) den Grundherren auf Gnade und Ungnade überliefert. Die Obrigkeit wurde in allen richterlichen und politischen Dingen die einzige Instanz des Bauern, der

*) Vereinzelte Bauernexcesse, bei welchen das erbitterte Landvolk an den verhaßten Grundherren und namentlich an den Jesuiten sein Müthchen kühlte, kamen während der bewegten Periode des dreißigjährigen Krieges natürlich häufig vor und verdient in dieser Beziehung besonders die Ermordung dreier Jesuiten, die 1639 aus Kuttenberg vor den Schweden flohen, aber in den Ledečer Wäldern von Bauern überfallen wurden, hervorgehoben zu werden.

Grundherr hatte jetzt, wie sonst nur der König allein, das Recht, über Leben und Tod der Unterthanen zu entscheiden und alle Verhältnisse derselben nach eigenem Gutdünken zu regeln. Alle Familienangelegenheiten, ja selbst der Schulbesuch und die Wahl eines Gewerbes hing von der Gnade der Obrigkeit ab, während die Naturalleistungen und die Frohnen (Robot) den Bauernstand auf die tiefste Stufe seiner bisherigen Existenz herunterbrachten. Alle Männer von 18 bis 55 Jahren, alle Weiber von 17 bis 50 Jahren waren in den meisten Fällen durch fünf, ja sogar auch durch sechs Tage in der Woche Sommers und Winters robotpflichtig, so daß ihnen nur der Sonntag oder die Nacht zur Bestellung der eigenen Felder und Wirthschaften verblieben; selbst die Kinder mußten sich als Viehhüter oder zu anderen leichteren Verrichtungen gebrauchen lassen, während das Zugvieh der Bauern vor Allem zur Bestellung der Arbeit auf den herrschaftlichen Gründen diente. Der Ertrag der auf so kümmerliche Weise bestellten Felder, Wiesen und Gärten wurde zum größten Theile vom Zehenten, den Naturalgiebigkeiten und einer Unzahl anderer Feudallasten absorbirt, so daß der Bauer mit den Seinen permanent am Hungertuche nagte. Zudem gehörte es zu einem alten Brauche des Adels, daß er für die ihm von dem Landesherrn auferlegten Steuern an seinen Unterthanen den Regreß nahm, so daß eigentlich alle Steuern des Landes von den Bauern allein getragen wurden. Jeder Schatten von Stützigkeit wurde mit den empfindlichsten Strafen belegt, die berüchtigte Peitsche (karabáč) wurde durch ihre Tag für Tag wiederkehrende Anwendung zum Attribut dieser ganzen Epoche und noch bis zum Jahre 1848 galt das Wort „karabáčník“ zur Bezeichnung der Patrimonialbeamten, die zumeist auf eigene Faust die elende Lage der Unterthanen nur noch verschärften. Eine leibhafte Sclaverei konnte man daher nach dem dreißigjährigen Kriege das Verhältniß der Bauern zu den Grundherren nennen, ja selbst der wirkliche Sclave in Amerika stand in einer Beziehung über dem böhmischen Bauern, da er für seinen Herrn wenigstens einen materiellen Werth repräsentirte, während der letztere von den Feudalherren und deren Organen als völlig werthlos betrachtet wurde und man höchstens seine Handarbeit taxirte. Alle Klagen der Bauern bei den Behörden, wenn

sie überhaupt vorkamen, endeten zumeist mit Bestrafung und noch größerer Verfolgung des Klägers, denn an die kaiserlichen Gerichte durfte der hörige Bauer nicht appelliren und die herrschaftlichen Behörden waren eben vom Grundherrn selbst eingesetzt, daher von ihm völlig abhängig. Kein Wunder daher, daß unter dem Landvolke zu jener Zeit so viele Selbstmorde vorkamen, wie sonst in Böhmen nie bemerkt worden, sowie daß alljährlich Hunderte von Bauern mit den Ihrigen von Haus und Hof flüchteten und ihr Leben lieber in der Fremde durch Bettel fristeten, als daheim bei der anstrengendsten Arbeit Hungers zu darben *).

Derart gestaltete Verhältnisse machen es nun leicht erklärlich, daß den Bauern endlich ihre wahrhaft biblische Geduld riß und sie schließlich ihr Leben, das letzte Gut, das ihnen noch verblieben, für die Wiedergewinnung ihrer alten Freiheiten einzusetzen sich entschlossen. Die Lage gestaltete sich schon wenige Jahrzehnte nach dem dreißigjährigen Kriege zu einer unerträglichen **), und nur durch Gewalt, das schien den Bauern einzuleuchten, konnte eine Aenderung derselben herbeigeführt werden. Unter der Regierung Leopold's I., der, durch seine langwierigen Kriege mit der Türkei und Frankreich genöthigt, den Erblanden gleichfalls ungewohnte Lasten aufbürdete, schienen die Verhältnisse einem Bauernaufstande

*) Daß viele von den so gemarterten Unterthanen jämmerlich zu Grunde gingen, beweist der Proceß der Frau Anna Hoßlauer geb. von Kalenic, welche im Jahre 1645 zu einer Geldstrafe von 500 Schock böhm. Groschen und zu sechswöchentlicher Haft im weißen Thurm auf dem Hradschin zu Prag verurtheilt wurde, weil sie die Tochter ihres Unterthans Markus Mřena, Namens Elisabeth, durch „tägliches tyrannisches Prügeln und Martern mit glühenden Eisen vom Leben zum Tode gebracht hatte". Wie viele ähnliche Ungeheuerlichkeiten mögen ungesühnt geblieben sein!

**) Hieher paßt zur Charakterisirung dieser Verhältnisse der freimüthige Ausspruch des gräflich Losy'schen Schloßhauptmannes zu Štěkna, Joh. Erasmus Wegener, den derselbe in seiner 1669 zum zweiten Male aufgelegten „Oeconomia Bohoemo-Austriaca", S. 24, that: „Man muß mit Wahrheit bekennen, daß, wann ein böhmischer Bauer alle Arbeit, so ihm von seiner Obrigkeit auferlegt wird, alle Contributionen und schwere Pressuren, die er ausstehen muß; item alle Unbilde, welche ihm von denen Soldaten zugefüget wird, mit Gedult überträgt, er gewiß wohl kann unter die Zahl der heil. Märtyrer gerechnet werden."

günstig zu sein, und so gelang es fremden Agenten nur zu schnell, den unter der Asche glimmenden Funken zur hellen Flamme anzufachen und eine allgemeine Erhebung des Landvolkes hervorzurufen. Im Jahre 1680 brach daher die größte der Bauern-Rebellionen in Böhmen aus.

Am Christabende des Jahres 1678, als die Leute nach der Mette die Kirchen verließen, sahen sie am westlichen Himmel plötzlich einen Kometen auftauchen, der früher nicht bemerkt worden war und nun durch sein Erscheinen die Gemüther mit abergläubischer Furcht erfüllte. „Dies bedeutet Krieg und Pest für das nächste Jahr“, hieß es allgemein, als der unheimliche Stern, dessen Schweif vom Horizonte bis an den Zenith reichte, durch volle vierzig Nächte in aufsteigender Richtung sichtbar war; das allgemeine Entsetzen jedoch wuchs, als wenige Tage später am nördlichen Himmel ein zweiter Komet erschien, dessen Schweif sich mit dem des ersteren kreuzte. Nun galt ein nahes großes Unglück für vollends ausgemacht *) und Jedermann zitterte vor einem neuen Einfalle der im nahen Brandenburg arg hausenden Schweden, deren Wüthen während des dreißigjährigen Krieges noch in Aller Gedächtniß lebte. Bange Gerüchte durchschwirrten das Land, hervorgerufen und verbreitet durch fremde Gestalten, die sich, wie aus dem Boden hervorgewachsen, unter dem Landvolke bewegten und deren Aufgabe es zu sein schien, die Gemüther nur noch mehr zu erhitzen und durch aufrührerische Reden auf baldige große Umwälzungen in Böhmen vorzubereiten. Auswärtige Agenten, die in klug berechneter Weise sich für Abkömmlinge böhmischer Exulanten ausgaben und schon hiedurch Sympathien unter den noch immer zahlreichen Anhängern der husitischen Lehre und der einstigen Selbstständigkeit der Krone Böhmens sich erwarben, führten dem Volke seine gegenwärtige schmachvolle Lage zu Gemüthe und ließen es nicht an allen möglichen Versprechungen fehlen, falls das Land gewaltsam die Wiedereroberung seiner verlorenen Freiheiten und

*) Als Beweis dessen, wie sehr alle Kreise der Bevölkerung von der Furcht vor unheilvollen Ereignissen erfüllt waren, sei hier aus den Memorabilien des damaligen Braunauer Abtes Thomas angeführt, daß „das Jahr 1680 für die ganze Welt, vornehmlich aber für die Erbländer ein unglückliches zu werden verspreche“.

Rechte herbeiführen würde. Eifrig wurde von ihnen eine alte Sage über die Prophezeiung Libussa's colportirt, in Böhmen werde es den Bedrückern des Volkes schlimm ergehen, wann der „fünfte Stand" (die Bauern) einen Aufruhr machen werde, und es sei bereits Einer aus dem Volke mit Libussa's eiserner Krone gekrönt worden *), um als künftiger König dem Lande Böhmen eine neue Periode nationaler Selbstständigkeit und materieller Wohlfahrt zu eröffnen. Willig nahmen die Bauern diese Gerüchte und Versprechungen als baare Münze auf und huldigten gerne dem Wahne, der projectirte Aufstand sei nicht sträflich, da ihn Libussa schon vor einem Jahrtausende prophezeit habe. Eine dumpfe Gährung herrschte in Folge dieser Ausstreuungen unter dem Landvolke, dessen Aufregung immer gefährlichere Dimensionen annahm, als zu Ende des Jahres 1679 die in Ungarn und Oesterreich grassirende Pest den Grenzen Böhmens nahte und hiedurch die befürchtete Bedeutung der beiden Kometen thatsächlich in Erfüllung ging. Kaiser Leopold I. hatte zu jener Zeit mit seinem ganzen Hofe Wien, wo bereits 20.000 Menschen der Seuche zum Opfer gefallen waren, verlassen und seine Residenz in der königl. Burg auf dem Hradschin zu Prag aufgeschlagen, was von den Wühlern zu einer neuen Verleumdung des Herrschers und dessen Regierung benützt wurde, da man den bethörten Bauern einredete, der Hof habe sich nur deshalb nach Böhmen begeben, um auch hier die Pest zu verbreiten und hiedurch die gänzliche Ausrottung des böhmischen Volkes herbeizuführen. Und als bald darauf auch Böhmen von der Contagion ergriffen wurde, glaubte das Landvolk um so leichter jener böswilligen Mähre und den Einflüsterungen der fremden Agitatoren, als dieselben auch mit klingenden Mitteln den Aufruhr zu unterstützen begannen **). Außer-

---

*) Von dieser „eisernen Krone" erwähnt Leopold's I. Biograph Rink, sie habe wirklich existirt und sei bei Bewältigung des Aufstandes den Behörden in die Hände gefallen, worauf man sie „zum Gedächtniß aufbehalten". Uns ist über den Ursprung und die Richtigkeit dieser Erzählung nichts Näheres bekannt.

**) Von welcher Seite das Geld zu diesem Zwecke beigesteuert wurde, erhellt aus der Nachricht des Darmstädtischen Diplomaten Passer, der sich zu jener Zeit in Prag aufhielt und in seinen Memoiren, die sehr interessante Streiflichter auf die damaligen Zustände Prags werfen, ausdrücklich bemerkt,

dem berief man sich auf den in Ungarn wüthenden Aufstand, der gleichfalls den Abfall von Oesterreich zum Ziele hatte und dessen Urheber, Graf Emerich Tökely, mit Hilfe der Türken zum Fürsten von Ungarn ernannt worden war, sowie es erwiesen ist, daß auch ungarische Agenten damals Böhmen durchstreiften, um hier in Gemeinschaft mit den französischen und deutschen eine ähnliche Insurrection des Landes zu Stande zu bringen. Schließlich wurde den Aufständischen nahe auswärtige Hilfe in Aussicht gestellt und in dieser Beziehung vor Allem der König von Frankreich (Ludwig XIV.) genannt, der bekanntlich im Jahre 1679 im Vereine mit den Schweden den Kaiser zu dem das römisch-deutsche Reich so demüthigenden Frieden von Nimwegen gezwungen hatte.

Unter solchen Verhältnissen und mit derartigen Mitteln gelang es bald, die unzufriedenen Bauern, gleichviel ob böhmischer, ob deutscher Nationalität, für den Aufstand zu gewinnen und den größten Theil des nördlichen und mittleren Böhmens zu revolutioniren.

Die ersten Zusammenrottungen fanden im Anfange der Fasten, und zwar in den zunächst an der Grenze Sachsens, woher die meisten Agenten über das Erzgebirge in's Land kamen, gelegenen Kreisen statt und bald war der ganze Grenzstrich von Elbogen bis Friedland in Aufruhr, worauf auch im Bunzlauer, Königgrätzer und Časlauer Kreise die Bauern diesem Beispiele folgten. Obwohl die Anstifter der Erhebung und einzelne Hitzköpfe stürmisch verlangten, es möge sogleich gewaltsam gegen die Herren und deren Beamten vorgegangen werden, so sträubte sich doch die

---

daß eines Tages dem französischen Gesandten Marquis Vitry, der zugleich mit dem kais. Hof in Prag weilte, ein großer Wechsel ausbezahlt wurde, worauf er sich sogleich auf's Land begab, um mit dem Gelde die von seinen unzähligen Agenten gleichmäßig vorbereitete Bauernerhebung hervorzurufen. Auch andere Gewährsmänner weisen direct auf dieselbe Quelle französischer Niedertracht hin. Auf gleiche Weise nahm Frankreich damals zur Aufhetzung des Volkes in Krain, Tirol und Steiermark seine Zuflucht, um Oesterreichs Widerstandskraft zu brechen, und schon die Gleichzeitigkeit des Ausbrechens revolutionärer Tumulte an verschiedenen, von einander weit entfernten Orten ließ auf eine planmäßige Einwirkung von Außen schließen, deren eigentlicher Ausgangspunkt eben Frankreich war.

Mehrzahl der Bauern gegen ein so summarisches Verfahren und einigte man sich in den Versammlungen dahin, Abgesandte an den in Prag weilenden Kaiser zu schicken und demselben die Klagen des Landvolkes vorzubringen. Zu dieser gemäßigten Haltung der Bauern trug das Gerücht bei, der Kaiser hätte ausrufen lassen: „wer etwas zu klagen habe, der solle sich melden, es solle einem Jeden Recht verschafft werden". Auf das hin wählte jede Herrschaft zwei Abgesandte, die dann nach Prag gingen, um dem Kaiser ihre Klageschriften gegen die Grundherren zu überreichen, in welchen es hieß, daß „diese mit den Unterthanen ärger als die Türken und Tartaren mit ihren Sclaven verführen und ihnen eben nur das nackte Leben in Hunger und Elend ließen" *). Aber in Prag waren schon die Stände und die Landesofficiere durch entstellende Berichte der Beamten auf deren Ankunft vorbereitet und als die erste Deputation (es waren je zwei Männer von den Herrschaften der Grafen Gallas und Bredau) in der Landeshauptstadt eintraf, wurde sie gleich am Stadtthore von Musketieren in Empfang genommen und in's Gefängniß im Altstädter Rathhause abgeführt.

Empört durch diese unerwartete Gewaltmaßregel, die dem in's Pulverfaß geworfenen Funken glich, gaben die Bauern alle ferneren friedlichen Verhandlungen auf und griffen nun insgesammt zu ihren Dreschflegeln, Sensen und Beilen, um an ihren Bedrückern thatsächlich Rache zu üben. In mehr oder weniger zahlreichen Haufen, die von ehemaligen Soldaten oder abgedankten Officieren angeführt wurden, zogen sie von Gemeinde zu Gemeinde, von wo jeder waffenfähige Mann mit ihnen weiter ziehen mußte; wer nicht gutwillig sich dem Zuge anschloß, wurde mit Gewalt dazu getrieben, wobei es vornehmlich auf die Theilnahme der Richter abgesehen war, da durch deren Gegenwart dem Treiben der Bauern

*) Die Bittschriften wurden theils von den Bauern selbst verfaßt, theils zwang man hiezu die Schulmeister, von welchen letzteren einige, die sich dessen weigerten, von ihren Schulen verjagt wurden; auch ein Prager Rechtsgelehrter (Passer nennt ihn „Procurator"), Namens Kouřenský, verfaßte mehrere solche Supliken, wofür er dann im Gefängnisse büßen mußte. Späterhin wurde durch ein kais. Patent „allen Schriftkundigen auf das Strengste untersagt, Klagen oder Beschwerden der Unterthanen gegen ihre Herren aufzusetzen".

gewissermaßen der Stempel der Gesetzlichkeit aufgedrückt werden sollte. Binnen wenigen Tagen waren die Schaaren zu Tausenden angewachsen und nun ging es allerwärts gegen die Grundherren und den Clerus, gegen die Schlösser und Amtsgebäude los, in welchen letzteren gräulich gewirthschaftet wurde. Viele herrschaftlichen Meierhöfe wurden niedergebrannt, an Vieh und sonstigem Eigenthum unberechenbarer Schaden verursacht, sowie überhaupt Verwüstung alle Wege der Aufständischen bezeichnete. Waren so die Leidenschaften einmal entfesselt, so schreckte man auch vor Todtschlag und Mord nicht mehr zurück und als erstes Opfer der Rebellion fiel unter den Streichen seiner Unterthanen der Baron von Freisleben, der auf seinem Schlosse in Čestin (im Časlauer Kreise) ermordet wurde. Ein ähnliches Schicksal traf mehrere andere Gutsbesitzer und Beamte, ja als die Časlauer Bauern, die bereits an 10.000 Mann zählten, in Erfahrung brachten, der Kaiser wolle, um der Pest in Prag zu entgehen, im Schlosse zu Pardubic seinen Aufenthalt nehmen, planten sie einen Ueberfall des Schlosses, um sich der Person des Kaisers zu bemächtigen, so daß derselbe von seinem Vorhaben abstehen mußte *).

Aus allen Kreisen des nördlichen und östlichen Böhmens trafen nun in der Landeshauptstadt Tag für Tag Hiobsposten über die Ausbreitung des Aufstandes und über das Wüthen der Bauern ein, alle Zufuhren von Lebensmitteln nach dem von der Pest arg heimgesuchten Prag blieben aus, da das Landvolk befürchtete, das Los der eingekerkerten Bauerndeputation theilen zu müssen. Beunruhigende Gerüchte, es habe der König von Frank-

*) Passer bringt diesen Plan in Verbindung mit der Verschwörung des ungarischen Grafen J. A. Zrinyi (Sohn des 1671 hingerichteten Grafen Peter Zrinyi), den man zu jener Zeit in der Altstadt Prag, wo er sich heimlich aufhielt, verhaftete und in das Staatsgefängniß des weißen Thurmes auf dem Hradschin warf, während andere Mitverschworene in die Kerker auf Schloß Zbirow wandern mußten. Ein Gerücht, mehrere derselben seien heimlich zur Nachtszeit hingerichtet worden, wurde damals in Prag allgemein geglaubt, da die Verschwörung in der That eine Gefangennehmung des Kaisers zum Zwecke gehabt haben soll. Bekannt ist es ferner, daß Ludwig XIV. im Vereine mit den aufständischen Ungarn den türkischen Krieg gegen Oesterreich schürte, um die Länder der Krone Böhmens (Böhmen, Mähren und Schlesien) für den Dauphin zu gewinnen.

reich den rebellirenden Bauern seine Hilfe zugesagt, oder es sei ein Einfall der mit den Türken verbündeten Ungarn in Böhmen zu befürchten, ängstigten sowohl die Stadt als auch den Hradschiner Hof, welcher letztere zu energischen Maßregeln zur Niederwerfung des Aufstandes sich entschließen mußte. Vorerst wollte jedoch Leopold I. Milde walten lassen. Er ließ die gefangene Deputation in Freiheit setzen und als ihm eines Tages auf dem Gange zur Kirche die Unterthanen des Grafen Spork eine Bittschrift überreichten, nahm er dieselbe, wiewohl die ihn begleitenden Cavaliere die Bauern verjagen wollten, freundlich entgegen und versprach, ihre Beschwerden untersuchen lassen zu wollen. In die aufständischen Kreise wurden die Grafen Sternberg und Waldstein als kaiserliche Commissäre entsendet, um die Aufrührer durch gütliche Worte zum Auseinandergehen zu bestimmen und denselben vermöge des kais. Patentes vom 22. März 1680 Ermäßigung ihrer Robotpflichtigkeiten zu versprechen.

Doch das Volk war bereits zu sehr mißtrauisch geworden und die fremden Agitatoren schürten das Feuer der Rebellion aus allen Kräften, so daß die kais. Commissäre unverrichteter Sache nach Prag zurückkehren mußten *). Aus Mähren, Schlesien und Oberösterreich, ja selbst aus dem Bisthum Passau waren Abgesandte in Böhmen eingetroffen, die den nahen Ausbruch von Bauern-Rebellionen auch in jenen Ländern verkündeten, und vornehmlich gelang es den letzteren, die böhmischen Bauern zu weiterem Widerstande anzuspornen, da sie ihnen weiß machten, die aus dem dreißigjährigen Kriege bekannte „Passauer Kunst" werde sie Alle „kugelfest" machen, falls Militär gegen sie entsendet werden sollte. So wüthete der Aufstand in der ganzen nördlichen Hälfte des Landes weiter, eine große Anzahl von Schlössern und Meierhöfen

*) Ein charakteristisches Beispiel dessen, wie das kais. Patent von den Bauern aufgenommen wurde, enthält die gleichzeitige Chronik Georg Kreybich's, eines Steinschönauers, in welcher es heißt: „Als das kais. Patent verlesen wurde, so sagte der alte Korschel, oder Christoph Pilz: Wenn er in Prag in der kaiserlichen Kanzlei einen halben Thaler gibt, so könnte er auch solchen Brief bekommen. Um dieses Wort sollte er gehenket werden, und wäre auch gehenket worden, wenn sich sein Sohn nicht erbothen hätte, vor ihn zu sterben. Aber auf dieses hat er Gnade bekommen, ist schon auf der Leiter gewesen."

ging in Flammen auf und wehe dem herrschaftlichen Officianten oder Schreiber, der in die Hände der Bauern fiel. Eine Menge räuberischen Gesindels, das sich seit dem dreißigjährigen und dem letzten französischen Kriege (1672—1678) noch zahlreich in Böhmen herumtrieb und die berüchtigten Petrowský'schen Banden bildete, schloß sich den Rebellen an und verbreitete Schrecken im ganzen Lande. Von allen Seiten kamen Sendboten der Grundherren nach Prag, um schleunige militärische Hilfe anzusuchen, wobei von den in Todesangst schwebenden Cavalieren jedem Soldaten ein Ducaten monatlichen Soldes zugesagt wurde.

Diese Hilferufe durften nicht mehr ungehört verhallen, wenn nicht ganz Böhmen der Anarchie verfallen sollte; der Kaiser, der sich die Berichte über den Aufstand auch während seiner Andachtsübungen in die Kirche zukommen ließ, rief daher einen Ministerrath zusammen, in welchem die geeigneten Maßregeln zur Bewältigung der Rebellion beschlossen wurden. Einige von den Räthen des Kaisers waren wohl der Meinung, man möge mit den Bauern auch fernerhin auf friedlichem Wege verhandeln und vor Allem die drückende Robot ermäßigen, doch die Mehrzahl entschied für militärisches Einschreiten, da bei fernerem Zögern eine Einmischung des Auslandes zu befürchten stehe. So erhielten die kaiserlichen Generäle Graf Piccolomini und Graf Wilhelm Harant (dieser ein Brudersohn jenes unglücklichen Christoph Harant, dessen Haupt bei der Execution am Altstädter Ringe 1621 fiel) den Auftrag, die Rebellen zu Paaren zu treiben und die Ruhe im Lande wieder herzustellen. Piccolomini sollte den Osten, Harant den Norden des Landes pacificiren und rückte der letztere mit seinem Reiterregimente von Prag zuerst nach dem Bunzlauer Kreise aus, um sich daselbst mit zwei aus Schlesien herbeigerufenen Infanterieregimentern zu vereinigen. Gleichzeitig erfloß ein scharfes kaiserl. Mandat wider die Rebellen, welches jedoch, als es überall öffentlich publicirt worden, nur Oel in's Feuer goß, da es die bisherige Leibeigenschaft der Bauern in aller Form sanctionirte und hiedurch alle bisher passiven Elemente des Landvolkes dem Aufstande geradezu in die Arme trieb.

So waren im Časlauer und Chrudimer Kreise die Schaaren der Aufständischen bereits auf 10.000 Mann angewachsen und

gaben daher dem General Piccolomini viel zu schaffen. Wohl wurden kleinere Abtheilungen von Bauern, die mit den Cürassieren auf deren Marsche von Prag in der Gegend von Böhmischbrod und Schwarzkostelec zusammenstießen, gleich bei der ersten Attaque zersprengt, doch als die Reiter in die waldigen und gebirgigen Gegenden der genannten zwei Kreise kamen, hatten sie gegen die Bauern einen schweren Stand, da sie ihnen in ihre Schlupfwinkel nicht folgen konnten. Der General mußte daher um Verstärkung durch Infanterietruppen nachsuchen und erst als die beiden Regimenter Merci und Grana unter Anführung des Generals Hieserle von Chodow zu ihm gestoßen und zugleich auch die herrschaftlichen Heger, Förster und alle abhängigen Dienstleute zur Hilfeleistung beigezogen worden waren, durfte er es wagen, den Rebellen auch in den tiefsten Wäldern und schwer zugänglichen Berggegenden nachzuspüren. Die planmäßig und nach allen Regeln der Kriegskunst geleitete Bekämpfung und Verfolgung der Bauern war von dem besten Erfolge begleitet, denn nirgends konnten dieselben der Ueberlegenheit der Waffen und der Disciplin der Truppen Stand halten und nach kurzen blutigen Gefechten flohen sie allerwärts vor den Soldaten, die nach dem Gebrauche jener Zeit sehr unbarmherzig mit ihren Gegnern verfuhren. Binnen wenigen Tagen war es Piccolomini gelungen, den Časlauer Kreis von den Rebellen zu säubern. Dieselben verloren viele Todte und Verwundete, aber noch mehr Gefangene, an welchen letzteren die Gerichte sogleich ihre blutige Arbeit begannen, wodurch ein panischer Schrecken unter allen übrigen Schaaren hervorgerufen wurde. Durch Piccolomini's Umsicht und rasches Vorgehen, das die fliehenden Bauern nicht zu Athem kommen ließ, wurden denselben Tag für Tag Niederlagen bereitet und in kurzer Zeit konnte der General an den Kaiser nach Prag berichten, der Aufstand sei im östlichen Böhmen vollends unterdrückt und durch die kaiserlichen Commissäre überall wieder die frühere Ordnung und Regelmäßigkeit der Verwaltung eingeführt.

Noch energischer trat Graf Harant im Norden des Landes gegen die Rebellen auf. Im Jungbunzlauer Kreise, von wo sein Vorrücken gegen die Bauernschaaren begann, ließ er alle gefangenen Anführer der Aufständischen ohneweiters über die Klinge

springen oder hängen, so daß ihm Furcht und Schrecken aller Orten vorausgingen und die in Todesangst versetzten Bauern ihre Führer haufenweise verließen und ihre Waffen eben so schleunig von sich warfen, als sie dieselben gegen ihre Bedrücker erhoben hatten. So ging es weiter aus dem rasch pacificirten Nordosten Böhmens in den Leitmeritzer und Saazer Kreis, wo der Aufstand noch im Laufe des Monates Mai unter großen Verlusten der Bauern niedergeworfen wurde, worauf Anfang Juni auch die letzten Schaaren der Rebellen im Pilsener und Egerer Kreise sich zerstreuten. Der ganze, so großartig angelegte Plan des Aufstandes war also auch diesmal schmählich gescheitert und die rächende Nemesis begann in den unterworfenen Gegenden des Landes ihr Walten.

Zwanzig Untersuchungscommissionen, an deren Spitze die Kreishauptleute standen, waren an Ort und Stelle thätig, um die Urheber der Rebellion unter den Tausenden von Gefangenen zu eruiren und der Bestrafung zuzuführen. Die Urtheile, die ohne Verzug zur Ausführung gelangten, lauteten sehr hart. In der Stadt Leitomischl wurde, wie das Gerichtsmanuale dieser Stadt meldet, „einer der Rebellen auf der Richtstätte in der Nähe der Stadt auf das Rad geflochten und von oben nach unten gerädert, zwei andere wurden geköpft und dann mit jenem auf das Rad gehoben, ein vierter wurde gehenkt und ein fünfter, der bereits auf der Leiter zum Galgen stand, zu dreijähriger öffentlicher Arbeit begnadigt. Die Namen dreier Flüchtigen wurden an den Galgen genagelt. Neunzehn minder Schuldige wurden auf zwei, ein oder ein halbes Jahr Arbeit in Eisen verurtheilt“. Aehnliche Hinrichtungsscenen gab es in den übrigen neunzehn Städten, in welchen die Untersuchungscommissionen ihren Sitz hatten, und zwar wurden, um nur einige Beispiele anzuführen, in Hainspach 6 Personen gehenkt und eine geviertheilt, in Böhmisch-Leipa 5, in Aussig, Ploschkowitz und Komotau je 4, in Buchau 3 Personen gehenkt, außerdem in letzterer Stadt je eine geköpft und gerädert u. s. w. Die Leiber der Geviertheilten wurden auf den Kreuzwegen zum abschreckenden Beispiele für alle Vorübergehenden auf's Rad geflochten. Im Ganzen wurden 99 Theilnehmer der Rebellion zum Tode verurtheilt, doch 44 hievon auf dem Richtplatze begnadigt.

Die Zahl der zu Gefängnißstrafen Verurtheilten betrug mehrere Hunderte, ungerechnet Jene, welche mit Stock- oder Ruthenstreichen, mit Geldstrafen oder anderen gelinderen Executionen davon kamen. Dagegen mußte die Vergütung aller Auslagen, die mit der Bewältigung des Aufstandes und mit dem hierauf folgenden Gerichtsverfahren verbunden waren, von den betreffenden Gemeinden aufgebracht werden, während das Militär durch längere Zeit in denselben auf Kosten der Einwohner einquartiert blieb.

Aeußerlich herrichte nun wieder Ruhe im Lande, doch die Stimmung des Volkes, das nur der Gewalt und Uebermacht gewichen war, blieb auch fernerhin eine erbitterte, so daß nur von der Abstellung der gerechten Beschwerden der Bauern völliger Frieden im Lande sich erhoffen ließ. Kaiser Leopold, auf dessen milden Sinn die Greuelscenen während des Aufstandes nicht ohne Wirkung geblieben waren, erbarmte sich der Lage des Landvolkes und schenkte Gehör jenen Rathgebern, welche, darauf hinweisend, daß manche Grundherren oder deren Beamte die armen Unterthanen hart und ungerecht behandelten, eine Milderung der bisherigen Robot und anderer bäuerlichen Lasten befürworteten. In Folge dessen erfloß die von Pardubitz den 28. Juni 1680 datirte kaiserliche Verordnung, in welcher ausdrücklich angeordnet wurde, die Unterthanen sollten nicht über Gebühr belastet werden: sie sollten nicht mehr gezwungen werden, die ganze Woche hindurch für die Grundobrigkeit zu arbeiten, sondern nur drei Tage, und an den Feiertagen sollten sie robotfrei sein; es sollte ihnen der Kauf von Bier, Branntwein, Käse, Butter, Fischen u. s. w. zu ihrem Schaden nicht aufgedrungen werden; ihr Erbgut sollte ihnen, so lange Erben da wären, nicht mehr unter gesuchten Vorwänden abgedrungen werden; sie sollten fortan nicht mehr zu weiten Fuhren gezwungen, vielmehr sollten sie für ungewöhnliche Auslagen, die sie etwa dabei gehabt, schadlos gehalten werden: es sollten ihnen keine anderen, als die bisher gebräuchlichen Zinsen abgefordert werden; wenn sie verdienter Weise gestraft würden, so sollte dabei die nothwendige Rücksicht auf ihre Gesundheit und ihr Leben genommen werden; zur Bezahlung der herrschaftlichen Beamten sollten die Unterthanen nicht beizutragen verpflichtet sein;

von einem Dominium sollten sie nicht auf ein anderes, vielleicht entlegenes, zu Roboten gezogen werden u. s. w.

Da zugleich ein Generalpardon ertheilt wurde, so kehrten bald wieder geordnete Verhältnisse unter dem Landvolke ein, das nun längere Zeit hindurch einer erträglicheren Existenz sich erfreute. Doch fehlte es nicht an Versuchen Seitens der Grundherren, die früheren Roboten wieder einzuführen, so daß im Anfange des 18. Jahrhunderts neue Klagen gegen diese ungerechtfertigten Bedrückungen laut wurden; ja in einzelnen Gegenden kam es zu neuen Erhebungen des Landvolkes gegen die Herrschaftsbesitzer, die sich an die Verordnung Leopold's I. nicht mehr kehrten, sondern von den Bauern dieselben Leistungen wie vor dem Jahre 1680 beanspruchten. So überfielen im Jahre 1711 die Unterthanen der Altenbucher Herrschaft ihren Grundherrn, den damaligen Kreishauptmann von Königgrätz, Ritter von Adlersberg, in dessen Schloß zu Altenbuch und bald erhoben sich zwanzig umliegende Dörfer, deren rebellirende Einwohner großen Schaden an herrschaftlichem Eigenthum verursachten. Doch rasch herbeigerufenes Militär unterdrückte die Unruhen und eine ansehnliche Anzahl von Altenbucher Bauern endete im Gefängnisse unter den Stockstreichen, die ihnen täglich in ungezählter Menge applicirt worden waren. Zwei Jahre später, und zwar im October 1713, rebellirten wieder die Unterthanen der Pečeker Herrschaft gegen ihren neuen Grundherrn, den berüchtigten Bedrücker der Bauern, Grafen Bredau, ohne jedoch eine Linderung ihrer mißlichen Verhältnisse erringen zu können.

Im Gegentheil dienten diese, auch in den nächstfolgenden Jahren sich wiederholenden partiellen Bauernunruhen dazu, daß sie den Herren Cavalieren die ersehnte Gelegenheit gaben, dem Kaiser Karl VI. die Schädlichkeit des Patentes vom Jahre 1680 aufzudisputiren, und so erschien am 27. Jänner 1738 eine kais. Verordnung, laut welcher jenes Patent aufgehoben und die auf dasselbe gegründeten Privilegien des Bauernstandes für null und nichtig erklärt wurden. Hiemit verschwanden auch die letzten Spuren des einstigen freieren Lebens in den Dorfgemeinden, die Bauern wurden wieder zu rechtlosen Leibeigenen, wie nach dem dreißigjährigen Kriege; das arme Landvolk wurde auf die tiefste

Stufe seiner Erniedrigung und Entwürdigung herabgedrückt. Im Chrudimer Kreise widersetzten sich wohl zahlreiche Gemeinden dieser neuen Anordnung, doch die Grundherren waren rasch mit militärischer Macht zur Hand und erstickten die Unruhen gleich im Keime, indem sie die Urheber derselben auf den Strafbänken unter unbarmherzigen Stockstreichen verbluten ließen.

Durch vier Jahrzehnte herrschte nun die Stille des Grabes unter dem verzweifelnden Landvolke in Böhmen und erst die Hungersnoth der Jahre 1770 und 1771, welcher im ganzen Lande mehr als 250.000 Menschen zum Opfer fielen, sowie die im Jahre 1770 eingeführte Recrutirung für das stehende Heer rüttelten den alten Groll der Bauern gegen die sie unmenschlich bedrückenden Grundherren auf und bald kamen Symptome einer sich vorbereitenden allgemeinen Erhebung des Landvolkes zum Vorschein.

Den Oberbehörden in Prag war diese Gährung am Lande wohl bekannt, daher nach Wien berichtet wurde, daß alsbald etwas zur Erleichterung des Loses der Unterthanen geschehen müsse, wenn einem offenen Ausbruche des Volksunwillens vorgebeugt werden solle. Die Kaiserin Maria Theresia und noch mehr ihr Mitregent Josef II. waren wohl geneigt, Abhilfe zu schaffen, doch den Anhängern des alten Systems gelang es, die beabsichtigten Reformen zu hintertreiben und die Bewegung unter dem Volke im falschen Lichte darzustellen. Gegen die Vorstellungen des Oberstburggrafen von Prag, Grafen Franz von Nostic, der die Klagen des böhmischen Landvolkes der erhabenen Monarchin zur Kenntniß brachte und vor Allem auf Verminderung der Robot antrug, wurde von den Grundherren ein Promemoria überreicht, des Inhalts, daß eine Verminderung oder gar Aufhebung der robotmäßigen Leistungen nicht nur ihnen zum unberechenbaren Schaden gereichen, sondern bei dem zügellosen Charakter des Volkes den Bestand des Staates selbst bedrohen würde. Hiedurch wurden die humanen Absichten Josef's, der schon damals zur gänzlichen Aufhebung der Leibeigenschaft schreiten wollte, wieder auf längere Zeit hinausgeschoben, in ihrem ganzen Umfange aber konnten dieselben doch nicht mehr vereitelt werden. Die Macht der heranbrechenden neuen Zeit bewährte sich auch in Oesterreich immer mehr, den berechtigten Forderungen mußte wenigstens theilweise nachgegeben werden.

So erfloß am 21. April 1774 ein Generale, in welchem den Unterthanen die Untersuchung ihrer Beschwerden versprochen, zugleich aber aufgetragen wurde, bis zur Erledigung der Angelegenheit ihre Pflichten gegen die Obrigkeiten gehörig zu erfüllen. In weiterer Befolgung dessen wurde eine sogenannte Urbarialcommission eingesetzt, die im October desselben Jahres ein provisorisches Gesetz als Regulativ für die Unterthanenverhältnisse zu Stande brachte. Dasselbe sollte bis zur schließlichen Schlichtung dieser Angelegenheit in Geltung verbleiben und dem Volke zu dessen Beruhigung mitgetheilt werden. Doch die Halbheit in der Ausführung der beschlossenen Maßregeln vereitelte zumeist die Bestrebungen der Regierung. Die landesfürstlichen, noch mehr aber die Patrimonialbehörden in Böhmen befürchteten einen Aufstand des Volkes und zögerten mit der Veröffentlichung des Regulativs. Dieses Zögern hatte nun das gerade Gegentheil der beabsichtigten Wirkung zur Folge, denn durch geheime Agenten wurde unter dem Landvolke die Nachricht verbreitet, es sei ein Patent über die gänzliche Aufhebung der Robot erflossen, das jedoch von den Behörden zurückgehalten werde. Dies war der Funken, der die angesammelten unruhigen Elemente zu lodernder Flamme anfachte *).

---

*) Die noch jetzt hie und da geltende Annahme, daß Kaiser Josef II. einer böhmischen Bauerndeputation in böhmischer Sprache den Rath gegeben hätte: „Jděte na pány!“ statt zu sagen: „Jděte k pánům!“ und daß durch dieses Mißverständniß der eigentliche Anstoß zum Ausbruche des lange vorbereiteten Aufstandes gegeben worden sei, scheint mehr durch einen Witzling, oder auch das Volk selbst, das nach einer plausibeln Entschuldigung seiner Selbstjustiz suchte, aufgekommen zu sein. Doch Prof. M. Pelzl, der verdienstvolle böhmische Geschichtschreiber, hielt an der Glaubwürdigkeit dieses Gerüchtes fest und erwähnt dessen in seiner Antrittsrede, mit der er im Jahre 1793 die Vorlesungen auf dem eben gegründeten Lehrstuhle der böhmischen Sprache an der Prager Universität inaugurirte. Dieselbe erschien in Prag unter dem Titel: „Academische Antrittsrede über den Nutzen und Wichtigkeit der böhmischen Sprache“ und äußert über den erwähnten Gegenstand Folgendes: Der verstorbene Kaiser Josef II. sprach böhmisch und da er mit den Böhmen in ihrer Muttersprache sich unterhalten konnte, besaß er deren ganzes Herz. Lange nach seinem Tode wollte Niemand glauben, daß er todt sei und heute noch erzählen Manche, daß er mit ihnen böhmisch gesprochen habe. Doch hatte Josef erst in

Das Volk, in dem Wahne, daß die von der Monarchin gewährten Erleichterungen und Concessionen absichtlich von den Beamten zurückgehalten werden, entschloß sich zu dem verzweifelten Schritte, dieselben mit Gewalt zu erringen und zugleich an den am meisten verhaßten Beamten und Grundherren Rache zu üben. Die ersten Unruhen brachen in den Gemeinden bei Trautenau und Braunau aus. Vorzüglich waren es die Herrschaften Weckelsdorf und Braunau, deren Unterthanen sich die ersten Gewaltthätigkeiten gegen ihre Obrigkeiten erlaubten. Die unmittelbare Nachbarschaft Preußens, dessen Agenten zu jener Zeit der ununterbrochenen Feindseligkeiten gegen Oesterreich sich zahlreich in den Grenzbezirken Böhmens herumtrieben und die Unzufriedenheit des Landvolkes durch eitle Vorspiegelungen steigerten, scheint viel dazu beigetragen

---

späterer Zeit und durch einen Lehrer das Böhmische erlernt, daher er während des Sprechens öfters Fehler beging, die wegen ihrer schlimmen Folgen nicht gleichgiltig waren. Als er einmal in Böhmen weilte, überhäuften ihn die Bauern mit Gesuchen. Der Monarch wurde dessen überdrüssig und sagte zu ihnen in böhmischer Sprache: „Jděte na pány!“ (Geht auf die Herren los!) Er wollte sagen: Jděte k pánům!“ (Wendet Euch an die Herren!) Die Bauern hielten sich an den Ausspruch des Kaisers und sagten unter einander: Gehen wir also auf die Herren los! Sie rotteten sich zusammen, überfielen die Grundherren und Beamten und verwüsteten die Schlösser; wäre schließlich das Militär nicht eingeschritten, so würde der Aufstand über das ganze Land sich verbreitet haben. Die verhafteten Bauern betheuerten öffentlich beim Verhör, der Kaiser habe ihnen ausdrücklich befohlen: „Jděte na pány!“ Daraus erhellt — schließt Pelzl — wie wichtig es ist, die Sprache seiner Unterthanen zu erlernen.“ — Daß diese Schilderung nur auf anecdotischen Werth Anspruch machen kann, beweist eine ähnliche Anecdote über Kaiser Josef II., indem ihm fast derselbe Ausspruch in den Mund gelegt wird, den er bei einer Audienz dem Anführer der 1782 revoltirenden Siebenbürger Bauern, Hora, gegenüber gethan haben sollte. Als nämlich Hora dem Kaiser seine Klagen vorgebracht hatte und um Befreiung der Unterthanen bat, fügte er, der Sage nach, hinzu, daß, wenn dies nicht geschehe, es sich leicht ereignen könne, daß die unterdrückten Unterthanen sich empören und sich selbst befreien. Hierauf hätte Josef die gewichtigen Worte aussprechen sollen: „Thut ihr das“, welche nun Hora zur Erhebung der Fahne des Aufstandes verleiteten. In beiden Fällen ist das bezügliche Verhalten des Monarchen durch nichts gewährleistet und beide Anecdoten sind, ähnlich wie hundert andere über Josef II., erst später entstanden und mit historischen Thatsachen willkürlich verbunden worden.

zu haben, daß eben in jener gebirgigen Gegend die ersten Symptome der Rebellion sich kundgaben. In der Gemeinde Weckelsdorf rotteten sich am 23. Jänner 1775 die ersten Schaaren unter Anführung eines gewissen Anton Seidel zusammen und kündigten öffentlich den Krieg allen Obrigkeiten an.

An demselben Tage brach der Aufstand auf der benachbarten Herrschaft Braunau aus und hier waren es die Dorfschulzen von Schönau und Ruppersdorf, die sich an die Spitze des revoltirenden Volkes stellten. Doch bestanden diese ersten Schaaren größtentheils nur aus liederlichem Gesindel, das Nichts zu verlieren hatte, aber Alles zu gewinnen hoffte und gierig diese Gelegenheit ergriff, um plündern und seinen unreinen Leidenschaften fröhnen zu können.

Der erste Anlauf galt dem herrschaftlichen Hofe zu Dittersbach, der alsbald ausgeplündert und den Flammen preisgegeben wurde. Ein ähnliches Schicksal wurde der Kirche und dem Pfarrhause in Schönau zu Theil. Hier übernahm die Führerschaft der mit jeder Stunde anwachsenden Rebellenhorden der Dorfschulze von Hertin, Namens Nywlt, der dem ersten Schwarm die Aufständischen der Herrschaft Nachod zuführte. Mit unwiderstehlicher Gewalt ergoß sich nun die Lawine vom Gebirge in die Niederungen der Elbe, in jeder Gemeinde kampffähige Männer selbst mit Gewalt an sich ziehend, denn die vernünftigeren Bauern wollten sich dem Zuge, der gleich in seinen ersten Anfängen in einen Raubzug ausartete, nicht anschließen. Ja, viele von ihnen entzogen sich der Pressung, die von dem Gesindel überall geübt wurde, durch die Flucht in Wälder und entlegene Schluchten. So flohen die Männer der Gemeinde Kukus in die Stangendorfer Steinbrüche, mehrere von ihnen versteckten sich wieder im Hause eines Schneiders, dessen Wirthschafterin sich der List bediente, alle Fenster und Thüren einzuschlagen, die Betten zu zerreißen und sämmtliche Möbeln umzustürzen. Als nun die Rebellen sich näherten, begann dieselbe vor dem Hause jämmerlich zu klagen, was die Horde in der Meinung bestätigte, daß in Kukus bereits ein anderer Haufe das Werk der Zerstörung vollbracht habe. Doch das Rathhaus wurde von ihnen nicht geschont, sondern greulich verwüstet, worauf sie weiter gegen Jaroměř zogen.

Die Kunde von diesen tumultuarischen Auftritten verbreitete

sich mit Blitzesschnelle im ganzen nördlichen Theile des Königgrätzer Kreises und wie auf ein gegebenes Signal zogen nun Verstärkungen herbei und wurden die Bewohner der Dörfer und Städtchen haranguirt, damit jeder dem Zuge sich anschließe, der einen kräftigen Arm besaß. Aus jeder Hausnummer mußte entweder der Hauswirth selbst in die Reihen der Rebellen eintreten oder einen hinlänglich starken Knecht statt seiner stellen. Wollte Jemand Widerstand leisten oder war er vor dieser Werbung entflohen, so wurde sein Haus ausgeplündert und alles Hab und Gut zerstört, wobei es an Mißhandlungen der Inwohner beiderlei Geschlechts nicht fehlte.

Bei Jaroměř war der Rebellentrupp auf diese Art bereits auf mehrere Tausend angewachsen, die von da nach der Gemeinde Libčan zogen und das dortige herrschaftliche Schloß völlig ausplünderten. In Roudničky trat ein neuer Anführer auf, ein gewisser Mathias Chwojka, der sich zum Hauptverfechter der Sache der Bauern aufwarf und dem deshalb von anderer Seite spöttisch der Name „Bauernkaiser" beigelegt wurde. Chwojka war ein junger Mann von nicht gewöhnlichen Geistesgaben, der lateinisch und deutsch sprach und dem ein seltenes Rednertalent zu Gebote stand. Er hatte in Königgrätz die Humaniora studirt, war aber sonst ein überspannter Kopf, in dem die buntesten Ideen über Reformen und Staatsumwälzungen sich kreuzten. Während seiner späteren Haft verfaßte er ein böhmisches Gedicht über die Bauern-Rebellion, das 72 Strophen zählte und lange im Gedächtnisse des Volkes sich erhielt.

Wie er nun in seinem Poëm erzählt, wurde er gleichfalls zur Theilnahme an dem Aufstande gepreßt, obwohl er Anfangs wenig Lust hiezu zeigte. Als die Rebellen in Roudničky eintrafen, trat Einer von den zahlreichen Agenten, die das Feuer des Aufstandes schürten und der sich für einen verbannten russischen Fürsten ausgab, in die Behausung Chwojka's, um den jungen Mann, der wegen seiner Bildung ein gewisses Ansehen unter dem Volke genoß, zur Uebernahme der Führerschaft über die Bauern aufzufordern. Chwojka konnte sich lange nicht zu dieser gefährlichen Rolle entschließen; als er jedoch aus seinem Hause auf den Gemeindeplatz hinaustrat und der unübersehbaren Schaaren ansichtig

wurde, ersah er hier die erwünschte Gelegenheit, nach seiner Art für das Wohl des Volkes zu wirken und bald gelang es ihm, durch die Macht seiner Rede die ungezügelte Horde für sich einzunehmen, so daß er nun an die Spitze des Aufstandes gestellt wurde.

Chwojka gefiel sich in dieser ihm so plötzlich zugefallenen Rolle und sogleich übte er sein Feldherrnrecht aus. Er theilte sämmtliche Rebellen, deren Bewaffnung zumeist aus Stöcken, Stangen, Heugabeln, Sensen u. dgl. bestand, in zwei Schaaren, die auf verschiedenen Wegen gegen Prag ziehen sollten. Vorher aber wollte man noch dem herrschaftlichen Schlosse in Kratenau einen Besuch abstatten. Hier hauste nämlich in oben geschilderter Weise seit Jahren ein allgemein verhaßter Verwalter, Namens Mathias Graulich, der nun wohl ahnte, was sein Schicksal sein würde, wenn er dem erbitterten Volkshaufen in die Hände fiele. Vor Allem aber suchte er die Casse in Verwahrung zu bringen und vergrub den größten Theil seines und des herrschaftlichen Geldes unter einem Baume im Schloßgarten, einige wenige Thaler in der Casse zurücklassend, damit kein Verdacht geschöpft werde. Noch vor dem Herannahen der Horde flüchtete er sich, so daß die Bauern bei ihrer Ankunft das Nest leer fanden. Aus Aerger darüber zerschlugen sie Alles im Schlosse, was nicht niet- und hiebfest war, und warfen sich schließlich in die Häuser der Gemeinde Kratenau, in denen sie wie wahre Cannibalen wirthschafteten.

Nachdem das Zerstörungswerk vollendet war, trat ein Trupp seinen Weg nach Prag über Pardubic an, der Hauptschwarm zog jedoch unter Chwojka's Anführung gegen Chlumec, wo der äußerst unpopuläre Wirthschaftsdirector Anton Pietsch residirte. Chwojka widmet diesem „schlimmen Verwalter“ mehrere Strophen seines Liedes, aus denen man auf den Haß des Landvolkes gegen diesen „Bauernschinder“ schließen kann. Auf dem Wege nach Chlumec theilte der „Bauernkaiser“ seine Colonne in drei kleinere Abtheilungen, die des schnelleren Vorrückens wegen verschiedene Richtungen einschlagen sollten, um sich vor Chlumec wieder zu vereinigen. Während Chwojka mit den Seinen direct gegen diesen Ort zog, schlug die zweite Rotte die Richtung gegen Trnawa,

Babic und Groß-Barchowek ein, in welch' letzterer Gemeinde ein gewisser Radoň in die Capelle St. Johann Nepomuk eindrang und dort die Monstranz raubte, mit der er dann wie ein Rasender umherlief und seinen schmutzigen Genossen den Segen ertheilte. Der dritte Zug endlich ging über Obědowic, Káranic, Chuděřic und Altwasser, in allen diesen Dörfern die größten Greuel verübend. Zugleich wurde daselbst eine große Anzahl Männer mit Gewalt den Reihen der Rebellen beigezogen.

Zwischen den Dörfern Pisek und Neustadtel auf der Herrschaft Chlumec fand wieder die Vereinigung der drei Abtheilungen statt, die nun en masse gegen Stadt und Schloß Chlumec zogen und am Hügel „Opuka" ein Lager aufschlugen, ehe sie sich zum Sturme rüsteten.

Chwojka entwickelte nun sein Feldherrntalent, indem er strenge Disciplin einführte und, da er sich zum Sturme auf die von den Bürgern wohl bewachte Stadt zu schwach fühlte, in die Nachbargemeinden seine Herolde entsendete, die dem Volke volle Freiheit verkünden und neue Hilfstruppen werben sollten. Doch seine Abgesandten hatten es hiebei mehr auf Plünderung abgesehen, denn wohin dieselben kamen, raubten sie Alles, was sich nur irgend fortschleppen ließ, und dem Feldherrn, der vergebens auf den angehofften Zuzug wartete, blieb das Nachsehen.

Die Bürgerschaft von Chlumec war zum tapferen Widerstande gerüstet und beobachtete Tag und Nacht das feindliche Lager. In der Stadt befand sich in jenen Tagen eine äußerst schwache militärische Besatzung, denn nur ein Posten von acht Mann mit einem Officier hielt Wache bei dem ärarischen Magazin. Mit diesen ungenügenden Streitkräften konnte man freilich wenig Hoffnung auf Bewältigung der zahlreichen Rebellen hegen. Der Officier verlor jedoch nicht einen Augenblick seine Geistesgegenwart, sondern entsendete allsogleich reitende Boten nach Kolin und Kuttenberg, wo das k. k. Dragonerregiment Graf Wallis in Winterquartieren cantonirte und bewachte mit seinen acht Mann das ausgedehnte Gebäude, in welchem außer dem Brauhaus auch noch die Wohnungen der herrschaftlichen Beamten sich befanden.

Am 25. März, einem Marien-Feiertage, wurde endlich das Lager aufgehoben und die Bauernschaaren rückten mit großem

Geschrei und Gejohle längs des großen Chlumecer Teiches gegen die Stadt vor. Der erste Angriff sollte dem erwähnten Brauhause gelten, da die Rebellen hier alle herrschaftlichen Beamten versammelt zu finden hofften. Doch war nur Director Pietsch auf seinem Platze standhaft geblieben, alle übrigen hatten sich bereits früher geflüchtet. Am Thore des Brauhauses stellte sich der Officier mit seiner Mannschaft auf und als die ersten Reihen der Bauern angerückt waren, rief er ihnen zu, wen sie zu jagen kämen. Chwojka, der an der Spitze des Zuges stand, antwortete dreist: „Den Herrn Director wollen wir fragen, ob er die Robot aufgeben wolle?" Und zugleich schritt er muthig gegen das Thor, das in wenigen Augenblicken in der Gewalt der Aufrührer sich befand. Der Officier mußte der Uebermacht weichen und das ganze Gebäude preisgeben. Chwojka drang in dasselbe ein und begab sich mit seinen Genossen vor Allem in die Kanzleien, wo ihnen Director Pietsch entgegentrat. Sobald die Rotte seiner ansichtig wurde, erhob sich ein fürchterlicher Lärm und Alles schrie, man solle ihn auf husitische Art zum Fenster hinauswerfen, damit ihm die im Hofe stehenden Sensenmänner den Garaus machen könnten. Es wäre wohl auch zu dieser Gewaltthat gekommen, wenn nicht Chwojka selbst den zum Tode geängstigten Director in seinen Schutz genommen und dadurch dem angedrohten schrecklichen Schicksale entrissen hätte.

Nachdem sich der Lärm ein wenig gelegt hatte, begann Chwojka mit dem Director zu verhandeln, indem er ihm die Alternative der Bewilligung der Robotfreiheit oder Mißhandlung Seitens der Bauern stellte. Pietsch suchte auf diplomatische Weise die Sache in die Länge zu ziehen und berief sich auf die Unmöglichkeit, unter den gegenwärtigen Verhältnissen ein Schriftstück von sich geben zu können. Da ergriff Chwojka einen Bogen Papier, setzte hier alle Forderungen der aufständischen Bauern auf und nöthigte den Director zur Unterfertigung dieses Actenstückes. Als dies geschehen, zeigten sich die Rebellen befriedigt und geleiteten Pietsch in seine Wohnung, wo ihm Sicherheit seiner Person versprochen ward. Nicht so glatt wickelten sich die Dinge in den übrigen Theilen des Hauses und vor der Stadt selbst ab. Die Menge hatte sich in mehrere Schwärme getheilt, von denen einige die

Kanzleien und das Brauhaus überflutheten, andere gegen die Stadt zogen. Im Brauhaus wurde auf das Greulichste gewirthschaftet, aus dem Keller alle Fässer hervorgeholt und der Menge preisgegeben, die im Hofe wahre Orgien zu feiern anfing. Nicht besser erging es den Kanzleien, wo nicht ein Nagel in der Wand übrig blieb: alle Papiere wurden zerrissen und im Hofe den Flammen überliefert, dasselbe geschah auch mit allen sonstigen Mobilien.

In die Stadt konnten jedoch die Rebellen nicht eindringen. Die Bewohner hatten an allen Eingängen hohe Barrikaden aufgeworfen, die sie bis zum Aeußersten zu vertheidigen entschlossen waren. Jeder Anlauf der wilden Rotten wurde tapfer zurückgeschlagen, so daß die Bauern bald viele schwer Verwundete, ja selbst mehrere Todte zählten. Die Bürger vertheidigten sich mit ihren Schußwaffen um so standhafter, als sie auf baldige militärische Hilfe rechnen konnten, die sich auch in kürzester Zeit einstellte. Gegen Mittag kam eine Abtheilung Militär unter dem Commando eines Hauptmannes, dem der Ortsrichter von Nepolis, Josef Lewinský, zum Wegweiser diente, vor die Koliner Vorstadt und befand sich bereits am Stadtplatze, ohne daß die Rebellen seine Ankunft auch nur geahnt hätten.

Als ein Bürger die Nachricht brachte, daß ein Trupp Aufständischer gegen das herrschaftliche Schloß ziehe, entsendete der Hauptmann einen Officier mit zwanzig Mann dahin und rückte nun mit dem übrigen Theile seiner Mannschaft gegen die stürmenden Schaaren vor. Ein Trommelwirbel machte wohl die Bauern stutzen, doch bald sammelten sie sich wieder und zogen alle ihre Streitkräfte auf der Straße vor dem Brauhause zusammen, wo sie der weiteren Entwicklung der Dinge harrten. Als alle militärischen Maßnahmen getroffen waren, trat der Hauptmann vor die Aufrührer und versuchte, sie in eindringlicher Rede zum Auseinandergehen zu bewegen. Doch seine Worte blieben wirkungslos und die wüthendsten Bauern bedrohten ihn mit ihren eisenbeschlagenen Knütteln, so daß er unter den Schutz seiner Mannschaft zurückkehren mußte. Dies ermunterte die Rebellen zum Losschlagen und wirklich fielen sie über die Soldaten her, die jedoch den Angriff mit ausgiebigen Kolbenschlägen zurückschlugen. Die An-

greifer kehrten mit blutigen Köpfen zurück und als die Menge sah, daß die Sache nun wirklich in Ernst überzugehen drohe, nahmen Viele Reißaus und flüchteten in die nahen Waldungen. Auch Director Pietsch, der sich nun durch die Ankunft des Militärs aus seiner schlimmen Lage errettet sah, rief aus einem Fenster herunter, alle Unterthanen der Herrschaft Chlumec mögen sich allsogleich nach Hause entfernen, wenn sie Pardon erlangen wollen. Auf dieses Versprechen hin zogen sich wieder Einzelne zurück, die Mehrzahl jedoch blieb am Platze und schien den Kampf aufnehmen zu wollen.

Nun gab der Hauptmann seinerseits das Zeichen zum Angriffe, vor dem jedoch die Helden im Bauernkittel nicht Stand hielten, sondern eiligst bis zur Mühle an dem erwähnten Teiche retirirten, wo sie sich neuerdings aufstellten. Das Militär gab einige blinde Dechargen, die den Rebellen Furcht einjagen sollten. Als jedoch dieselben bemerkten, daß nicht scharf geladen worden, höhnten sie die Truppen: „das kaiserliche Militär habe mit Haderfetzen geladen!“ Daraufhin erst ließ der Commandant scharf laden und allsogleich wälzten sich zwei Bauern auf dem Damme in ihrem Blute. Dies war das Signal zum verzweifelten Kampfe, denn die Anführer warfen sich den Truppen entgegen und selbst die letzten Reihen schienen wieder ihren Muth gefunden zu haben. Doch schon die ersten Gefallenen, die sich in ihrem Blute wälzten, übten auf die zügellose Masse einen derart panischen Eindruck, daß Alles in wilder Flucht auseinanderstob. Der Damm reichte entfernt nicht hin, um allen Flüchtigen Raum zu gewähren; viele wurden in den schlammigen Moorgrund herabgedrängt, wo sie sich im hohen Schilfe zu verstecken suchten; andere hinwieder stürzten in den Teich oder suchten sich durch Schwimmen zu retten, was jedoch den Wenigsten gelang, da kein Kahn in der Nähe war, um die Sinkenden aufnehmen zu können. Viele kamen in diesem Teiche um, Anderen gelang es, sich zu flüchten, doch die größere Mehrzahl fiel in die Hände der nachsetzenden Truppen.

Der Gefangenen gab es so viele, daß kein Gefängniß in Chlumec zu ihrer Aufnahme genügte und alle Scheunen, Speicher und schließlich auch die Fleischbänke in der Stadt mit ihnen gefüllt wurden. Damit sich keiner durch Flucht der Gefangenschaft ent-

ziehen könnte und da es auch an Stricken und sonstigen Fesseln fehlte, verfielen die Soldaten auf ein sonderbares Auskunftsmittel, das sich jedoch in diesem Falle trefflich bewährte. Sie schnitten nämlich den Bauern alle ihre Hosenknöpfe ab und nahmen ihnen die Hosenträger weg. Nun konnte keiner entfliehen, denn jeder mußte mit beiden Händen die Hosen halten, damit sie ihnen nicht hinunterfielen.

Später wurden alle Gefangenen auf dem Schlosse und in der dortigen Reitschule untergebracht, wo sie bereits Genossen fanden. Jener Trupp Rebellen nämlich, der sich des herrschaftlichen Schlosses bemächtigen wollte und gegen den ein Officier mit zwanzig Mann anrückte, wurde nach kurzer Gegenwehr übermannt und gefangen genommen. Bei dieser Gelegenheit fiel ein Soldat, das einzige Opfer auf Seiten des Militärs, der von einem Bauer durch einen Schlag über den Kopf todt niedergestreckt wurde. Der Officier jedoch wollte den Tod seines Untergebenen rächen und als der Mörder die Flucht ergriff, rannte er ihm seinen Degen durch den Leib. Dies brachte die Genossen des Getödteten auf andere Gedanken, sie fielen in die Kniee und schrieen jämmerlich um Pardon, der ihnen auch gewährt wurde. Im Schlosse fanden sich nun alle Gefangenen zusammen und da zu jener Zeit noch eine große Kälte herrschte und die meisten von ihnen halb nackt waren, so litten sie in den Schupfen und Magazinen großes Ungemach. Ihre Weiber brachten ihnen wohl Lebensmittel, Kleidungsstücke und Betten, doch der Commandant ließ den Gefangenen nichts ausfolgen.

Das war das Ende der Schlacht bei Chlumec, die den Ursprung dem seither in ganz Böhmen bekannten Sprüchworte: „Vyhráli jako sedláci u Chlumce“ (Sie gewannen wie die Bauern bei Chlumec) gab.

Mit dieser Niederlage war jedoch die Bauern-Rebellion noch nicht vollständig bewältigt. Wie schon erwähnt, hatten mehrere Rotten der Aufständischen andere Wege nach Prag eingeschlagen, auf denen sie sich ähnliche Ausschreitungen wie der Haupttrupp unter Chwojka erlaubten. So überfiel jene Rotte, die über Pardubic zog, das Schloß in letzterer Stadt, das gleichfalls ausgeplündert und verwüstet wurde. Ein besonders verhaßter Beamte der

Pardubicer Herrschaft, der den Aufrührern in die Hände fiel, mußte sich einen muthwilligen Scherz von ihnen gefallen lassen. Sie zogen ihn nackt aus, begossen den vor Angst zitternden Schlucker ganz mit Tinte und bestreuten ihn mit Streusand; er habe, hieß es, in seinem Leben immer so viel geschmiert, er möge daher ein amtlich bestätigtes verkörpertes Zeugniß werden, daß die Bauern nur ihre Rechte wahren. Ein Pardubicer Schreiber verfaßte auf diese Vorfälle ein scherzhaftes Gedicht, welches ähnlich wie jenes, das den „Bauernkaiser" zum Verfasser hatte, noch lange vom Volke gesungen wurde.

Von Pardubic begab sich dieser Zug über Přelauč gegen Poděbrad, wo er mit einem Theile der Aufständischen aus dem Jungbunzlauer Kreise zusammenstieß. Auch in dieser Gegend rotteten sich nämlich Tausende von Bauern zusammen, von denen große Haufen bis in die Elbeniederung vordrangen, um in Prag ihre Forderungen durchzusetzen. Ein gleichzeitiger Bericht eines Bürgers von Hochstadt, Namens Franz Hášek, schildert uns den Verlauf der Bauern-Rebellion im Jungbunzlauer Kreise folgendermaßen: „Am 24. März kamen die Bauern von der Herrschaft Lomnic, und zwar aus Nedwězí, Stružinec und anderwärts, nach Semil und führten sich hier so gut auf, daß sie in den Kanzleien im Schlosse sämmtliche Fenster einschlugen, die Gitter aushoben, Federn aus den Betten verschütteten, Zichen mitnahmen und alte Schriftstücke und Bücher hinauswarfen. Im Brauhause befanden sich zwei Gebräue Bier. Die Zapfen wurden ausgeschlagen, das Bier in Töpfe, Kannen und was man in den Händen hatte, abgezapft, das übrige ausgelassen. Bei den Bäckern wurde alles Eßbare vertilgt. Am zweiten Tage kamen die Bauern von Starkenbach und den umliegenden Gemeinden, die den Ruin daran vollendeten, was nach den Ersteren noch zurückblieb. Die gräfliche Casse wurde zertrümmert, das Geld, das über 4000 fl. betrug, geraubt und schließlich alle Oefen im Schlosse zerschlagen. Am 25. März, am Tage der Verkündigung Mariä, begaben sich die Rebellen nach Hochstadt und trafen am Wege mit den Schaaren von Starkenbach und Přiwlak, welche von der Kirche in Hochstadt kamen, zusammen. Im Vereine mit diesen tranken sie in der Mühle alles Bier, das der Herr Dechant daselbst verwahren ließ,

aus und drangen dann in die Stadt ein. Der Herr Dechant hielt eben das Hochamt, er wurde jedoch genöthiget, nur eine einfache Messe zu lesen. Hierauf ging ihnen der Herr Primator mit dem Bürgermeister und den übrigen Räthen bis auf die Anhöhe Křib entgegen, um sie zu bewillkommen und nach ihrem Ansuchen zu fragen. Der commandirende General (von welchem Regimente derselbe wäre, konnte man wegen der vielen geflickten Stücke an der Jacke nicht erkennen) antwortete, daß sie die Freiheit bringen. Als sie auf den Stadtplatz kamen, befahl derselbe sogleich, seine Mannschaft mit Essen und Trinken wohl zu versorgen, sowie daß aus jeder Nummer ein Mann mit ihnen ziehen müsse. Darauf begaben sie sich zu den Bäckern und Gastwirthen, bei denen sie alle Semmeln und sämmtliches Brod vertilgten und das Bier austranken. Als sie auf diese Art abgewirthschaftet hatten, brachen sie über Altdorf und Helkowic nach Semil auf, wo sie gleichfalls die Häuser plünderten und alle Eßvorräthe mitnahmen. Nachdem Semil geplündert worden war, wandten sie sich gegen Jeseny, wo ihnen die Frau Baronin aus dem Schlosse mit der Bitte entgegentrat, das Schloß zu schonen, wofür ihnen Bier und Branntwein verabreicht werden solle. Ein gewisser Jira Šwec aus Přiwlak gab ihr zur Antwort, daß ihr nichts widerfahren solle, falls sie ihm einen Kuß geben werde. Die Baronin that es und Niemand durfte den Schloßleuten etwas anthun. Aus Jeseny zogen sie nach Nawarow, wo sie auf ähnliche Weise wie in Semil wirthschafteten, namentlich zogen sie den Branntwein aus den Fässern ab, schlugen die Zapfen ein und nahmen alle Eßwaaren mit. Viele von ihnen ließen sich in Kutschen herumfahren, Andere zerschlugen die eisernen Gitter und nahmen die Stangen als Waffen mit. Da kamen endlich Husaren und Infanterie aus Jičin, die einen großen Theil der Aufrührer gefangennahmen und zum Verhöre auf die Kanzleien brachten."

In dieser Gegend kam es also zu keinem feindlichen Zusammenstoße mit den Rebellen, dafür wurden aber auch nicht sämmtliche Schaaren zerstreut, von denen ein Theil bereits einige Tage früher gegen Poděbrad gezogen war, wo er sich mit den Rebellen des Königgrätzer Kreises zum Zuge gegen Prag vereinigte. Von hier aus trafen sie auf keinen Widerstand mehr, da die

schwachen Besatzungen der Landstädte sich ihnen nicht entgegenstellen konnten und auch vielfach die Ansicht verbreitet war, daß das nach Chlumec entsendete Militär den Aufstand werde vollkommen bewältigen können. So stand in der Stadt Čelakowic an der Elbe eine Compagnie vom Regiment Wallis unter dem Befehle des Hauptmann von Hubet, der beim Herannahen des Bauernvolkes den Eingang in die Stadt militärisch besetzen ließ. Als die Rebellen am 23. März vor der Stadt erschienen und diese Vorbereitungen sahen, wichen sie der Stadt aus und zogen seitwärts weiter, viele Beamten als Gefangene mit sich schleppend. Da ihre Schaar durch Zuzügler stets wuchs, so zählten sie bereits mehr als 5000 Mann, als sie am 24. März auf den Anhöhen oberhalb Lieben bei Prag erschienen.

In Prag, obwohl man auf deren Ankunft vorbereitet war, herrschte doch unter der Bevölkerung große Bestürzung, denn die Fama hatte die Anzahl der Bauern verhundertfacht und ihre Gewaltthaten mit den gräßlichsten Farben geschildert. Doch die Behörden hatten alle nöthigen Maßregeln zur Abwehr ergriffen, das Militär wurde alarmirt und auf den Wällen postirt, sämmtliche Stadtthore wurden geschlossen und mit hinlänglicher Macht besetzt, so daß man mit Beruhigung der Ankunft der Aufrührer entgegensehen konnte.

Als nun am 25. März die Nachricht in Prag eintraf, daß die Aufständischen bereits anrücken und bei Lieben Posto gefaßt hatten, zog ihnen der Oberstburggraf Graf Nostic mit einer starken militärischen Bedeckung entgegen, um sie vorerst aufzufordern, in aller Ruhe ihr Anliegen vorzubringen und dann auseinanderzugehen. Auf der Brücke in Lieben erwarteten ihn die Anführer der Bauern, mit denen die Verhandlungen alsbald eröffnet wurden.

Als sie der Oberstburggraf frug, was ihr Wunsch sei, antworteten sie trotzig: „Wir wollen die Freiheit!"

„Und die wollen wir uns in Prag holen!" — rief einer von ihnen, der zugleich unter seinem Kittel etwas zu verbergen schien. Und als ihm ein Adjutant aus dem Gefolge des Oberstburggrafen zuherrschte, zu zeigen, was er da verberge, zog er eine Peitsche hervor und sagte: „Eine Peitsche auf solche Schelme, wie Du einer bist!"

Da rief der Oberstburggraf, der einsah, daß mit diesem Gesindel auf gütlichem Wege nichts auszurichten sei, daß dieser vermessene Rebell für seine Drohung in zweimal vierundzwanzig Stunden hängen müsse und kehrte wieder nach der Stadt zurück.

Die Aufrührer schritten nun auf der Straße gegen Prag vor, aber kaum waren sie in der Nähe des Poříčer Thores angekommen, als ein Regiment Dragoner im Sturme gegen sie ausfiel und die Horde in wenigen Augenblicken gänzlich in die Flucht jagte. Sämmtliche Anführer und über 150 Rebellen wurden gefangengenommen und dadurch der ganzen Bauern-Revolte ein Ende gemacht. Doch ließ Graf Nostic statt Gerechtigkeit Milde üben und nur vier von den Rädelsführern wurden dem Henker überliefert. Ihre Strafe lautete auf Tod durch den Strang, und zwar wurde der erste, eben jener Wortführer von der Liebner Brücke, in Lieben, der zweite vor dem Aujezder, der dritte vor dem Wyschehrader Thore und der letzte, ein reicher Bauerssohn aus Rostok, der daselbst eine Schaar gesammelt und nach Lieben geführt hatte, vor seinem Vaterhause in Rostok gehenkt.

Die Mehrzahl der Zersprengten floh in wüster Unordnung von Lieben nordwärts und machte nicht früher Halt als in Weltrus, wo der Pfarrer eine Messe für ihre Gefallenen zu lesen gezwungen wurde. Von Weltrus setzten sie über die Moldau nach Mířowic über und waren noch wahnsinnig genug, auf das nahe gelegene Lobkowic'sche Schloß Mühlhausen einen Angriff zu wagen. Am linken Moldauufer stießen sie nämlich auf mehrere Bauernrotten, die sich in der Gegend von Welwarn und Raudnitz gesammelt hatten, um gleichfalls nach Prag zu ziehen. Da diese Haufen noch nicht Kenntniß von der Niederlage der Bauern bei Prag hatten, so waren sie noch voll Kampflust und überredeten selbst die Flüchtigen zu einem Angriff auf Mühlhausen, der ihnen auch wirklich gelang. Doch bald kam Militär von Schlan angerückt, bemächtigte sich nach kurzem Widerstande des von den Bauern besetzten Schlosses und stellte die Ordnung auch in dieser Gegend wieder her. Sämmtlichen im Schlosse Gefangenen wurden im Burghofe exemplarische Denkzettel auf den Heimweg gegeben, die Anführer jedoch in Ketten nach Prag transportirt, um vor die dort eingesetzte Untersuchungscommission gestellt zu werden.

Den meisten Gefangenen wurde Generalpardon ertheilt, doch die am schwersten Gravirten blieben noch zur Confrontirung mit den in Chlumec Gefangenen zurück. Von diesen erlitten Alle körperliche Strafen, nur jenen, die zugleich des Diebstahls und Raubes überwiesen waren, wurden außerdem längere Gefängnißstrafen zuerkannt. Dagegen wurde jener Gotteslästerer Radoň, der in Groß-Barchowek die Monstranz geraubt hatte, zum Tode am Galgen verurtheilt. Von den Rädelsführern war es vorzüglich der „Bauernkaiser" Mathias Chwojka und zwei andere, nämlich der schon erwähnte Hertiner Dorfschulze Nywlt und ein gewisser Dostal, denen ein langwieriger Proceß gemacht wurde. Nywlt, dem es gelungen war, bei Chlumec durch die Flucht sich zu retten, wurde zu Hause in Haft genommen, nach Königgrätz und später nach Prag geführt, wo man ihn zu zweijähriger Schanzarbeit verurtheilte. Dostal entzog sich durch eilige Flucht gleichfalls der Gefangennahme; nachdem er jedoch längere Zeit in den Wäldern ein unstätes Leben geführt hatte, stellte er sich freiwillig den Gerichten und büßte sein Verbrechen im Kerker.

Chwojka, dem die meiste Schuld an der Revolte zur Last fiel, wußte sich durch seine Beredsamkeit und schlauen Ausflüchte so gut aus der Affaire zu ziehen, daß er nach achtjähriger Haft in Freiheit gesetzt wurde. Lange Zeit hindurch schleppte man ihn von einem Orte zum anderen, um Zeugen gegen ihn zu sammeln und nach Indicien seiner Verbrechen zu suchen. Von Prag führte man ihn nach Bydžow zum Kreisamte, wo ihm das von ihm im Brauhause zu Chlumec verfaßte Actenstück vorgelegt wurde, worauf sich der mit „neun Salben geriebene" einstige Bauernfeldherr dahin verantwortete, daß er die Führerschaft der Rebellen nur deshalb übernommen, um dieselben durch seine Beredsamkeit vor größeren Ausschreitungen und Gewaltthaten zurückzuhalten.

Von Bydžow führte man ihn nach Chlumec, dem Schauplatz seiner Feldherrnthätigkeit; auf dem Hinwege verhöhnte ihn das herbeieilende Volk, wie er selbst beschreibt, als „Bauernkaiser" und „Bauernregenten" und fluchte seinem Verführer, der so viel Unheil über Land und Volk gebracht hatte. Von Chlumec kam er ein zweites Mal nach Prag, später nochmals nach Bydžow, Chlumec (wo er sich diesmal im großen Teiche den Kopf wusch,

mit der Bemerkung, das Wasser sei ein Bild der Reinheit), nach Chrudim, Pardubic, Nachod und schließlich wieder nach Prag, von wo er endlich, wie schon bemerkt, nach achtjähriger Haft frei entlassen wurde.

So endete die berüchtigte Bauern-Rebellion in Böhmen, obwohl in den folgenden Monaten noch hie und da Symptome von Unzufriedenheit unter dem Landvolke sich äußerten, die jedoch nur localen Charakter hatten und schon im Keime erstickt wurden. So rotteten sich unter anderen auch die Bauern der Herrschaft Friedland am 31. Juli 1775 zusammen, wurden aber bald wieder zu ihrer Pflicht zurückgebracht. Die letzten Spuren der Bewegung wurden endlich vertilgt, als eine Hofcommission mit dem General Grafen Wallis an der Spitze eine Untersuchungsreise von Herrschaft zu Herrschaft antrat und die Robotverhältnisse in der Art regelte, wie dieselben im Ganzen bis zum Jahre 1848 bestanden. Die bald darauf erfolgte Aufhebung der Leibeigenschaft (durch Patent Josef's II. vom 15. Jänner 1782) brachte eine Aenderung auch in die Unterthanenverhältnisse und beseitigte vollends den Grund zu den schreiendsten Klagen des Landvolkes, das nun freier aufathmen konnte. Der böhmische Bauer hatte es nun nicht mehr nöthig, daß ein Chwojka sich seiner annehme, die Zeiten änderten sich in vieler Beziehung zum Besseren, obwohl noch manchmal das verleitete Volk einzelner Gegenden gegen seine Obrigkeiten sich auflehnte, ohne daß jedoch diese theilweisen Erhebungen von ernsteren Folgen begleitet gewesen wären.

Das Gesetz vom 7. September 1848 hob auch die letzten Reste des Unterthänigkeitsverbandes in Böhmen auf, der Bauer wurde endlich ein freier und gleichberechtigter Staatsbürger und die Zeit der Bauern-Rebellionen gehört von da ab nur noch der Geschichte an.

Schiller in Böhmen.

Schiller in Böhmen.

Am 9. Mai des Jahres 1805 verlor Deutschland seinen größten und populärsten Dichter. Friedrich Schiller hauchte an diesem Tage in Weimar seinen Geist aus, der die deutsche Literatur mit den herrlichsten Werken bereichert hatte. Die ganze Nation trauerte am Sarge dieses erhabenen Genius, dessen Schaffen jedoch zugleich der ganzen Welt angehörte, dessen Schriften immer mehr und mehr Eigenthum auch fremder Literaturen wurden. Schiller gehört bereits vollkommen der Weltliteratur an, im Verlaufe eines halben Jahrhunderts haben sich alle gebildeten Völker seine Geistesproducte angeeignet und neben Shakespeare beherrscht Schiller mit seinen Dramen noch immer alle Bühnen Europa's.

Auch die böhmische Literatur gehörte unter die ersten, welche Schiller's poetische und dramatische Schöpfungen zu ihrem Eigenthum machten, und Männer wie Purkyně, Jungmann und Šafařik schufen dieselben zum Gemeingut des böhmischen Volkes um, das an des Dichters hochdramatischen Gestalten noch heutigen Tages sich erlabt. Schöpfte ja Schiller seine poetischen Gebilde zum Theil auch aus Böhmens nationaler Geschichte, und wären die Parzen dem Dichter günstiger gesinnt gewesen, wir hätten neben der Ballade „der Handschuh" (deren Stoff auf einer wirklichen Begebenheit basirt, die sich am Hradschiner Hofe in Prag unter Rudolf II. zutrug) und neben der gewaltigen Trilogie „Wallenstein" auch einen „Ottokar" unter jenen Werken Schiller's zu verzeichnen gehabt, deren Stoff der böhmischen Geschichte entlehnt ist. Auch Schiller's Erstlingsproduct „die Räuber" spielt bekanntlich theilweise auf böhmischem Boden und die Studien zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges mußten nothwendig den Historiker Schiller mit der Geschichte Böhmens vertraut machen.

Ebenso lieferte eine romantische böhmische Sage, deren ursprüngliche Wiege die Umgegend von Schloß Pürglitz ist und die seit Jahrhunderten im Munde des Volkes fortlebt, dem Dichter den Stoff zu einer seiner schönsten Balladen, zum „Gang nach dem Eisenhammer“ *).

Hieraus ist ersichtlich, daß Schiller öfter mit der an dramatischem Stoff so reichen Geschichte Böhmens sich beschäftigte und dieselbe zum Gegenstande eingehenden Studiums machte. Aber nicht nur im Geiste weilte Schiller im „ernsten Böhmerlande“, persönlich besuchte er die schönen Gefilde desselben, theils um in Karlsbad Linderung seiner körperlichen Leiden zu suchen, theils um in Eger, Dux und Prag historischen und topographischen Studien zu seinem „Wallenstein“ obzuliegen. Die Biographen Schiller's erwähnen wohl diesen Ausflug nach Böhmen, doch zumeist nur flüchtig und in unvollständiger Weise, ohne auf die Motive desselben näher einzugehen **).

Der Besuch Schiller's in Böhmen fällt in den Sommer des Jahres 1791, mithin in eine politisch sehr bewegte Zeit; man denke nur an den verunglückten Fluchtversuch Ludwig's XVI., der in Varennes endete, und an die Krönung Leopold's II. zum König von Böhmen, die vermöge ihrer Bedeutsamkeit nach der absolutistischen Regierungsperiode Josef's II. Prag und ganz Böhmen auf die Beine brachte. Der Dichter erfreute sich bekanntlich seit seiner Jugend keiner festen Gesundheit und die Entbehrungen und Mühen des Mannesalters rüttelten immer bedrohender an dessen Lebensstamm. Die Professur in Jena war sehr karg dotirt, die unsichere Einnahme des Schriftstellers erforderte ein stetes Aufgebot der höchsten Geisteskraft, welchem ein bereits erschütterter

---

*) Der strenge Graf von Savern ist in der böhmischen Sage König Wenzel IV., an die Stelle der Gräfin tritt Königin Johanna (erste Gemalin Wenzel's); der fromme Knecht Fridolin heißt hier Jan und der Jäger Wok. Als Ziel des Ganges wird Althütten (Böhmens ältestes Eisenwerk) bezeichnet. Die kleine Kirche, in welcher der fromme Knecht bei der Messe gedient, ist die uralte Capelle zu Stradonic, am Wege von Pürglitz nach Althütten.

**) Selbst Palleske, der ausführlichste und pietätvollste Biograph Schiller's, berührt dessen Karlsbader Reise nur mit wenigen Worten und weiß nichts von des Dichters Aufenthalt in Prag, der für den „Wallenstein“ so bedeutsam war.

Körper bald genug erlag. Bereits im Jahre 1790, daher zur Zeit, als Schiller im besten Mannesalter stand, hatte Frau v. Stein die künftige Gattin des Dichters, Charlotte von Lengefeld, vor Schiller als vor „einem kranken Manne" gewarnt. Doch Schiller war sich dessen bewußt, welch' heilsamen Einfluß eine geregelte Haushaltung, eine zufriedene Ehe auf seinen Geist und Körper ausüben werde; nach Besiegung aller Hindernisse ging er das Bündniß mit Lotten ein und schon sechs Tage nach der Vermälung schrieb er an Körner in Dresden: „Was für ein schönes Leben führe ich jetzt! Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erholung. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gingen mir diese Tage hin!" — Und später wieder: „Mir macht es, auch wenn ich Geschäfte habe, schon Freude, mir zu denken, daß sie (Lotte) um mich ist und ihr liebes Leben und Weben um mich herum; die kindliche Reinheit ihrer Seele und die Innigkeit ihrer Liebe gibt mir selbst eine Ruhe und Harmonie, die bei meinem hypochondrischen Uebel ohne diesen Umstand unmöglich wäre."

Wohl fand nun der Dichter „Ruhe und Harmonie" des Geistes, aber der schwächliche Zustand des Körpers wollte sich nicht beheben lassen. Schon im zweiten Jahre der Ehe (1791) hatte Schiller den ersten schweren Krankheitsanfall zu bestehen, bei dem er nach eigenem Geständniß dem Tod in's Angesicht geschaut. Am 11. Jänner 1791 war er nämlich von einem Besuch bei dem Coadjutor Dalberg in Erfurt, wo er eine herzliche und freundliche Aufnahme gefunden hatte, nach Jena zurückgekommen, als sein altes Leiden mit erneuerter Heftigkeit auftrat. Bis Ende Mai blieb er an Zimmer und Haus gefesselt und erst um jene Zeit konnte er als ziemlich hergestellt betrachtet werden. Da jedoch die Krampfanfälle noch immer anhielten, mußte er sich entschließen, wenn auch unter großen Schmerzen, einen Badeort aufzusuchen. Schon damals trug sich aber sein Geist mit dem großartigen Plane zu seiner späteren Trilogie „Wallenstein" und die gewaltigen Helden des dreißigjährigen Krieges beschäftigten seine Phantasie, während sein Körper unter asthmatischen Brustleiden und Magen-

beschwerden litt, die ihn fast an den Rand des Grabes brachten *). Mit Freuden ging er daher auf das Anrathen seines Hausarztes, Hofrath Dr. Starcke, ein, als Reconvalescent die Thermen Karlsbads zu besuchen, da er während seines Aufenthaltes in Böhmen nähere Studien über den ihn beschäftigenden Heros des dreißigjährigen Krieges zu machen gesonnen war. Dr. Starcke, der mit Recht bei dem Patienten auch während der Cur neue Krampfanfälle voraussah, forderte in Folge dessen seinen Klinikgehilfen, den jungen Dr. Eicke, auf, als medicinischer Beistand den kranken Hofrath Schiller nach Karlsbad zu begleiten. Eicke, der erst in den Sechziger-Jahren unseres Jahrhunderts als neunzigjähriger Greis in dem Braunschweigischen Städtchen Eschershausen starb und vor seinem Lebensende einen ausführlichen Bericht über seinen damaligen Aufenthalt in Karlsbad in die Oeffentlichkeit brachte, kam der Aufforderung nach und begleitete Schiller nach dem weltberühmten Curorte.

Schiller hatte den für ihn so trübseligen Frühling des Jahres 1791 bei seiner Schwägerin, Frau v. Beulwitz, zugebracht und der junge Dr. Eicke reiste dorthin, um sich dem Kranken, der sich mit seiner Frau und deren Schwester zur Cur begeben wollte, vorzustellen. Schiller litt den Mittheilungen des Dr. Eicke nach hauptsächlich an heftigen Brustkrämpfen und bedurfte bei diesen Anfällen eines starken Beistandes, wozu sich der robuste junge Mann besonders eignete. Schon während der Reise nach Böhmen mußte dieser im Wagen dem Patienten gegenübersitzen und denselben, wenn er bei seinen asthmatischen Zufällen zurücksank, an den Händen emporziehen, wobei Schiller stets bereitwillig die Hände entgegenhielt.

In den ersten Tagen des Monates Juli 1791 kam die Ge-

*) „Lange habe ich," schreibt er am 11. Jänner 1791, nachdem er seine „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" vollendet hatte, „nach einem Sujet gesucht, das begeisternd für mich wäre. Endlich habe ich eines gefunden, und zwar ein historisches." Es war der „Wallenstein". (Schon vor ihm hatten jedoch der bekannte belgische Dichter Vernulz und der oldenburgische Geschichtschreiber Halem denselben Stoff zu Tragödien bearbeitet, welche beiden Werke Schiller nicht unbekannt waren, wie zahlreiche Anklänge an dieselben in seiner Trilogie darthun.)

sellschaft in Karlsbad an und Schiller bezog hier in Folge seiner spärlichen Mittel eine bescheidene Wohnung in einem Gasthause dritten Ranges, das den Schild „zum weißen Schwan“ (oder, wie man damals sagte, „zur Schwane“) führte und nicht weit von der neuen Wiese am rechten Tepl-Ufer ziemlich versteckt lag. Die Curliste von 1791 enthält unter Nr. 370 (im Ganzen gab es in jenem Jahre in Karlsbad 563 Curparteien) folgende Aufzeichnung: „Herr Hofrath Schiller nebst Frau von Jena“ und „Ferdinand Eicke aus Eschershausen“, „Kirchengasse Nr. 25, zum weißen Schwan“. Hier begann nun der leidende Dichter die vorgeschriebene Cur, die bald auf seinen geschwächten körperlichen Zustand die günstigste Wirkung äußerte, so daß er sich schon Anfangs August „recht artig“ erholt hatte. Ueberhaupt schildert Dr. Eicke Schiller's Stimmung als mild und freundlich, obgleich mitunter beeinträchtigt von hypochondrischen Anfällen. Schiller vermied im Gegensatz zu anderen, mit ähnlichen Leiden gequälten Kranken von seinem Zustande zu sprechen und kam allen ärztlichen Anordnungen pünktlich nach. Er und die Damen verkehrten in Karlsbad mit den vornehmsten Badegästen, worunter mehrere österreichische hohe Beamte und Generäle sich befanden *). Der Gebrauch der Cur, Spazierengehen, Reiten auf Eseln und der Besuch von Gesellschaften füllte die Zeit aus. Auf den Promenaden wurde der junge Arzt fortwährend von Neugierigen belästigt, die ihn fragten, ob sein Begleiter Schiller sei. Der Buchhändler Göschen aus Leipzig, Schiller's Verleger, machte den Zahlmeister durch häufige Vorschüsse, die Schiller selbst für die Zeit der Krankheit und der Badereise auf circa 1400 Thaler veranschlagte. Die zartfühlende Sorgfalt, womit die Schwestern den Kranken umgaben, war dem Dr. Eicke noch in seinen letzten Lebensjahren lebendig und er erinnerte sich,

*) Das bestätigt Frau v. Wolzogen, indem sie in ihrem „Leben Schiller's“ über den Aufenthalt in Karlsbad sagt: „Er lebte dort sehr eingezogen; die Bekanntschaft mit einigen bedeutenden österreichischen Kriegern interessirte ihn und gab ihm neue Ansichten dieses Standes, in den er, seines „Wallenstein“ wegen, gern hineinschaute.“ Auch der Herzog von Augustenburg, der spätere großherzige Mäcen des Dichters, weilte zu jener Zeit in Karlsbad und erkundigte sich bei der dort gleichfalls anwesenden Jugendfreundin Schiller's, Dora Stock, angelegentlich nach seiner Krankheit, nach seinen Verhältnissen.

daß die Damen mitunter recht heiter waren und es nicht verschmähten, ein Tanzvergnügen mitzumachen.

Da sich zu derselben Zeit auch Goethe und Tiedge, sowie später auch der berühmte Landschaftsmaler J. C. Reinhart, der Schiller seine berühmte Radirung „Landschaft bei Gewitter" widmete, in Karlsbad aufhielten, so fehlte es dem Dichter nicht an anregender Gesellschaft, die sich in ihrer Art gehen ließ und für stets abwechselnde Unterhaltung sorgte. Unter Anderem malte Reinhart unseren Dichter während eines heiteren Ausfluges, und zwar stellte er Schiller auf einem Esel reitend, ein Pfeifchen schmauchend, dar. Er sitzt seitlich, mit einem breiten Krempenhute, einer Jacke, das Beinkleid in Kappenstiefeln, die Rechte führt den Zaum des Thieres, das von dem mit einem Kreuze geschmückten Hirschensprunge niedergeht.

Nicht hoch zu Pferd, nicht auf dem Flügelrosse,
Zu Esel reitet der Prophet bequem;
Betrachtend rings den Wald, die Felscolosse —
Wie dampft der Knaster ihm so angenehm!
Der Esel trägt ihn fromm und ruhig trabend
Und stört ihn nicht, wie der des Bileam!
Am Föhrenduft sich, an der Landschaft labend,
Pfeift leicht er vor sich hin das Epigramm:
„Seltsames Land! hier haben die Flüsse Geschmack und die Quellen,
Bei den Bewohnern allein hab' ich noch keinen verspürt!"

Dieses ziemlich boshafte Epigramm ist es, was die Karlsbader, verwöhnt durch die berühmte Ode Bohuslaw's von Lobkowic, welche ihre Quellen so herrlich besingt, dem Dichter Schiller lange nicht verzeihen konnten und auch heute noch bemühen sich dieselben, die Bedeutung jenes Distichons abzuschwächen *). Doch wer vermag jetzt zu ermessen, welche Kleinlichkeiten des alltäglichen

*) Im Jahre 1868 ließen jedoch die Karlsbader den „weißen Schwan" mit einer Gedenktafel versehen, die dem Vorübergehenden auffällig genug den Aufenthalt Schiller's in Karlsbad während der Saison 1791 in Erinnerung bringt; außerdem wurde der Platz bei Schloß Windsor „Schiller-Platz" benannt und erscheint daher der Vorwurf, daß Karlsbad durch ein vornehmes Ignoriren Schiller's für jene zwei Verse Rache nehmen wollte, seit jener Zeit als ein ungerechtfertigter.

prosaischen Lebens und welche, in Badeorten so häufigen Chikanen den Dichter gegen die Bewohner Karlsbads so sehr aufbrachten, daß er ihnen in seinen Xenien dieses Brandmal aufdrückte? Jedenfalls behagte es ihm in Gottes freier Natur ungleich mehr, als in den engen Straßen und dumpfen Wohnzimmern der alterthümlichen Stadt und sobald er sich durch die Cur wieder einigermaßen gestärkt fühlte, unternahm er weitere Ausflüge in die reizende Umgebung, die zugleich seinen literarischen Studien gewidmet waren.

Vorzüglich zog die nahe Stadt Eger seinen Geist an, denn hier fand jener Heros, mit dessen Schicksalen sich der Dichter eben beschäftigte, sein unerwartetes tragisches Ende. In der ersten Hälfte des Monates August besuchte demnach Schiller die altberühmte Stadt, um daselbst die Oertlichkeiten für Wallenstein's Tod zu studieren. In einem Hause des Marktplatzes neben dem Rathhause in Eger *) nahm der Dichter sein Absteigquartier und durch mehrere Tage (Dr. Eicke spricht von mehreren Wochen, was sich aber jedenfalls nur auf den Aufenthalt in Böhmen überhaupt beziehen kann) widmete er sich hier sorgfältigst jenen Studien, die sich im „Wallenstein“ so leicht wiedererkennen lassen. Vor Allem besuchte er das Pachhelbel'sche Haus, worin Wallenstein am verhängnißvollen 24. Feber 1634 von Mörderhand fiel, und, erfüllt von den Plänen zu seiner Tragödie, verweilte er durch längere Zeit in dem Mordzimmer, wo man ihm des großen Herzogs Schwert, dessen Bildniß und die Hellebarde, mit der derselbe erstochen worden sein soll, zeigte **).

---

*) Dieses Haus, gegenwärtig mit Nr. 2 bezeichnet, gehörte durch Jahrhunderte lang dem bekannten Egrischen Patriziergeschlechte der Junker von Seeberg und ist seit dem 9. Mai 1866 durch eine schwarzmarmorne Gedenktafel mit goldener Inschrift zu Ehren des Dichters und seines Aufenthaltes in Eger bezeichnet. Nur enthält diese Tafel, die aus dem genannten Anlasse von den beiden dortigen Gesangvereinen und dem Turnverein gespendet wurde, irrthümlicherweise die Jahreszahl 1798 statt 1791.

**) Schiller wurde dazumal noch in das eigentliche Mordzimmer in der linken Eckstube im Vorderhause geführt und nicht in die Stube im Hinterhause, die man erst seit 1850 lächerlicher Weise den Fremden als den Schauplatz der Tragödie zeigt, weil jenes Eckzimmer als Bureau des Bürgermeisters eingerichtet

Während dieses Aufenthaltes in Eger wurde der Dichter bei seinen Nachforschungen nach den Denkwürdigkeiten aus des Friedländers Epoche auf das gräflich Waldstein'sche Schloß in Dux aufmerksam gemacht, wo er in den dortigen reichhaltigen Sammlungen eine ergiebige Ausbeute für seine Zwecke machen dürfte. Dux mußte daher auf dieser Reise gleichfalls besucht werden, und so wurde bald darauf von Karlsbad ein Abstecher nach dem berühmten Schlosse unternommen. Graf Karl Josef von Waldstein empfing den Dichter auf das Zuvorkommendste und stellte ihm alle seine Sammlungen, seine Bibliothek und sein Archiv zu Gebote. Er unterhielt sich zugleich längere Zeit mit Schiller über seinen glorreichen Ahnherrn, den der Dichter dramatisch verherrlichen wollte, obwohl er in vielfacher Beziehung den Ansichten Schiller's über den Helden des dreißigjährigen Krieges opponiren mußte. Schiller stand nämlich dem Nachkommen desselben mit der unverholenen Ueberzeugung von Wallenstein's Schuld gegenüber, was nicht eben angenehm für den Grafen sein mochte, der des Friedländers Namen und Wappen führte. Schiller hegte jedoch anderseits auch eine innere Ehrerbietung gegen Wallenstein und dessen Verdienste um den Kaiser; daher die vielen und warmen patriotischen Anklänge in Schiller's Drama. Der Dichter wagt es nicht einmal, den bereits in Treulosigkeit befangenen „Capo über alles kaiserliche Volk" (wie das Patent Ferdinand's II. ihn nennt) bürgerlich zu brandmarken; sondern läßt seinen Helden, poetischer und edler, durch die Gestirne zum Abfalle vom Hause Oesterreich hingerissen werden.

Eine andere interessante Begegnung in Schloß Dux hatte Schiller mit dem berüchtigten Abenteurer Johann Jakob Casanova de Seingalt, der nach seinen Kreuz- und Querzügen durch Europa an dem Grafen einen Protector fand und auf dessen Schlosse ein üppiges Leben führte. Auch mit dieser Berühmtheit der damaligen Zeit hatte der Dichter mehrfache Unterredungen und ließ sich von ihm in der Umgegend von Dux

---

wurde. Die Egerer wurden bereits öfter aufgefordert, dieses Lalenburger Stücklein wieder gut zu machen, doch bisher stets erfolglos. Bemerkt sei noch, daß Schiller auch im Schlosse zu Dux eine Hellebarde als das Mordinstrument, mit welchem der Herzog von Friedland getödtet worden, zu sehen bekam.

herumführen und mit deren Besonderheiten vertraut machen. Daß übrigens ein derart unruhiger Geist und wenig edler Charakter, wie jener Casanova's, auf unseren Dichter keinen günstigen Eindruck üben konnte, läßt sich leicht erklären und nur die Zudringlichkeit des alternden Abenteurers, der sich in dem Glanze von Schiller's aufsteigendem Ruhme sonnen wollte, machte ihn während seines Verweilens in Dux zum steten Begleiter desselben. Nachdem Schiller seine Studien in Schloß Dux über Wallenstein vollendet hatte, nahm er von dessen gastfreundlichem Besitzer herzlichen Abschied und kehrte nach Karlsbad zurück, um daselbst die letzte Periode seiner Cur durchzumachen.

Seine Gesundheit war nun so sehr gekräftigt, daß bald darauf an die Heimkehr von den belebenden Thermen gedacht werden konnte. Aber Schiller nahm sich vor, seinen Aufenthalt in dem sagenreichen Böhmen auch auf die Hauptstadt des Landes. das hundertthürmige Prag, auszudehnen, auf jene Stadt mit dem königlichen Schlosse, wo der dreißigjährige Krieg, den Schiller mit so lebhaften und ergreifenden Farben geschildert hatte, inaugurirt worden war und wo des Herzogs von Friedland Palast zu den ersten Sehenswürdigkeiten der Kleinseite Prags zählt. Zudem hatte Böhmens Hauptstadt neben ihren unzähligen historischen Merkwürdigkeiten für den Dichter auch noch einen anderen Werth, indem die Prager Bühne zu jenen zählte, die Schiller's dramatische Werke stets zuerst zur Aufführung brachte und dem Dichter auch in Oesterreichs ziemlich abgesondertem Gebiete zur Popularität verhalf. Vorzüglich waren es die Darstellungen der „Räuber" und des „Don Carlos", welche sich bei den Pragern einer enthusiastischen Aufnahme erfreuten und den Namen des Dichters zu den bekanntesten in Oesterreich machten. „Don Carlos" wurde auf der Prager Bühne (das ständische Theater führte dazumal den Titel „National-Theater", obwohl auf demselben nur in deutscher Sprache gespielt wurde) noch in demselben Jahre, in welchem der Dichter das Stück vollendete, nämlich 1787, zur Aufführung gebracht, und zwar in der ursprünglichen Form in Prosa, wie dies Stück auch in Leipzig und Dresden aufgeführt worden war.

Zu diesen Beweggründen des Dichters, Prag zu besuchen, gesellte sich außerdem die Sehnsucht der beiden Damen und des

Dr. Eicke, die großartigen Vorbereitungen zur baldigen Krönung des Kaisers Leopold II. in der Landeshauptstadt Böhmens in Augenschein zu nehmen, und so brach die Gesellschaft in der zweiten Hälfte des Monates August von Karlsbad auf und zog in schwerfälliger Reisecalesche in das Innere des Landes, wo ihr bald aus der Ferne die hundertthürmige Přemyslidenstadt mit dem Hradschin entgegenwinkte.

Prag präsentirte sich dem Dichter aus Anlaß der bevorstehenden Feierlichkeiten in glänzendem Festgewande und machte daher auf die Angekommenen einen sehr freundlichen Eindruck, denn die geschmückten und durch die vielen Fremden äußerst belebten Gassen und Plätze der Stadt gestalteten Prag in jenen Tagen zu einer wahren Großstadt. „Herr von Schiller" (wie der Dichter nach dem in Oesterreich geltenden Gebrauche titulirt wurde) zählte hier viele Verehrer seiner Muse, die ihm überall einen würdigen Empfang bereiteten. Mit der zuvorkommendsten Freundlichkeit wies man dem genialen Dichter alle Stätten und historischen Denkmale, die auf den dreißigjährigen Krieg und auf den Friedländer Herzog Bezug hatten. Bald war in den schöngeistigen Kreisen Prags die Ankunft Schiller's bekannt und auf allen Schritten wurde er mit der größten Ehrfurcht behandelt. Auch das ständische Theater, das zu jener Zeit unter Guardasoni's Leitung eines guten Rufes sich erfreute, beehrte der Dichter mit mehrmaligem Besuche; ob aber während seines Verweilens in Prag ein oder das andere Drama Schiller's dem Dichter zu Ehren auf die Bühne gebracht wurde, finden wir in den damaligen Prager Blättern, die noch keine Theaterzettel und auch keine Referate über Theatervorstellungen brachten, nirgends verzeichnet, obwohl bei der großen Beliebtheit, deren sich Schiller's Werke in Prag erfreuten, und bei der vielfach geäußerten Pietät der Prager gegen den Dichter daran nicht zu zweifeln ist.

Unter jenen Persönlichkeiten in Böhmens Hauptstadt, an welche Schiller von seinen Freunden und Gönnern empfohlen worden war, ragte besonders der kunstsinnige Graf **Prokop Lažanský**, damals Obersthoflehenrichter in Böhmen, hervor. Derselbe, ein eifriger und renommirter Mäcen der Künste und Wissenschaften in Prag, fühlte sich durch den Besuch Schiller's

hochgeehrt und diente ihm vom ersten Augenblicke an bis zur Heimreise als Führer durch die alterthümliche Hauptstadt. Bei einem solchen Gange wurde dem Dichter eine Ovation zu Theil, die ihn gerade an dieser Stelle umsomehr freuen mußte, als dieselbe eine durchaus spontane und aus dem Volke hervorgegangen war. Als Schiller nämlich in Begleitung des Grafen Lažanský auf dem Altstädter Ringe erschien, um das durch die Execution vom 21. Juni 1621 denkwürdige Rathhaus zu besichtigen, hatte sich die Nachricht von dem bevorstehenden Besuche Schiller's auf dieser Stätte bereits früher unter den zahlreichen Verehrern des Dichters verbreitet und schaarenweise strömten dieselben zum Haupteingange des Altstädter Rathhauses, um auch die Persönlichkeit des ihnen so werthen Dichters kennen zu lernen und ihm ihre Huldigung darzubringen. Schiller konnte sich durch die Menge kaum Bahn brechen und als er auf der erhöhten Treppe am Eingange erschien und mit seiner hohen Gestalt die Menge überragte, scholl ihm aus hundert Kehlen ein donnerndes „Hoch!" entgegen.

Vom Rathhause begab sich Schiller nach gründlicher Besichtigung des historisch denkwürdigen Ringplatzes in die geschichtlich nicht minder interessante Theinkirche, die als die einstige Hauptkirche der böhmischen Kelchner große Anziehungskraft für den Dichter hatte. Daß Graf Lažanský mit seinem werthen Gaste auch den berühmten Judenfriedhof nicht unbesucht ließ, brauchen wir kaum erst erwähnen zu müssen. In der Kleinseite war die größte Aufmersamkeit Schiller's auf das Waldstein'sche Palais, diesen langjährigen Schauplatz seines großen Helden, gerichtet, in dessen Räumen und ausgedehntem Garten er auch zu öfteren Malen stundenlang verweilte und den Geist des großen Friedländers an seinem inneren Auge vorbeiziehen ließ. Nicht minder widmete er mehrere Besuche der königlichen Burg auf dem Hradschin, wo ihn vorzüglich die alte Landtagsstube und die königliche Kanzlei, der Schauplatz des Fenstersturzes, interessirten.

Graf Lažanský machte seinen Gast zugleich mit allen hervorragenden Persönlichkeiten Prags bekannt und führte den Dichter auch dem damaligen Professor der Aesthetik und der classischen Literatur an der Prager Universität, dem durch seine zahlreichen Schriften

bekannten und durch seine freisinnigen Grundsätze bei der studierenden Jugend sehr populären Schriftsteller August Gottlieb Meißner (dem Großvater des Dichters Alfred Meißner), auf. Der gelehrte Professor, der unter den Schöngeistern des damaligen Prag für eine große Autorität galt, wohnte zu jener Zeit in der Jesuitengasse im sogenannten Schönfeld'schen Hause (dessen Besitzer, der bekannte ständische Buchdrucker v. Schönfeld, daselbst eine berühmte Sammlung von Alterthümern, zumeist Reste der Rudolfinischen Kunstkammer, aufgestellt hatte) und nahm den Dichter der „Räuber", des „Don Carlos", der „Cabale und Liebe" u. s. w. mit einer ziemlich kühlen Huldigung auf. Erst bei den späteren Besuchen thaute der kalte Professor etwas auf und begleitete Schiller auf dessen Spaziergängen durch die herrliche Stadt. In seinen hinterlassenen Memoiren, die Alfred Meißner in seinen „Rococo-Bildern" verwerthete, erwähnt er eines kleinen Abenteuers, das sich bei dieser Gelegenheit zutrug.

„Eines Abends," so erzählt Alfred Meißner nach den handschriftlichen Aufzeichnungen seines Großvaters und nach öfterer Mittheilung seines Vaters, „waren sie auf das sogenannte „kleine Venedig", die jetzige Schützen-Insel, gegangen, mein Vater, damals ein sechsjähriger Knabe, begleitete sie. Man gelangte zur Insel auf einer Fähre. Von der „Appareille", wo man anlegte, führte eine schöne Allee bis zum Schützenhause, auf einem Roste von Eichenstämmen erbaut. Es war eben lebhaft dort, Büchsen knallten in den Ständen; nachdem Schiller sich die Säle des oberen Stockwerkes angesehen, die an allen Wänden mit durchschossenen Scheiben decorirt waren, ging man ein Glas Bier trinken unter den grünen, schattenden Bäumen und horchte der Musik. Da stand denn auch zur Belustigung des Volkes ein Ringelspiel und Schiller ließ den Knaben auf ein Pferd steigen, gab ihm das Rapier in die Hand, damit er nach dem Türkenkopfe stoße, endlich legte er selbst Hand an, um die Drehscheibe in raschere Bewegung zu setzen. Eine Weile ging Alles gut, nun aber legte sich Schiller gar zu heftig an, die Scheibe kam allzusehr in Schwung, der Knabe fiel herab und lag blutend und schreiend da. Gleich darauf wurde er bewußtlos, er hatte sich ein fürchterliches Loch in den Kopf geschlagen. Zeitlebens trug mein Vater die Narbe an der

Stirne, hart über dem linken Auge, die ihn an Schiller's Besuch im Elternhause und an dessen Mitwirkung am Ringelspiel erinnerte."

Außerdem schreibt A. G. Meißner in seinen Memoiren über das Aeußere Schiller's zu jener Zeit Folgendes: „Es war eine hagere, hoch aufgeschossene Gestalt, bleich, sommersprossig, von vorgebeugter Haltung, das röthliche Haar in einen Zopf gebunden, im Benehmen von einer gewissen Unbeholfenheit, in seinen Bewegungen eckig, sogar linkisch." Für dieses, sichtlich unter dem Eindrucke der unliebsamen Affaire auf der Schützen-Insel entstandene, nicht sehr schmeichelhafte Gemälde, sowie für die kühle Aufnahme Seitens des von seiner Bedeutung in der deutschen Literatur gar zu hoch denkenden Prager Professors rächte sich Schiller später in den Xenien durch ein beißendes Epigramm auf Meißner's vornehmstes Werk, den zu jener Zeit viel gelesenen Roman „Alcibiades", das folgends lautet:

Alcibiades.

Kommst Du aus Deutschland? Sag' an, ob Du wirklich ein solcher
Hasenfuß bist, wie man bei Euch in Gemälden Dich zeigt! *)

Alfred Meißner, der in letzterer Zeit vielfache Anstrengungen macht, um den ehemaligen Schriftstellerruhm seines Großvaters der Vergessenheit zu entreißen, meint von diesen Versen, daß sie „metrisch ungeheuerlich und auch sonst nicht besonders geistreich" sind und „eben kein gar freundliches Gastgeschenk von einem Manne waren, dem während seiner Anwesenheit in Prag viel Freundlichkeit von A. G. Meißner bezeugt worden war und der noch dazumal durch seine Ungeschicklichkeit das Leben seines Kindes gefährdet hatte". Uns dagegen scheinen jene Verse Schiller's sehr wenig auf jene mit so großem Aplomb von dem parteiischen Enkel wiederholt herausgestrichene Freundlichkeit des „kalten, ernsten" Herrn Professors hinzudeuten, über welchen unser Urtheil übrigens kein alleinstehendes ist, da es sowohl in den Aeußerungen der

*) Unter den „unsittlichen" Büchern, welche der Präsident der geistlichen Hofcommission unter Josef II., Freiherr von Kressel, nach seiner Visitation des Generalseminars in Prag 1787 den Alumnen verbot, befand sich auch Meißner's „Alcibiades" neben Goethe's „Werther's Leiden".

Zeitgenossen, als auch in Literaturgeschichten im ähnlichen Sinne Ausdruck gefunden hat. —

Nach einem Aufenthalte von vierzehn Tagen schied der Dichter von der ihm so lieb gewordenen Hauptstadt Böhmens, die so viele reale Eindrücke in ihm zurückließ, wie sie sich an vielen Stellen seines „Wallenstein" wiederspiegeln. Seine körperlichen Kräfte waren so sehr erstarkt, daß er künftighin keine Heilorte mehr besuchen mußte, und so kehrte Schiller mit seinen Angehörigen und Dr. Eicke, der die ganze Zeit hindurch von der Seite seines Patienten nicht gewichen war, über Karlsbad und Rudolstadt nach Jena zurück, wo der junge Arzt Abschied nahm, um später nie wieder mit Schiller in Berührung zu kommen. Ueber die äußere Erscheinung des Dichters konnte Eicke in seinem hohen Alter nur wenig Auskunft geben; er erinnerte sich nur, daß derselbe sein „semmelblondes Haar" lose trug und von schmächtiger Gestalt war.

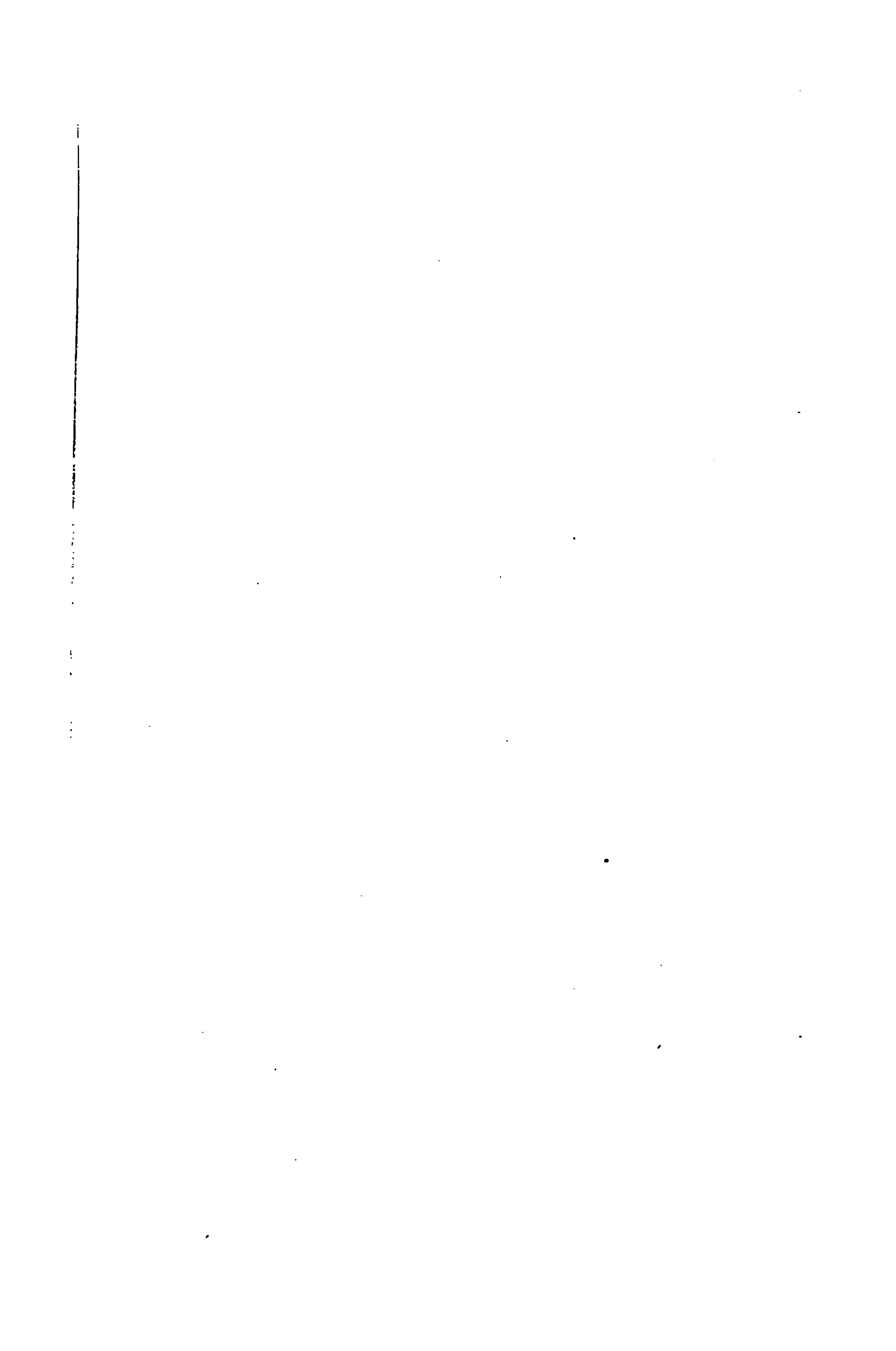
Während Schiller noch in Karlsbad weilte und von seiner Krankheit sich zusehends erholte, verbreitete sich in Deutschland das Gerücht, der Dichter sei bereits seinem Leiden erlegen, was um so mehr geglaubt wurde, als Schiller's schwächliche Gesundheit allgemein bekannt war und der letzte schwere Krankheitsanfall in Jena das erwähnte Gerücht zu bestätigen schien. Im Sommer jenes Jahres fand daher jene seltsame Feier zu Hellebek, dem nördlich von Kopenhagen gelegenen Seeorte, statt, jene Feier, die sich aus einem Freudenfest bei der plötzlich angekommenen Nachricht von seinem Tode in ein Todtenfest für den Dichter verwandelte. Baggesen, der junge Freund Schiller's von Jena, stimmte das hohe Lied an die Freude in eine Mahnung an die Unsterblichkeit um, indem er rief: „Jede Hand emporgehoben! Schwört bei diesem treuen Wein: Seinem Geiste treu zu sein bis zum Wiederseh'n dort oben!" Doch der Dichter wandelte noch unter den Lebenden, ja, neu gestärkt und gekräftigt verließ er die Heilquellen Karlsbads. Als er von Neuem in Jena auftrat, kam er sich selbst und Anderen wie ein Wiedererstandener vor; er war noch Er selbst, aber fast verklärt, wie sein Biograph Gustav Kühne schreibt; in Erscheinung, Wort und Geberde lag etwas Ueberirdisches; electrisch berührte, was er sprach und that, und von da ab sprachen Zeitgenossen von

seiner hohen transparenten Stirn, deren zerbrechliche Hülle eine vestalische Flamme des Geistes durchleuchtete.

Sein „Wallenstein" blieb freilich noch Jahre lang im Stadium des Werdens; noch im Jahre 1796 klagte er Körner, das Werk liege form- und endlos vor ihm, und erst im November 1797 stand der Entwurf des Stückes fest und erlebte seinen Beginn in Jamben. Schiller begann jedoch den „Wallenstein", ohne die Absicht zu einem getrennten Vorspiel und einem Zwischenspiel zu haben, wie letzteres sich als „Die Piccolomini" selbstständig als Schauspiel ausweitete. Er begann den Stoff concentrirter, mithin dramatischer zu gestalten. Im September 1798 hatte sich endlich aus dem ewig gährenden Chaos der Arbeit der Prolog selbstständig gelöst und war fertig geworden als besonderes Stück; im October war auch dem Zwischenspiel mit neuen Gestalten und Motiven selbstständiger Gehalt gegeben. Am 1. Mai 1798 war das „Lager" allein in Weimar zuerst über die Bretter gegangen, zu Ende Jänner 1799 „Die Piccolomini", im April desselben Jahres erst der „Tod Wallenstein's". Auf der Prager Bühne wurde letzteres Stück gleichfalls im Jahre 1799 zum ersten Mal gegeben und gehört heute noch sowohl im deutschen als auch im böhmischen Theater zu den beliebtesten Repertoirestücken.

Daß Schiller bei seinen historischen Forschungen in Böhmen auch Schloß Náchod im Nordosten des Landes besucht habe, um daselbst Studien über die Piccolomini (seit 1634 Besitzer der Herrschaft Náchod) zu pflegen, beruht auf einer bloßen Tradition, für deren Glaubwürdigkeit nicht eine einzige gleichzeitige Aufzeichnung angeführt werden kann. Gerade die Partien über die Piccolomini sind bekanntlich in Schiller's Werk vom historischen Standpunkte die schwächsten, denn einen Max Piccolomini gab es überhaupt nicht und Silvio Piccolomini, der dem Dichter für seinen Helden vorgeschwebt haben mag, war nicht der Sohn, sondern ein Neffe des Ottavio Piccolomini (der zur Zeit der Ermordung Wallenstein's erst 35 Jahre alt war), nahm nach der Katastrophe des Friedländers an den Belohnungen, welche der Kaiser den Hauptleuten zukommen ließ, theil, fiel aber am 6. September 1634 in der Schlacht bei Nördlingen. Das Wahrscheinlichste ist daher, daß Max, sowie Thekla bloße Phantasiegebilde des Dichters sind.

Die
Rudolfinische Kunstkammer in Prag.



Die Rudolfinische Kunstkammer in Prag.

Nie hatte Prag der landläufigen Meinung nach ein größeres Anrecht auf das Epitheton des „goldenen“, als zu Lebzeiten Kaiser Rudolf's II. Wohl ist dabei mehr an das berüchtigte alchemistische Gold, als an das edle Metall aus dem Schoße der Mutter Erde zu denken, doch selbst in jener etwas anrüchigen Form weiß sich das Rudolfinische Zeitalter bei dem großen Haufen in gutem Andenken zu erhalten. Rudolf II. war wohl kein Herrscher, dem die Geschichte als Staatsmann oder auch nur als Politiker einen hervorragenden Platz einzuräumen hätte; doch als Kunstmäcen und Förderer der Wissenschaften führt man ihn bisher willig in der nächsten Nähe der Mediceer an. Aber auch hier muß die neuere Forschung, will sie anders der Bedeutung der wahren Kunst und Wissenschaft gerecht werden, die bisherige Verhimmelung des Rudolfinischen „goldenen“ Zeitalters auf ihr wahres Maß zurückführen.

Ist gegenwärtig der ethische und künstlerische Werth der „goldenen“ Epoche der čechischen Literatur, die eben unter Rudolf II. ihren Höhepunkt erreicht haben sollte, dahin richtig gestellt, daß dieser Periode der tristen Reimereien eines Lomnický von Budeč, der langweiligen und unverdaulichen Perioden sämmtlicher damaligen Prosaiker viel eher der Beiname einer „thönernen“ beizulegen ist: mit eben so großem Rechte muß man auch vom kunstgeschichtlichen Standpunkte Illusionen zerstören, die nur ein Ausfluß irriger Ansichten über das Rudolfinische Zeitalter sind. Am allerwenigsten vermag dasselbe einen Vergleich mit der Bedeutung und den Leistungen der mediceischen Periode auf dem classischen Boden Italiens auszuhalten. Während dort schöpferische Geister ihrem Jahrhunderte durch unvergänglich schöne Werke den Stempel des Genies aufdrückten, finden wir hier nicht viel mehr als das Wirken

bloßer Nachahmer, ohne Einfluß auf die weitere Kunstentwicklung und höchstens durch die Masse oder durch lobenswerthes Sammeln des anderweitig Gebotenen wirkend. Nur in dieser letzteren Beziehung allein gebührt Anerkennung dem Rudolfinischen Zeitalter; der Sammelgeist Rudolf's II., ob er sich nun auf Kunstgegenstände oder auf die Künstler selbst bezieht, steht in der Geschichte ohne zahlreiche Beispiele da.

In dieser Richtung wollen wir Rudolf's II. Wirken näher beleuchten und was böte uns reicheren und interessanteren Stoff hiezu, als jene weltberühmte Kunst- und Schatzkammer, die der kaiserliche Mäcen in den weiten Sälen seiner Burg am Hradschin zu Prag durch sechsunddreißig Jahre wie seinen Augapfel hütete und deren fernere Schicksale einem wahren Sensationsromane gleichen? Jene einzig in ihrer Art dastehende Schöpfung, die nicht nur den zweideutigen Triumph erlebte, fast alle großen Cabinete Europa's mit Meisterstücken der Malerei und Plastik bereichert zu haben, sondern auch im 17. Jahrhundert gewissermaßen eine politische und kriegsgeschichtliche Bedeutung besaß? So sehr waren nämlich die Augen des damaligen Europa auf diesen Schatz in Prag gerichtet, daß der Schlußact des dreißigjährigen Krieges — der verrätherische Ueberfall der Kleinseite Prags durch die Schweden — allein der kaiserlichen Kunstkammer galt, denn auf einen geheimen Wink Oxenstierna's wurde noch im Momente des westphälischen Friedensschlusses der Raubzug gegen Prag unternommen, um die Schätze des Hradschins nach Schweden als Kriegsbeute entführen zu können.

Noch harrt selbst die pragmatische Geschichte des Rudolfinischen Cabinets ihres kundigen Bearbeiters, denn vereinzelte Notizen sind es blos, die Nachricht von dem Ursprunge und den Schicksalen desselben geben; umsoweniger ist die kunst- und culturgeschichtliche Bedeutung richtig gestellt, die bisher auf Kosten der Wahrheit dem „goldenen" Zeitalter Böhmens beigemessen wurde. Einen Beitrag in ersterer Beziehung zu liefern, ist die Aufgabe des gegenwärtigen Aufsatzes, der dann auch Bausteine zur Herstellung der letzteren abgeben soll. —

Im Alter von vierundzwanzig Jahren bestieg Rudolf II. 1576 den Thron seiner Väter. Ausgestattet mit mancherlei Vorzügen

des Geistes, aber erzogen und gebildet als muthmaßlicher Thronerbe von Spanien nach der damals am Hofe Philipp's II. üblichen ascetischen Weise, gab er sich im weiteren Verlaufe einer wenig thatkräftigen Jugend fast willenlos jenem Phlegma hin, das den Grundton seines Charakters bildete und zuletzt in förmliche Geschäftsscheu ausartete. Ruhige Beschäftigung im eng gezogenen Kreise der eigenen Ideen wurde ihm zur Leidenschaft, die wohl einen reichen Privatmann zieren mag, aber bei einem Herrscher nur auf Kosten seiner eigentlichen hohen Aufgabe ihren schädigenden Einfluß übt.

Der Besitz jener großen politischen Macht, die damals der römisch-deutsche Kaiser und gekrönte König von Böhmen und Ungarn immerhin noch ausübte, hatte keinen Reiz für ihn — Rudolf II. blieb auch auf dem Throne treu seinen ursprünglichen Neigungen, die auf dem Hradschin zu Prag nur zu reiches Material für ihre Pflege vorfanden.

Böhmen erfreute sich bei seinem Regierungsantritte eines bereits mehr als hundertjährigen Friedens, die Nachklänge der husitischen Stürme, der Jagellonischen Wirren waren unter der festen Regierung des ersten Habsburgers auf Böhmens Throne, Ferdinand I., längst verhallt, die auch in kirchlicher Beziehung tolerante Periode Maximilian's II. hatte das Land zu einem wahren Musterstaate an Cultur und allgemeiner Bildung erhoben. Prag war bereits damals ein Sammelpunkt regen Geisteslebens, dem nur noch eine lockende Anziehungskraft für das Ausland fehlte. Rudolf II. wurde zu diesem Brennpunkte.

Wohlgefallen findend an der weitläufigen königlichen Prager Burg, mit der sich jene zu Wien nicht entfernt messen konnte, schlug er in derselben seine Residenz auf, ohne dieselbe je mehr zu verlassen. Hier richtete er sich nach seiner Art behaglich ein und gab sich seinem angebornen Phlegma und seinen bisherigen Beschäftigungen in solchem Maße hin, daß er — wie charakteristisch für seine Gleichgiltigkeit in Regierungssachen — erst nach langem Zögern und vielem Drängen der Landesofficiere die Reise nach Mähren antrat, um sich auch von den dortigen Ständen huldigen zu lassen.

Kunstgenüsse, gleichviel ob echt oder falsch, waren ihm zum Lebensbedürfniß geworden und zogen ihn von den wichtigsten Regierungsgeschäften immer wieder in ihre Kreise zurück. Die Hradschiner Burg war der ununterbrochene Schauplatz seines Wirkens und fast möchte man sich versucht fühlen, seine Vorliebe für diesen Herrschersitz auf eine astrologische Ursache zurückzuführen, ähnlich jenen Weissagungen, von denen die eine Rudolf davon abhielt, sich zu vermälen, während die andere ihm stetes Mißtrauen gegen seine nächsten Blutsverwandten einflößte *).

Doch erklärt sich jene Vorliebe auf natürlichem Wege durch die Verhältnisse, die der Kaiser in der nächsten Umgebung des Hradschiner Hofes, unter den Magnaten Böhmens vorfand. Er selbst hegte von frühester Zeit an große Neigung zur Malerei, Bildhauerei, Mosaikarbeit, und unter den Wissenschaften selbst beschäftigte ihn, wie sein Biograph Gindely anführt, sehr viel Chemie und Astronomie, obwohl letztere zwei Wörter richtiger durch Alchemie und Astrologie wiedergegeben wären. Ein ähnlicher Hang beseelte damals die meisten der ersten Cavaliere des Landes, von denen sich viele großen Ruf als Mäcene erworben haben.

In einer solchen Umgebung und in einer ihm so verwandten Atmosphäre mußte sich wohl Rudolf bald heimisch fühlen und dies umsomehr, als die königliche Burg auf dem Hradschin schon durch seine Vorfahren zu einer Stätte der heimischen Kunst geschaffen worden war. Karl IV., Wladislaw der Jagellone und Ferdinand I. waren ja ruhmvolle Vorbilder für Rudolf's Geist und Neigungen; der Dom des ersteren, der alte Schloßtheil des zweiten, sowie das Belvedere des letzteren boten gewiß herrliche Beispiele für Nacheiferung, die bei Rudolf II. sonst auch ohne solche Wegweiser existirte. Ja, Karl IV. konnte als directes Muster eines Sammlers von Kunstgebilden gelten, da er zahlreiche byzan=

*) Von der Astrologie soll ihm geweissagt worden sein, es drohe ihm von seinen eigenen Kindern Unglück. An seinen natürlichen Söhnen erlebte der Kaiser in der That wenig Freude. Einer derselben, Don Carlos, wurde zu Wien bei einem Raufhandel erschlagen, die Schicksale des zweiten, des Wüstlings Don Julius Cäsar's, sind nur zu bekannt, wenn es auch gegenwärtig als ein Märchen erwiesen ist, daß Rudolf dem Letzteren zu Krumau die Adern in einem warmen Bade öffnen und ihn verbluten ließ.

tinische, italienische und deutsche Gemälde nach Böhmen brachte, um mit denselben den Prager Dom — darunter die herrliche Veronica — und die Burg Karlstein zu schmücken.

Auch das Beispiel des Erzherzogs Ferdinand von Tirol, des Gemals der schönen Philippine Welser, der durch fünfzehn Jahre Statthalter in Böhmen gewesen und als solcher einen großen Einfluß auf die Entwicklung der Künste genommen, welche kunstsinnige Richtung er später durch die Gründung der herrlichen Sammlungen und der durch halb Europa gepriesenen Kunst- und Wunderkammer von Ambras bewiesen, konnte nicht ohne Einfluß auf den Kaiser bleiben. Ebenso war Maximilian II. bei seinem friedfertigen Sinne ein großer Freund der Literatur und Künste, wie seine zahlreichen Sammlungen in der Wiener Hofburg bezeugten, für die er daselbst 1558 eine eigene „Kunstkammer“ herrichten ließ; er gefiel sich aber zugleich in Eigenheiten und Abnormitäten, wovon seine so häufigen, hochromantisch aufgeputzten Hoffeste, weiter sein Löwenzwinger auf dem Hradschin in Prag, der unter ihm bald zu einer der großartigsten Menagerien Europa's umgeschaffen wurde, hinlänglich Zeugniß ablegen. Dieser Neigung seines Vaters hatte wohl Rudolf II. zumeist seine Leidenschaft für das Sammeln von Kunstgegenständen aller Art zu verdanken. In der Hinterlassenschaft Maximilian's zu Wien und auf dem Hradschin fand derselbe daher bereits die ersten Grundlagen für seine späterhin so berühmte Schöpfung, die er gleich im ersten Jahre seiner Regierung durch Uebertragung der Kunstsammlungen seines Vaters von Wien nach Prag vervollständigen ließ *).

In Folge dieser Kunstliebhaberei sehen wir den Kaiser bald in Verbindung mit Künstlern und Antiquaren, die dem jungen Herrscher gerne ihre Dienste anboten. Unter den letzteren hatte einer sowohl bereits einen vortheilhaften Ruf erlangt, als auch schon Ferdinand I. und Maximilian II. vielfache Dienste geleistet.

*) Auch später noch gelangten viele Kunstschätze von Wien nach Prag; so finden wir in den Hofausgaben von 1585 den Posten: „dem Hofkammerrath David Hagen, der etliche Antiquitäten aus des Doctors Sambuci (Hofhistoriograph, † 13. Juni 1584 in Wien) seligen verlassenschaft von Wien nach Prag gebracht. Zeehrung 15 fl.“ Und weiter beim Jahre 1603: „Etlich fuhrleut, welche Gemähl von Wien nach Prag geführt, 30 fl.“

Es war dies Jakob v. Strada, ein Mantuaner, der sich mit Leidenschaft auf das Studium der Antiquitäten und Münzen geworfen hatte und mehrere gehaltvolle Werke über diese Materien schrieb. Er war einer der Ersten, welche das Studium der alten Münzen und Medaillen und anderer Kunstwerke zum Behufe der Geschichte anwendeten und empfahlen, und so gleichsam die Begründer der Alterthumskunde als Wissenschaft wurden. Er unternahm häufige Reisen, um antike Münzen und Kunstgegenstände zu sammeln, die er in seinem Museum vereinigte und dann später größtentheils in Deutschland vortheilhaft verkaufte, wodurch der zwar sehr einträgliche, aber für Italien höchst nachtheilige Kunsthandel eingeleitet wurde, der sich in der folgenden Zeit immer mehr ausbreitete. Im Jahre 1565 treffen wir ihn zum ersten Male am Wiener Hofe, wo er, wie die Hofacten beweisen, als Hofbaumeister, doch schon im nächsten Jahre als „Antiquarius" des Kaisers Maximilian II. erscheint. Diese neu creirte Stelle eines Auffehers über die kaiserliche Kunstkammer war mit dem jährlichen Solde von 100 fl. dotirt, eine Summe, die es erklärlich macht, daß Strada auch in dieser Stellung seinem früheren einträglichen Geschäfte oblag. So vermittelte er für den Herzog Albrecht von Baiern 1567 in Italien zahlreiche Käufe von Kunstgegenständen (darunter die Sammlung des Andrea Loredano in Venedig) und unterhielt auch sonst emsig seine früheren Verbindungen, wobei ihm sein Sohn Octavio rege an die Hand ging, wie aus deren im k. k. Hofarchiv zu Wien erhaltenen zahlreichen Correspondenzen zu ersehen. Durch fünf Jahre bekleidete er sein Amt am Hofe zu Wien, in welcher Stellung ihn auch der Kronprinz Rudolf kennen lernte, aber nicht genügende Unterstützung Seitens des Kaisers hieß ihn nach einem anderen Asyle sich umsehen *). Maximilian empfahl ihn durch Schreiben vom 30. Juni 1573 dem Stadtrathe zu Straßburg als einen Mann, der bereits durch viele Jahre Antiquitäten, vorzüglich aber Grabinschriften, Statuen und marmorne Kunstwerke sammle und dies Alles in sieben großen Büchern beschrieben habe. Der Kaiser erwähnt in jener Zuschrift weiter,

*) Maximilian mußte um diese Zeit aus Geldnoth sogar den werthvolleren Theil seiner Sammlungen an einige niederösterreichische Herren verpfänden, von denen sie Rudolf II. später wieder einlöste.

er selbst habe die Kunstsammlungen Strada's öfter in Augenschein genommen und wisse ihren Werth zu schätzen; da aber die bisherige Unterstützung dem Künstler nicht mehr genüge, so möge ihm die Stadt Straßburg zur Durchführung von dessen Plänen behilflich sein. Der Erfolg dieser Anempfehlung ist uns nicht näher bekannt, da wir aber in den Hofregesten vom Jahre 1574 unter den Ausgaben des Hofes die Aufzeichnung vorfinden: „dem Jakob v. Strada, röm. kais. Maj. Antiquar auf 12 Pilder Köpff und ein Prustbild, welche S. Maj. von ihm im 73. Jahre hat Abnehmen lassen 810 fl.", — so kann daraus geschlossen werden, daß Strada auch fernerhin bei Maximilian's Hofe verblieb.

Erst nach dem Tode des kaiserlichen Gönners treffen wir mit dem Antiquitätensammler, diesmal aber schon auf dem Hradschin zu Prag, wieder zusammen.

Rudolf II. berief nämlich Strada an den kaiserlichen Hof zu Prag, wohin derselbe bereits im Jahre 1577 mit seiner Familie übersiedelte *). Daß Strada schon damals ein vermögender Mann gewesen, erhellt aus dem Umstande, daß er in Wien Besitzer eines Hauses in der Stadt war, in welchem noch 1585 die Hofkammer eine Zeit „gewest", wofür ihm der jährliche Zins von 210 fl. gezahlt wurde.

*) Während er sich in Italien aufhielt, malte Tizian sein Portrait, welches um die Mitte des 17. Jahrhunderts in den Besitz des großen Kunstfreundes Erzherzog Leopold Wilhelm gelangte und nun sich im k. k. Belvedere zu Wien befindet, wohin es 1702 kam. Strada erscheint hier abgebildet als ein rüstiger Mann, im bloßen Haupte, mit ziemlich langem, braunem Barte, in einem schwarzen Kleide mit rothen Aermeln, einem mit weißem Pelz gefütterten Mantel auf den Schultern, den Degen an der Seite und eine dreifache goldene Kette um den Hals, woran ein Medaillon; er steht in seinem Zimmer über einen Tisch gebeugt und hält mit beiden Händen eine kleine nackte weibliche Statue. Auf dem mit einem grünen Tuche bedeckten Tisch liegt ein kleiner Torso, sowie goldene und silberne Münzen. Die Figur ist bis an das Knie und in Lebensgröße vorgestellt; das Portrait, eines der vorzüglichsten und merkwürdigsten der Sammlung von Tizian's Hand, ist noch trefflich erhalten. Bezeichnend für den Ruf Strada's als Antiquar sind die von Boschini bei diesem Portrait angeführten italienischen Verse, die in der Uebersetzung also lauten: „Vergleiche diese schönen Züge und wisse, daß dieselben einem Antiquar gehören. Beachte wohl die Züge dieser schönen Schatzkammer, den Mund und das Antlitz und du wirst überrascht werden."

Dieser Mann war es nun, der zugleich mit seinem Sohne Octavio durch eine Reihe von Jahren dem Kaiser bei Gründung seiner Kunstkammer werkthätigst an die Hand ging. Rudolf II. schenkte Beiden unbegrenztes Vertrauen, erhob Strada in den Ritterstand mit dem Prädicate „von Roßberg" und bald gehörte der kaiserliche Antiquar zu den angesehensten und einflußreichsten Männern auf dem Hradschin *). Inwiefern das Verhältniß des Kaisers zu Strada's wunderschöner natürlicher Tochter diese Bevorzugung beeinflußte, wollen wir hier nicht näher untersuchen, doch läßt sich hiedurch seine intime Verbindung mit der Familie Strada leicht erklären **).

Die Sammlungen Maximilian's II. und die von Strada erkauften Kunstschätze bildeten die erste Grundlage für die kaiserliche Kunstkammer auf dem Hradschin, der nach und nach sieben Säle

---

*) Gindely (s. dessen Werk „Rudolf II. und seine Zeit", I. 30) kennt Strada nur dem Namen nach, der ihm „nicht weiter bekannt" sei, schließt aber doch richtig, daß dieser „Cavalier eine bevorzugte Stellung am Prager Hofe eingenommen haben muß". Im Anhange zu seinem geschichtlichen Werke führt er ihn aber bereits als „Antiquar" Rudolf's an. Unsere Daten über Strada, der auch in Dlabač's Künstlerlexikon und im „Naučný slovník" nicht vorkommt, haben wir theils Actenstücken der k. k. Hofbibliothek in Wien und dem obcitirten Briefe Maximilian's II., theils Notizen in gleichzeitigen Schriften entnommen.

**) Nach dem Scheitern seiner projectirten Heirat mit der Infantin Clara Isabella, die ihm von der Kaiserin Witwe vergebens als ein Muster von Verstand, Tugend und Schönheit geschildert wurde, suchte Rudolf Ersatz in den Armen der Tochter seines Antiquars, mit der er sechs Kinder, drei Söhne und drei Töchter, zeugte. Die eine dieser Töchter, und zwar die älteste, Caroline mit Namen, war mit dem belgischen Grafen Perrenot von Cantecroy verheiratet, die zwei anderen Töchter, Elisabeth und Dorothea, wurden in Klöstern, die eine in Wien, die andere in Madrid untergebracht und endeten da ein unbeachtetes Dasein. Letztere starb in einem Kloster der Carmeliterinnen nahe bei Madrid. Die drei Söhne hießen Karl, Mathias und Julius. Des Letzteren, der am 18. December 1585 in Prag zur Welt kam, erwähnten wir bereits früher, während von dem zweiten nur die Todesart bekannt ist; des dritten Lebensschicksale sind gänzlich unbekannt. Ebenso verschwindet der weitere Lebenslauf ihrer Mutter förmlich im Dunkel; jedenfalls mag sie vor ihrem kaiserlichen Liebhaber und selbst vor ihrem jüngsten Sohne Julius das Zeitliche gesegnet haben.

des der Staubbrücke zugekehrten Schloßflügels zugewiesen wurden. Strada's und der übrigen Agenten Thätigkeit nahm jedoch eine solche Ausdehnung an, daß die ursprünglichen Localitäten für die Kunstsammlungen nicht mehr ausreichten und neben mehreren Corridoren noch der große deutsche Saal in Anspruch genommen werden mußte. Nur die Hoffeste und Bälle, die wenigstens in der ersten Regierungsperiode Rudolf's häufiger stattfanden, retteten den angrenzenden spanischen Saal, der in seiner jetzigen Gestalt unter Maria Theresia von Joh. Kilian Dienzenhofer umgebaut wurde, vor einer ähnlichen Bestimmung. Aber in späteren Jahren wurde auch diese großartige Räumlichkeit zur Kunstkammer herangezogen und mithin der ganze Ferdinandeische Schloßflügel für dieselbe verwendet. Hier wurden nun die Schätze Rudolf's aufgespeichert und Jahr für Jahr mehrte sich die Masse, sowie der Werth derselben, der nach dem Tode des Kaisers (1612) mit nicht weniger denn siebenzehn Millionen in Gold (nach gegenwärtigem Geldwerthe mindestens fünfmal so viel) bemessen wurde *). Einen in der Ziffer ähnlichen Werth legte der berühmte Jesuit und Archäolog Jules Cäsar Boulenger († 3. August 1628 zu Cahors) zu derselben Zeit blos den Perlen, Edelsteinen, Gold- und Silbersachen der Kunstkammer bei.

Obwohl Rudolf II. gleich im Anfange seiner Regierung mit Geldmangel zu kämpfen hatte, so fehlte es ihm doch nie an Geld zum Aufwande für seine Kunstkammer; die dringendsten Staatsausgaben mußten dem Ankaufe einer Rarität oder eines Kunstwerkes weichen, die oft auf die kostspieligste Weise erworben wurden. Nicht nur der Ankauf von Kunstgegenständen selbst, sondern auch die Art der Beischaffung derselben verschlang unglaublich hohe Summen. In der ganzen Welt unterhielt Rudolf zum Zwecke des

*) Diese Werthangabe finden wir in dem großen Geschichtswerke des gleichzeitigen böhmischen Chronisten Paul Skála von Zhoř, welcher erzählt, daß „Kaiser Mathias gleich nach Rudolf's Tode dessen Schätze durch den Kammerherrn Desiderius Pruskowský, den Grafen Adam von Waldstein und den Geheimrath Barvitius inventiren ließ, wobei an vierundzwanzig Centner Gold- und an sechzig Centner Silbersachen gefunden wurden, ungerechnet das Silbergeräth, die Edelsteine und Perlen, sowie andere werthvolle Gegenstände, so daß der ganze Schatz auf 17 Millionen bewerthet wurde“.

Aufstöberns von Alterthümern, Kunstsachen, Naturgegenständen und Seltenheiten aller Art eigene besoldete Agenten, mit denen Strada eine ausgebreitete Correspondenz unterhielt, deren jedes Schriftstück regelmäßig mit einer Anweisung an das Hofzahlamt schließt. Außer diesen Agenten, die das Geschäft zumeist wohl nur von der handwerksmäßigen Seite betrieben *), bediente sich der Kaiser in späteren Jahren selbst der besten Künstler seines Hofes, um durch dieselben seine Kunstsammlungen vervollständigen zu lassen. Maler, wie Johann von Achen, Arcimbaldo, Heinz u. A. wurden mehrmalen nach Italien geschickt, um dort einestheils Kunstwerke der italienischen Meister oder Antiken zu erwerben, anderntheils Copien derselben zu verfertigen. Als der erstgenannte von diesen Künstlern in Venedig Dürer's berühmtes „Rosenkranzfest", das der große Meister 1505 für die Bartolomeokirche des deutschen Hauses in der Lagunenstadt gemalt, um eine ungeheure Summe für den Kaiser erwarb, ließ Rudolf das herrliche Bild durch vier handfeste Männer von Venedig über die Alpen auf den Schultern nach Prag transportiren, um es so vor jeder Beschädigung zu wahren **). Unter solchen Umständen sind die fabelhaften jährlichen Summen des Hradschiner Kunstbudgets nur zu leicht zu erklären.

Außerdem wurde die Kunstkammer durch zahlreiche Geschenke von Herrschern, Städten und Magnaten vermehrt, die des Kaisers Leidenschaft auf diese Art für politische oder andere Zwecke nur zu oft auszunützen wußten, obwohl nicht zu läugnen ist, daß gerade durch diese Schenkungen echte Kunstwerke nach Prag gelangten. Es ist bekannt, daß der Curfürst von der Pfalz dem Kaiser einen meisterhaft geschnitzten Altar aus Elfenbein, die

*) Der Bürger Raimund in Kempten war einer der thätigsten Sammler des Kaisers. Er correspondirte mit seinen Commissionären Josef Arcimbaldo, Andreas Unterberger, Karl Billens und Graf Ferdinand Schlick. Die Welser und Hochstetter lieferten Raimund die Thiere und Wundervögel aus Amerika für die kaiserlichen Sammlungen.

**) Gegenwärtig befindet sich das Bild im Kloster Strahow zu Prag, das es im Jahre 1782, als die Kunstkammer Rudolf's auf Befehl Josef's II. veräußert wurde, mit anderen Kunstwerken erstand. Durch spätere Restaurirungen hat es allerdings viel gelitten.

Grafen Fugger den bei Athen gefundenen unschätzbaren Sarkophag mit der Amazonenschlacht, die Gräfin Mansfeld den herrlichen Triumph des Bacchus widmeten, daß der Neffe des Cardinals Granvella andere zahlreiche Antiken (die sich nun in München oder unter den Elgin Marbles finden) durch Johann von Achen und den kaiserlichen Juwelier Mathias Kratzsch nach Prag überschickte; daß der Graf Khevenhiller in Spanien viele Bilder von Tizian, Rosa, Parmigiani für ihn sammelte, der Magistrat zu Nürnberg ihm Holbein's kostbares Gemälde „Isaak segnet den Jakob" und später Dürer's nicht minder werthvolle „h. Dreifaltigkeit" zum Geschenke machte u. s. w.

Aus der bekannten Imhoff'schen Kunstkammer zu Nürnberg kamen nach 1580 viele Gemälde, darunter zahlreiche Kunstwerke Albrecht Dürer's, durch Kauf in die Hradschiner Kunstkammer. Unter anderen befand sich darunter ein h. Bartholomäus von Rafael, weiter ein Gemälde mit Bacchus, Diana und Venus von Bordone in Venedig, eine Tafel „Abraham mit Sarah und Hagar" von Pentz, der „Brand Sodoma's und Gomorrha's" von A. Dürer. Auch ein Buch mit Zeichnungen Dürer's, das werthvollste Besitzthum der Imhoff, ging in den Besitz Rudolf's II. über.

Aber nicht nur Deutschland und Italien boten seinen Agenten ihre Schätze dar, auch Griechenland, die Levante und Egypten, ja selbst Amerika blieben nicht verschont, und war namentlich die Sammlung indianischer Merkwürdigkeiten sehr reichhaltig. Kein Wunder, wenn bei einem derart fieberhaften Sammeleifer so manches Product der Charlatanerie, ja geradezu Unsinniges acquirirt wurde, was dafür spricht, daß es auch im 16. Jahrhunderte zahlreiche Schwindler gab. Přemysl's Herzogsmütze und dessen Pantoffeln, das Gebiß einer Sirene aus dem ägeischen Meere, zwei eiserne Nägel von der Arche Noah's, ein Schwert von Einhorn, weitere zwei Einhörner u. v. A. mögen hier aus der bunten Reihe der Prachtstücke des spanischen Saales angeführt sein.

Schon diese Beispiele charakterisiren zur Genüge das eigentliche Wesen der Rudolfinischen Kunstkammer. Dieselbe war nach unseren gegenwärtigen Begriffen nur eine, wenn auch großartig angelegte Raritätensammlung, eine Art von Barnum's Museum, das neben vielem Kostbaren und echt Künstlerischen auch eine

Masse von falschen und werthlosen Gegenständen beherbergte. Noch mehr beweist den bedauerlichen Mangel an Kunstsinn die Art der Zusammenstellung der Kunstwerke, die ohne eine Spur von System die Säle füllten, um sie eben nur auszufüllen. Die Meisterwerke der italienischen, deutschen und niederländischen Meister hingen bunt durcheinander in den Gängen und Corridors, die Glasschränke in den Sälen waren mit den heterogensten Gegenständen von oben bis unten angefüllt, Werthvolles von der Masse des Unbedeutenden verdeckt oder erdrückt — man muß es schier unglaublich finden, daß neben Strada auch echte Künstler wie Johann von Achen, Roland Savery, Egid Sadeler u. A. für diese Sammlung oder eigentlich Zusammenstoppelung von Kunstgegenständen gewirkt haben sollten. Die Verzeichnisse derselben liefern unwiderleglichen Beweis vom Abgange jedweden Kunstsinnes und wissenschaftlichen Zweckes, denn die Gemälde sind zumeist ohne Angabe der Meister nur nach ihren jeweiligen Nummern und mit einer oft geradezu haarsträubenden Beschreibung des dargestellten Gegenstandes angeführt. Bei weitem wichtiger als die Ordnung nach Meistern oder doch Schulen war die Bezeichnung des Ortes, wo die Bilder hingen oder angelehnt waren; selbst Rücksichten auf Licht, gehörige Entfernung vom Auge des Betrachtenden und vortheilhafte Aufstellung waren in diesen Räumen etwas Unbekanntes. War ein Saal oder Corridor bereits angefüllt, so öffnete man einfach die nächstgelegene Räumlichkeit und hing die weiter eintreffenden Gemälde nach der Reihe an den Wänden, oberhalb der Fenster, an Pfeilern so lange auf, bis alle Flächen bedeckt waren und das Spiel in der nächsten Localität fortgesetzt werden mußte *).

*) Auch die Restaurirungsarbeiten in der Burg Karlstein, die auf Geheiß Rudolf's II. von dessen Malercolonie im letzten Jahrzehent des 16. Jahrhunderts vorgenommen wurden, sind ein trauriger Beweis mehr, daß selbst die Genossen von Johann von Achen und Spranger keine blasse Idee von der wahren Kunst hatten. Die meisterhaften carolinischen Fresken daselbst wurden einfach mit Kalk übertüncht, worauf die Hradschiner Künstler ihre barbarischen Bibelgeschichten auf den weißen Anwurf pinselten. Von einer lebensgroßen Maria in ganzer Figur begriff sogar einer der würdigen Malerbrüder, sie sei sehr schön, da er aber doch etwas daran bessern mußte, so beschloß er, sie zum

Zur Ehre der genannten Künstler wollen wir annehmen, daß bei dieser Anordnung nur der autokratische Wille des Kaisers entschied, da Rudolf seine Sammlungen gewissermaßen nur für seine eigene Person und nicht zum Zwecke der Förderung der Kunst und Belehrung für deren Jünger anlegte. Das Rudolfinische Zeitalter führt eine fast unübersehbare Reihe von Künstlern auf, die am Hradschiner Hofe lebten und wirkten, aber die Kunstgeschichte kann nur sehr geringe Merkmale dessen auffinden, daß dieselben ihre Vervollkommnung der kaiserlichen Kunstkammer zu verdanken hätten. Rudolf's Cabinet war in dieser Beziehung ähnlich einem verwunschenen Schatze, der für die übrige Welt unnahbar ist und der seine tausendfältigen Reize und Schönheiten nur seinem strengen Hüter enthüllen darf. Namentlich in seinen späteren Lebensjahren entzog Rudolf seine Kunstsammlungen so sehr den Augen der übrigen Menschheit, daß dieselben nothwendig ohne jeden Einfluß auf die Kunstentwicklung bleiben mußten *).

In Gesellschaft Strada's, der den Titel eines Antiquars später mit jenem eines kaiserlichen Schatzmeisters vertauschte und neben freier Wohnung in der Burg und gänzlicher Verpflegung aus der Hofküche in den ersten Jahren seines Prager Aufenthaltes einen Gehalt von jährlichen 100 Goldgulden bezog **) brachte Rudolf II. inmitten seiner Sammlungen ganze Tage zu, um hierauf die Nächte seinen Astrologen und Alchemisten zu widmen. Eine große Vorliebe hegte er für Jaspise, deren die Kunstkammer

Brustbilde umzuformen und faßte sie mit einem ovalen Sonnenglanze ein, dessen Reste jetzt, störend und lächerlich, wie eine Fransenschärpe der Gestalt quer über den Leib gehen.

*) Die Studien Peter Brandl's in der Galerie des Prager Schlosses, die diesen Künstler zu einem Meister in seiner Kunst machten — der einzige Erfolg, den die Kunstgeschichte in dieser Beziehung zu verzeichnen hat, — datiren ein volles Jahrhundert später und hatten zumeist die erst im 17. Jahrhunderte in die Kunstkammer eingelangten Meisterwerke zum Gegenstande. Auch die Studien des bekannten „schlesischen Rafael's", Michael Leopold Willmann, an den Hradschiner Kunstschätzen begannen erst in dieser Periode, da Willmann etwa um's Jahr 1660 nach Prag kam.

**) Diese Besoldung ist eine glänzende zu nennen, da selbst echte Künstler, wie Spranger und Johann von Achen, nicht viel mehr bezogen, und zwar Ersterer 10 fl. (später 15 fl.) monatlich, Letzterer 200 fl. jährlich.

eine außerordentliche Anzahl in allen Arten und Bearbeitungen besaß *). Der kaiserliche Leibarzt Guarinonius bestätigt in seinem 1609 in Hannover erschienen Werke „Historia gemmarum et lapidum“ diese Vorliebe des Kaisers für jene Minerale, deren Zeichnungen sein Auge ungemein ergötzten. — „Ich sah,“ — erzählt Guarinonius, — „in der Kunstkammer des Kaisers, meines allergnädigsten Herrn, etwelche Steine dieser Art, die so natürliche Bilder von Wäldern, Sümpfen, Bäumen, Wolken und Flüssen darstellten, daß von weitem gesehen dieselben für Malereien, nicht aber für Steine gehalten werden mußten. Se. Majestät schätzte dieselben auch so hoch, daß er aus mehreren, die sich durch mannigfaltige Farben auszeichneten, eine Tischplatte zusammensetzen ließ. Dieselbe war zugleich mit zahlreichen Edelsteinen geschmückt und bot wie eine Malerei ein derartig genaues Bild von Städten, Flüssen, Bergen, Bäumen und Wolken, daß man unschlüssig war, ob mehr das künstliche Spiel der Natur oder die Sorgfalt und der Fleiß des Künstlers zu bewundern sei. Der letztere fügte die Jaspise so wunderbar aneinander, daß die Verbindungslinien entweder verschwanden oder zum Gegenstande gehörten. Durch mehrere Jahre wurde an der Vollendung dieses Kunstwerkes gearbeitet, dessen Werth auf mehrere tausend Ducaten geschätzt wird und das man mit vollem Rechte unter die Weltwunder rechnen und dem Tempel der Diana zur Seite setzen kann.“

---

*) Dieselben stammten zumeist aus dem Riesengebirge, dieser Fundgrube von Edelsteinen, auf welche der Kaiser bei seiner Vorliebe für geschnittene Steine natürlich bald aufmerksam gemacht worden und wohin er deshalb häufig seine Juweliere und Steinschneider sendete, um nach Edelsteinen zu suchen, die dann auf dem Hradschin verarbeitet wurden. So wissen wir von diesbezüglichen Reisen des kaiserlichen Juweliers Anselm Loret, der beiden böhmischen Naturforscher Johann Edelstein und Leonhard Stader, die mitten im Winter 1595 auf Befehl des Kaisers von Prag nach dem Riesengebirge aufbrechen mußten, vorzüglich aber des Steinschneiders Willibald Hesse, der daselbst einen Bruch von Jaspis entdeckte und denselben zu bewunderswürdigen Kunstwerken zu verarbeiten wußte. Unter Anderem schnitt er aus riesengebirgischem Achat einen meisterhaft verfertigten Menschenkopf, den er, mit gediegenem Golde niedlich ausgeziert, dem Kaiser für seine Kunstsammlung verehrte. Rudolf beschenkte ihn für seine Talente mit einer goldenen Kette, sammt der Freiheit, sich dieses Ehrenzeichens bei jedem öffentlichen Gepränge zu bedienen.

Steinschneiderei gehörte ja zu den Lieblingsbeschäftigungen des Kaisers*) und während derselbe für alle übrige Welt unzugänglich blieb, hatten die Steinschneider und Edelsteinschleifer stets freien Zutritt in des Kaisers Werkstätte, die sich in der ersten Zeit eben in den Localitäten der Kunstkammer, später im Kaiserbade in Bubenč (jetzt Kaisermühle) befand. Die Gesandten, die Minister und Magnaten warteten tagelang vergebens auf Audienz; der Kaiser hatte mit Jobst von Brüssel, Miseroni, Lehmann, Schwaiger und wie alle die Künstler dieser Art hießen, Wichtigeres zu arbeiten, beziehungsweise zu schneiden und zu schleifen. Stundenlang konnte er der Bewegung der Dreh- oder Schleifbank zusehen, während im Reiche und in den Erblanden die wichtigsten politischen und religiösen Umwälzungen vor sich gingen. Weniger Aufmerksamkeit schenkte der Kaiser in den späteren Jahren seinen Malern, wie überhaupt seinem Geiste die Leistungen von Charlatanen, um nicht geradezu von Schwindlern und Betrügern zu sprechen, jederzeit mehr imponirten, als die Schöpfungen von Männern, von denen so Manche in den Kreis der wahren Gelehrten und echten Künstler gehörten. Der notorische Betrüger Kelley wurde von ihm in wenigen Monaten geadelt und mit Glücksgütern überhäuft, während Johann von Achen erst nach vielen Jahren (von 1600 an) einen monatlichen Gehalt von 25 fl. bezog.

Und doch gehörte Johann von Achen neben dem Maler Bartholomäus Spranger zu den Lieblingen Rudolf's, so daß er oft seine Staffelei in der Nähe der kaiserlichen Gemächer aufstellen mußte oder in seiner Wohnung vom Kaiser aufgesucht wurde. Diesem Künstler allein ist es zu danken, daß die Sammlungen Rudolf's eine solche Anzahl von echten antiken und modernen Kunstwerken aufzuweisen hatten, denn auf seinen beiden Reisen nach Italien, die er im Auftrage des Kaisers unternommen, acquirirte er Meisterwerke, die heute noch die Bewunderung der gebildeten Welt erregen. Unter denselben befand sich auch die be-

*) Mitunter beschäftigte er sich auch mit der Goldschmiedekunst und schmiedete mit eigener Hand eine goldene, mit Edelsteinen reich besetzte Krone; ferner mit Tischler- und Drechslerarbeiten und verfertigte einen Kunstwebestuhl und ein aus Ebenholz und Elfenbein gedrehtes Schachspiel.

rühmte Statue des Niobiden Ilioneus, der gegenwärtig zu den ersten Zierden der Münchener Glyptothek zählt und dessen Schicksale uns noch später beschäftigen sollen. Johann von Achen erspähte dieses ausgezeichnete Kunstwerk des Griechen Skopas im Laden eines jüdischen Antiquars zu Rom, der dessen hohen Werth jedenfalls zu schätzen wußte, denn der Agent des Kaisers mußte es mit 22.000 (nach anderen Berichten sogar mit 34.000) Ducaten erkaufen. Dieser außergewöhnliche Preis berechtigt zu der Annahme, daß Skopas' Werk damals noch im vollkommenen Zustande erhalten war und erst in Prag zu einem Torso wurde. Durch denselben Künstler gelangten auch die meisten Tizians, Rafaels und Correggios auf den Hradschin, da ihm vom Kaiser in dieser Beziehung unbeschränkter Credit eingeräumt worden war.

Weniger glücklich lief eine Reise des berühmten Steinschneiders David von Brüssel (Vater des obgenannten Jobst) ab. Derselbe hatte die Mission, in Deutschland, Frankreich und Italien für die Schatzkammer Perlen, Diamanten und andere Edelsteine aufzusuchen, welche Länder er durch mehrere Jahre besuchte *). Auf der Rückreise von Rom, wo er von den Jesuiten für den Kaiser einen außerordentlich großen Diamant gekauft hatte, wurde er noch im Weichbilde der Stadt von Banditen überfallen, beraubt und nach herzhaftem Widerstande ermordet. Nach seinem Tode wurde dessen Sohn Jobst zu ähnlichen Reisen verwendet und arbeitete in seinem Fache so fleißig, daß er nach dem Tode Rudolf's an die kaiserliche Kammer eine Forderung von 7137 fl. zu stellen hatte.

Im Jahre 1593 wurde der Kammermaler Josef Heinz nach Rom entsendet, um daselbst Werke der italienischen Meister für das Kunstcabinet des Kaisers zu acquiriren **).

*) In Frankreich gelangte er in den Besitz des dem Kunstwerthe nach unschätzbaren Cameo, der die Apotheose August's darstellt und nun die Münz- und Antiquitätensammlung in der Wiener Hofburg ziert. Derselbe war in den Kreuzzügen nach Europa gekommen. Der Johanniterorden, der ihn in Palästina durch den sonderbaren Wahn, er stelle die Kreuzigung Christi vor, gerettet hatte, schenkte ihn an Philipp den Schönen von Frankreich und dieser vermachte ihn dem Nonnenkloster von Poissy. Während der französischen Bürgerkriege im 16. Jahrhundert wurde er gestohlen und hierauf für Rudolf's Kunstkammer von David von Brüssel um 12.000 Ducaten erstanden.

**) Wie gut derselbe vom Kaiser mit Gold versehen worden, erhellt aus

Eine große Anzahl anderer Künstler und Agenten waren für die Mineraliensammlung thätig und dieselbe wuchs allmälich so an, daß sie der Kaiser aus der Burg in das auf der anderen Seite des Hirschgrabens gelegene Ferdinandeische Lustschloß Belvedere übertragen lassen mußte. Tycho de Brahe, der daselbst seine Sternwarte aufgeschlagen hatte, mußte weichen und in Schloß Benatek ein neues Heim für sich suchen. Er war dem Kaiser nicht Astrolog genug, denn dann hätte er jedenfalls in der Nähe Rudolf's verbleiben müssen, aber diese Auszeichnung wurde nur Schwindlern wie Kelley, Dee, Sendiwoj u. A. zu Theil.

Nach dem 1601 erfolgten Tode des großen dänischen Astronomen, der ein ganzes Museum von unschätzbarem Werthe besaß, wurden dessen Instrumente und Bücher für Rechnung des Kaisers angekauft. Man bot 20.000 Thaler, zahlte jedoch nur 4000 Thaler darauf. Erst im Jahre 1605 wurde den Brahe'schen Erben ein Schuldschein auf 16.000 Thaler „aus den ersten Fälligkeiten in der Krone Böhmen" ausgestellt, aber dessen ungeachtet wurden (während das kostbare Vermächtniß in einem Gewölbe des Curtius'schen Hauses moderte) bis zum Jahre 1613 nur noch 2300 Thaler den Erben nachbezahlt. Der übrigen Summe wurden dieselben als Protestanten nach der Schlacht am Weißen Berge ganz verlustig und mußten in Armuth aus Böhmen auswandern. Ein neuer Beleg dafür, wie wenig Sinn und Verständniß man bei Rudolf's Hofe für wahre Wissenschaft und Kunst hatte, während Alchemisten und Astrologen an dem bethörten Kaiser einen stets zu allen Opfern bereiten Mäcen fanden.

Schon um 1584 waren die Kunstsammlungen auf dem Hradschin so bedeutend, daß sie zahlreiche Neugierige nach Prag zogen, obwohl nur persönliche Bekanntschaft mit dem Schatzmeister Strada oder mit einem der einflußreicheren Künstler des kaiserlichen Hofes Fremden Zutritt zu denselben verschaffen konnte. Der Ulmer Großhandlungsagent Hans Ulrich Krafft, der seine Reisen nach Ungarn und Syrien in einem interessanten Tagebuche (herausgegeben 1861 zu Stuttgart) beschrieben, benützte im genannten Jahre einen vierwöchentlichen Urlaub zu einer Reise von

dem Umstande, daß er in Rom dem k. Orator Herrn Leonhard von Harrach „im Namen Irer Majestet" 150 Goldkronen vorstrecken konnte.

Ungarn nach Prag und besuchte da den kaiserlichen Hofmaler Bartholomäus Spranger. Dieser führte ihn in der Kunstkammer Sr. Majestät herum: spanische, römische und welsche Gemälde, besonders aber die getreue Abbildung von Ihrer Majestät englischer Dogge imponirten dem ehrlichen Krafft ungemein. Ueber Tisch entfielen Spranger die für Rudolf's Kunsteifer bezeichnenden Worte: „Ihr werdet sehen, Ihre Majestät werden gleich nach mir schicken, denn sobald Sie Ihr Mittagsmahl eingenommen haben, gehen Sie nach dem ersten Zimmer, um zu sehen, was ich gearbeitet, und wenn Ihrer Majestät etwas nicht gefällt, so muß ich, wenn es sein kann, es vervollkommnen. Bisweilen jedoch lassen Sie sich auch durch einen gründlichen Nachweis eines Besseren belehren."

Von anderen ähnlichen Besuchen haben wir in gleichzeitigen Aufzeichnungen keine Notiz gefunden, ein Beweis mehr, wie schwer zugänglich die kaiserliche Kunstkammer auf dem Hradschin war. Selbst die sonst auf jedes Detail des Hoflebens in Prag eingehenden Berichte der Fugger'schen Agenten, die zahlreichen Memoiren und sonstigen Berichte der čechischen Schriftsteller berühren die großartige Schöpfung mit keiner Silbe, da dieselbe eben weiteren Kreisen und vollends dem Volke unbekannt blieb. Ebenso gibt es nur mangelhafte Notizen über die eigentliche Verwaltung und fernere Führung der Kunstkammer, deren Director durch eilf Jahre Jakob Strada bis zu seinem am 6. September 1588 erfolgten Tode blieb, nachdem er vom Kaiser Rudolf die größten Auszeichnungen genossen. Der Erbe seiner Schätze, sowie, was noch mehr, seiner großen antiquarischen Kenntnisse, ward sein Sohn Octavio, der im Jahre 1550, wahrscheinlich noch in Italien, geboren, nach des Vaters Tode auch der Erbe seiner Titel und Aemter wurde und sich gleichfalls stets einer besonderen Gunst des Kaisers erfreute. Er setzte die Thätigkeit, sowie die Forschungen seines Vaters fort, indem er verschiedene Reisen unternahm, wodurch er bedeutende Vermehrung den kaiserlichen Sammlungen hinzufügte und nicht minder für die Alterthumskunde wichtige Werke verfaßte, die gleichsam als Fortsetzung der Arbeiten seines Vaters betrachtet werden können *). Wie lange er das Amt eines

*) Seinem 1600 in Prag erschienenen Werke über die „Münzen der Päpste, Kaiser und Könige" ist ein von Egid Sadeler in Kupfer gestochenes

kaiserlichen Antiquarius versah, ist uns nicht näher bekannt, doch schließen wir aus dem Umstande, daß der Miniaturmaler Daniel Fröschl unter'm 1. Mai 1607 vom Kaiser Rudolf zu „Ir. Maj. Antiquarius mit monatlich 25 fl." befördert wurde, daß Strada's Thätigkeit für die kaiserliche Kunstkammer sich nicht über diesen Zeitpunkt hinaus erstreckte. Auch sein Todesjahr ist unbekannt, jedoch ist es gewiß, daß er im Jahre 1615 nicht mehr am Leben war und er nicht lange vorher gestorben sein kann *). Etwa um das Jahr 1600 scheint von seinem Amte als Antiquar jenes eines k. k. Schatzmeisters getrennt worden zu sein, da in diesem Jahre der bekannte Künstler Dionys Miseroni bereits als k. k. Schatzmeister vorkommt.

Dionys Miseroni von Lisson, der neue gewissermaßen öconomische Vorstand der Kunst- und Schatzkammer, während die artistische Leitung derselben auch fernerhin von Strada versehen wurde, entstammte einer bekannten Mailänder Künstlerfamilie, die sich namentlich im Steinschneiden hervorthat und in Folge dessen die Aufmerksamkeit Rudolf's II. erregte, der mehrere Mitglieder derselben nach Prag berief. Um das Jahr 1590 kam Dionys Miseroni nach Prag, wohin ihm in wenigen Jahren nicht weniger als neun Verwandte folgten, die sämmtlich in des Kaisers Dienste traten. Einer von ihnen, Octavian, der 1602 als Hofedelsteinschneider aufgenommen wurde und für seine erste Arbeit, eine

Portrait Octavio Strada's beigefügt; dasselbe stellt ihn im Brustbild dar, mit einem Pelzkleide angethan und einer Kette um den Hals. Oben ist das Wappen und der Wahlspruch desselben: „In labore meo requies", dann der Inschrift: „Ao. Chr. MDC aetatis L." angebracht. Unten liest man: „Admodum illustri Dno. Octavio de Strada a Rossberg, Rudolphi II. Rom. Imp. Nobili aulico Antiquario et civi romano." Die Widmung dieses Werkes lautet an den Erzherzog Maximilian. Seine handschriftlichen Arbeiten, deren die k. k. Bibliothek in Wien eine Anzahl besitzt, übertreffen an Feinheit und Schönheit der Zeichnung die seines Vaters.

*) Sein Sohn Octavio jun., der die in seiner Familie gleichsam erblich gewordenen Wissenschaften ebenfalls zu seinem Studium gemacht, gab nämlich im Jahre 1615 in Frankfurt ein hinterlassenes Werk seines „unlängst verstorbenen" Vaters heraus. Näheres über diesen jüngeren Octavio Strada: ob er die Aemter seiner Vorfahren ebenfalls erlangte, ob er wie diese in Prag gelebt habe, ob er endlich der letzte dieser Künstlerfamilie gewesen, wissen wir nicht anzugeben.

Gießkanne und ein Becken von Crystall, vom Kaiser 800 Thaler erhielt, schnitt meisterhafte Gefäße aus Crystall, unter Anderem einen großen Becher im Werthe von 20.000 Thalern, der jetzt in der kaiserl. Schatzkammer in Wien prangt. Kein Wunder daher, wenn Rudolf der Familie Miseroni ebenso wie früher der Strada'schen gewogen war und dieselbe (1608) in den Adelstand erhob. Das Amt eines Vorstandes der Kunstkammer scheint in derselben erblich geblieben zu sein, denn im Jahre 1618 kommt Octavian als Schatzmeister vor und unter Ferdinand III. erscheint 1637 wieder ein Dionys Miseroni als Schatzmeister und Steinschneider, der noch 1648 bei der Eroberung des Hradschins durch die Schweden fungirte, sowie 1673 in diesem Amte ebenfalls ein Miseroni angetroffen wird, von denen noch später die Rede sein soll.

In den ersten Jahren der Wirksamkeit Miseroni's scheint die Entwicklung und Fortbildung der Rudolfinischen Sammlungen ihren Höhepunkt erreicht zu haben. Um diese Zeit begannen sich nämlich bei Rudolf II. die ersten Symptome jener unheimlichen Krankheit zu zeigen, die mit immer dunkleren Wolken seinen Geist umdüsterte und später sogar in Tobsucht und zeitweiligen Wahnsinn ausartete. Von da ab mußte auch der bisherige ziemlich schwache Kunstsinn, der den Kaiser und dessen nächste Umgebung beseelte, im jähen Abnehmen begriffen sein und die ersten Spuren jener unverantwortlichen Beraubungen oder Verschleuderungen der kaiserlichen Sammlungen, die fast zwei Jahrhunderte hindurch währten, lassen sich bis in die ersten Jahre des 17. Jahrhunderts verfolgen.

Aus dieser Zeit, also bereits unter der Amtirung Miseroni's, hat sich ein Verzeichniß der Schatz- und Kunstkammer erhalten, das in der Handschriftensammlung der k. k. Hofbibliothek in Wien aufbewahrt wird *). Als Beleg unseres obigen Ausspruches über die bunte Art der Zusammenstellung der Kunstsachen und Raritäten wollen wir einiges Detail aus diesem Inventar anführen.

*) Hofarchivar Chmel versetzt dasselbe in's 16. Jahrhundert, aber der Umstand, daß in demselben die „Herodias" von Lukas Cranach vorkommt, welches Gemälde nachweislich erst 1601 vom Breslauer Stadtrathe in des Kaisers Kunstkammer gesendet wurde, stellt unwiderleglich fest, daß das Inventar erst zu Anfang des 17. Jahrhunderts abgefaßt sein muß.

In der Almer Nr. 1 kam im deutschen Saal vor: Im oberen Fach: Ein Obertheil eines Weibsbilds von fleischfarbenem Gyps auf einem fleischfarbenen und rothtaffeten Polster liegend. Im unteren Fach: Etliche Schachteln, darinnen allerlei indianische Federn und schlechte Sachen.

In der Almer Nr. 2 im zweiten Fach: Eine Schachtel mit allerlei türkischen Servetten, eine runde Schachtel mit etlichen Krügeln von Terra sigillata, ein Schachspiel von rothgefärbtem Elfenbein. Im dritten Fach: Achtzehn Stück große und kleine irdene ägyptische Antiken.

In der Almer Nr. 5 im oberen Fach: Einundzwanzig Schnäbel von allerlei indianischen Vögeln. Im unteren Fach: Sechs Schachteln, gemalt, in vieren allerlei Vogeleier, in der fünften Meergewächse und in der sechsten Beinwerk.

In der Almer Nr. 6 in den zwei oberen Fächern: Allerlei seltsame Meerfische, darunter eine Fledermaus, eine Schachtel mit vier Donnersteinen, zwei Schachteln mit Magnetsteinen und zwei eisernen Nägeln, sollen von der Arche Noah sein, ein Stein, der da wächst, vom Herrn von Rosenberg, zwei Kugeln von einer siebenbürgischen Stute, eine Schachtel mit Alraunwurzel, ein Krokodil in einem Futteral, ein Monstrum mit zwei Köpfen.

In der Almer Nr. 10 im oberen Fach: zweiundachtzig Stück allerhand Sorten gedrechselte Kunststücke von Elfenbein, ein zartes Fell, welches in Ungarn in Ihrer Majestät Lager vom Himmel gefallen, ein Todtenkopf von gelbem Achatstein, ein Futteral mit einem großen Stück Bein, drei Sackpfeifen.

In der Almer Nr. 11: Drei Landschaften von böhmischem Jaspis mit böhmischen Granaten eingefaßt, ein großer gemalter Spiegel mit Bildern geziert, illuminirt; ein Marienbild, gemalt von Miniatur, ein Löwe von Crystall, ein Altärlein von Silber.

Auf der langen grünen Tafel mitten in der Kammer: Ein Globus, drei Perspective, ein gar stattlicher schöner Schreibtisch, ein Kasten mit allerlei schönen Muscheln ꝛc.

Auf dem Gesims hingen Gemälde: Ein Obstmarkt vom Langen Peter (Originalstück), die Judith von Leonardo da Vinci (Copie), ein Bad von Josef Arginas (Originalstück) u. s. w. —

Und in dieser bunten Reihe geht das Verzeichniß durch 57 Bogen weiter, fürwahr, Barnum's Museum konnte nicht besser zusammengewürfelt sein! Ein würdiges Seitenstück zu diesem Inventar bieten die späteren Verzeichnisse der Kunstkammer aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, die erst 1851 in Schweden von B. Dudik aufgefunden wurden und ebensoviel, d. h. ebensowenig Kunstsinn verrathen.

Um so mehr Sinn für den Werth der einzelnen Gegenstände besaß der Kammerdiener Rudolf's II., der berüchtigte Philipp Lang von Langenfels, ein getaufter Jude, der 1601 mit einem Karren nach Prag kam und hier nach dem Sturze des obersten Kammerdieners Makowský sich in die Gunst des Kaisers derart einzuschleichen wußte, daß seinem Einfluße selbst die Brüder Rudolf's, die mächtigsten Minister und Staatsmänner weichen mußten.

Lang war von der schmutzigsten Habsucht beseelt und alle seine Handlungen zielten stets nur auf schnöden Geldgewinn hin. Die werthvollen Kunstschätze des Kaisers mußten vor Allem sein begehrliches Auge auf sich richten und bald machte er kühne Eingriffe in dieselben — Lang war der erste Berauber der Rudolfinischen Kunstkammer.

Einst ließ er in derselben während zwei Tagen alle vier Thüren offen. Die Schlüssel wurden während der ganzen Zeit vermißt, zuletzt bei Lang gefunden *). Der Kammerthürhüter Hieronymus Schönfeld bezeugte hierauf in einer Schrift, die er kurz vor Lang's Verhaftung seinem Herrn eingab und die vielleicht zu dieser mitwirkte: oft, wenn derselbe in seine Wohnung gehe, müßten seine Diener Manches von dem, was Sr. Majestät zugeschickt worden, unter dem Mantel nach Hause tragen. Lang trieb sein Wesen noch eine Zeit lang ungestört fort, als Matthäus Kratzsch, des Kaisers Edelsteinschneider, auf dem Todbett bereits

*) Unter den peinlichen Fragen, welche Lang während seiner späteren Haft vorgelegt wurden, behandeln die 65. — 71. die Entwendung von Gegenständen aus der Kunstkammer. Die erste lautete dahin, warum er die Kunstkammer etlichemal hinter sich offen stehen lassen, eine andere, wer ihm so viel „ganz güldene heidnische Pfennig" gegeben u. s. w.

bekannt hatte: er habe demselben Silbergeschirr und Edelsteine im Werthe von 700 Thalern geschenkt, damit er ihn dem Verdachte entreiße, als hätte er dem Kaiser Granaten gestohlen. Als Rudolf dem Kammerdiener solches vorhielt, läugnete er es und sagte: „Lassen Euer Maj. den Kratzsch aufhängen.“ Damit war die Sache abgethan.

Aus dem späteren Processe Lang's wurde ersichtlich, daß der betrügerische Kammerdiener von den Sammlungen nicht allein Zobelpelze und Schwarzfüchse, sondern auch alte Goldmünzen und „indianische Sachen“, die nachher auf seinem Gute Inglingen bei Augsburg gefunden wurden, entwendet hatte. Ebenso kamen in der Untersuchung türkische Kleider und andere Gegenstände, Vasen von Jaspis, Säcke mit Geld, welche bei nächtlicher Weise durch Lang's Diener über den Schloßgang getragen worden, eine viereckige Kiste, die auf ähnliche Weise öfters durch diesen den Weg machte, Instrumente, die der Kaiser vermißte, nachher zur Sprache. Auch den Ankauf von Kunstgegenständen beutete Lang zu eigenem Gewinn aus, da die Verkäufer einzig durch ihn zu dem Kaiser gelangen konnten. Eine Provision von fünf und mehr Procent von der Bezahlung war das Gewöhnliche, was sie an ihn zu entrichten hatten. Doch mochte es selten hiebei geblieben sein; der Raub, den er sich aneignete, war gewöhnlich beträchtlicher.

So ließ er sich von einem Mailänder reiche Kostbarkeiten schenken, damit er ihm zum Verkauf vieler türkischer Sachen behilflich sei. Als nachher jener auf Bezahlung des Kaufpreises von 20.000 fl. drang, mußte er erst noch einen Theil desselben an Lang abtreten. An einen Edelsteinhändler stellte er das Begehren, er müsse ihm von Allem, was er dem Kaiser verkaufen werde, zehn vom Hundert versichern; da jener auf dieses nicht eingehen wollte, nahm er ihm 72 goldene Knöpfe und eine Gemme von Hyazinth, 13 Thaler werth, weg. Später stellte er ihm blos die Knöpfe und hundert Gulden zurück und behauptete, das Uebrige habe er ihm als Geschenk überlassen. Friedrich Meykher klagte nachmals: vor fünf Jahren (also 1603) habe er Lang sechs Centner Topase, Opale, weiße Saphire, an 600 Thaler im Werth, übergeben, damit er dieselben dem Kaiser anbiete. Hiefür sei ihm nur das zu Theil geworden, daß er sich für neun Tage habe

müssen einsperren lassen. Er verlange jetzt seine Steine zurück oder die Bezahlung dafür.

Der bereits erwähnte Graf Granvella erlangte es mittelst einer ansehnlichen Summe, durch welche er sich Lang's Verwendung erkaufte, daß ihm durch wohlfeile Ueberlassung höchst werthvoller Kunstschätze die beabsichtigte Gunst des Kaisers zu Theil ward. Es befanden sich darunter Gemälde von Rafael, Tizian, Albrecht Dürer, dann Bildhauerarbeiten, geschnittene Steine, Medaillen, alte Handschriften, Edelsteine. Der Graf verlangte dafür eine Herrschaft in der Grafschaft Pfird (zuletzt nur pfandweise auf zwölf Jahre) und den vierten Theil bar oder 25.000 Thaler. Der Kaiser bezeichnete zweiunddreißig der ausgesuchtesten Stücke, davon einzig vier zu mehr als 10.000 Thaler geschätzt wurden; für das Ganze gab er 14.000 Thaler, blos die Hälfte des Werthes *). Der Edelsteinschneider Kratzsch mußte sich zur Uebernahme und Besorgung des Ausgewählten nach Besançon begeben und bald befanden sich 178 Centner auf dem Wege nach Prag. Kurze Zeit darauf wurde Granvella (wahrscheinlich wieder durch Lang's Betreiben) zum Botschafter in Rom ernannt und sofort mit den erforderlichen Mitteln dazu ausgestattet.

Auf diese und ähnliche Weise mag Lang mit der Beraubung und Schmälerung der kaiserlichen Kunstkammer bis zu seinem Sturze (31. Mai 1608) fortgefahren haben. Unbekannt ist es, ob die von ihm gestohlenen Bilder und übrigen Kunstgegenstände wieder auf den Hradschin zurückgelangten, da sich hierüber keine Aufzeichnungen erhalten haben. Um so gewisser kann man dafür halten, daß Lang's eben so berüchtigter Nachfolger Rucký, der nur durch einen Selbstmord im Gefängnisse dem Tode durch Henkerhand entging, die Schätze des Kaisers, ähnlich wie Lang, auf unehrliche Weise sich aneignete. Die gleich nach dem Tode Rudolf's II. (20. Jänner 1612) gegen einzelne kaiserliche Diener eingeleitete Untersuchung legte dem Kammerdiener neben anderen Uebelthaten auch die Unterschlagung bedeutender Geldsummen und werthvoller Edelsteine zur Last. Wie sehr sich Rucký schuldig ge-

*) Aber noch kurz vor des Kaisers Mathias Tode (also im Jahre 1619) war der Kaufpreis nicht bezahlt; der Erbe schlug dafür die Ueberlassung eines Gutes in der Nähe von Befort vor.

fühlt haben mag, beweist nebst dessen Selbstmord auch der Umstand, daß er ein Vermögen von 80.000 bis 100.000 Ducaten hinterließ, wiewohl er drei Jahre vorher von allen Mitteln entblößt nach Prag gekommen war. Daß die kaiserliche Kunst- und Schatzkammer hiebei stark in's Mitleid gezogen worden, erhellt daraus, daß neben Rucký auch die beiden Antiquare Fröschl und Heyden, der Bibliothekar Hastal, der angebliche Erfinder eines Perpetuum mobile, Cornelius Drebbel, der Kammerdiener Märker und der Maler Kürbach, ein getaufter Jude, verhaftet wurden, was auf einen förmlichen Chabrus zum Zwecke der Beraubung der Kunstsammlungen schließen läßt. Doch ist über das Schicksal der übrigen Verhafteten nichts Näheres bekannt.

Mit Rudolf's II. Tode endete auch die glänzende Periode der Gründung und steten Vermehrung der kaiserlichen Kunst- und Schatzkammer auf dem Hradschin. Denn obwohl Mathias und Ferdinand II. als gekrönte Könige von Böhmen dieselbe durch viele Bilder vermehrten, so brach doch mit dem Jahre 1612 die Periode des Stillstandes für die großartige Schöpfung an, die jedoch schon in wenigen Jahren darauf in jene der rücksichtslosesten Beraubung übergehen sollte. Mathias übertrug die Residenz von Prag nach Wien und schon dies machte die Kunstkammer verwaisen. Die nach dem Fenstersturze (1618) erfolgte Ausschließung Ferdinand's II. von der Thronfolge in Böhmen öffnete dann dem dreißigjährigen Kriege Angel und Thüre und am Schlusse desselben sehen wir die Rudolfinische Kunstkammer dem größten Theile nach in alle vier Winde verstreut.

Bereits in den ersten Tagen des Aufstandes der böhmischen protestantischen Stände wurde Octavio Miseroni seiner Stelle als Schatzmeister enthoben und der Kunstkammer, die nun ohne Aufsicht blieb, drohte die größte Gefahr, verschleppt zu werden. Als im August 1619 im Landtage der trostlose Zustand der Landesfinanzen zur Sprache kam und die Opferwilligkeit der Stände auf ein Minimum reducirt blieb, stellte Wenzel von Roupowa, einer der ersten Wortführer des Aufstandes, den Antrag, man möge zum Zwecke der Füllung der leeren Staatscassen sämmtliches Gold und Silber der königlichen Kunstkammer mit Beschlag belegen und veräußern. — „Es verbleiben daselbst" — meinte der

wohl rede- aber wenig beisteuerungslustige Redner — „noch immer genug Kunstschätze zur Kurzweil und Belustigung des künftigen Königs; vor Allem aber verwandle man in baares Geld jenen silbernen Brunnen, der im Werthe von einer Million dem Kaiser Rudolf vom Fürsten Liechtenstein für die Verleihung des fürstlichen Titels verehrt worden, weiter die silbernen Schreibtische, Uhren und andere ähnliche Dinge. Die Bilder und Malereien, von welchen viele durch unverschämte Darstellung nackter Körpertheile den menschlichen Geist mehr beleidigen als erfrischen, mögen gleichfalls von Malern abgeschätzt und an Nürnberger Kaufleute verpfändet werden."

Der Antrag des kunstscheuen Protestanten, der von dem wahren Werthe der Bildergalerie Rudolf's keine blasse Ahnung hatte, wurde von den Ständen gierig aufgenommen und eine Commission bestellt, die mit der Inventursaufnahme der Schätze der Kunstkammer betraut wurde. Anfang September 1619 ging dieselbe an ihre Arbeit und bald darauf begann der Verkauf der werthvollsten Gegenstände, um die laut nach Sold schreienden ständischen Truppen befriedigen zu können *).

Aber die Schlacht am Weißen Berge machte dem böhmischen Aufstande ein rasches Ende und rettete zugleich die Kunstkammer vor weiterer Verschleuderung zu Kriegszwecken.

Doch ihrem bevorstehenden Schicksale sollte dieselbe dennoch nicht entgehen.

Nach der Vertreibung der Pfälzer traten wieder der sach-

*) Der damalige cursächsische Gesandte in Prag, Friedrich Lebzelter, schreibt hierüber ddo. Prag 8. September 1619: „In der kaiserlichen Kunstkammer wird durch verordnete Commissarien, darunter auch zwei aus dem Directorium, als Herr Popel von Lobkowic und Herr von Schwamberg, alles inventirt und geschätzt und ist man Willens, alsdann alles zu Gelde zu machen. Man findet noch viele schöne Sachen, sonderlich in einem Gewölb, so verschlagen gewesen und man zuvor nichts gewußt. Etliche vermuthen, daß es auf vier oder fünf Tonnen Goldes geringstens angeschlagen werden möchte, Andere sagen von mehrerem." In diesen gesandtschaftlichen Berichten wird übrigens Lobkowic wiederholt des unverschämtesten Unterschleifes bei diesen Geschäften beschuldigt; allmälich versteigerten die Mansfelder ungescheut einen Theil der inventirten Sachen.

kundige Miseroni, sowie auch die übrigen kaiserlichen Beamten die Verwaltung der Kunstschätze an, aber schon ließ sich der Fürst Maximilian von Baiern seine werkthätige Allianz von Ferdinand II. nicht nur mit der Curfürstenwürde, sondern auch mit reellen Entschädigungen aus der Hradschiner Kunstkammer bezahlen. Als er nach der Schlacht am Weißen Berge am 17. November 1620 mit seinen Hilfstruppen Prag wieder verließ, folgten ihm nach dem Zeugnisse von Paul Skála von Zhoř nicht weniger als 1500 Wagen mit reicher Beute beladen nach, die auf sechs Tonnen Goldes bewerthet wurde. Auch viele Schätze der Kunstkammer und vorzüglich zahlreiche Bilder fanden an Maximilian bei dieser Gelegenheit einen Liebhaber und schmücken seit dieser Zeit München, welches überhaupt einem ansehnlichen Theile der Rudolfinischen Sammlung zur neuen Heimstätte werden sollte.

Aber auch das nahe Dresden wollte in dieser Beziehung nicht zurückbleiben und von den Schätzen des Hradschins so viel als möglich sich aneignen. Eine gute Gelegenheit bot sich hiezu, als nach des kaiserlichen Feldherrn Tilly Niederlage bei Leipzig 1631 der Curfürst von Sachsen aus einem Verbündeten schnell ein Feind des Kaisers Ferdinand II. wurde und nach dem Einfalle in das von kaiserlichen Truppen entblößte Böhmen Prag besetzen ließ. Der Curfürst kam selbst nach Prag und noch während seines Aufenthaltes ließ er aus der Kunstkammer auf mehr denn fünfzig Wagen die hervorragendsten Kostbarkeiten laden und nach Dresden wegschleppen. Auch aus dem königlichen Zeughause wurden die von den vorigen Königen angeschafften und mit bewunderungswürdiger Kunst verfertigten Kanonen, Mörser, allerhand alte Kriegsrüstungen und die schätzbarsten Alterthümer weggebracht, auf Schiffe geladen und nach Sachsen geführt*). Nur Waldstein's

*) Hierüber berichtet eine Handschrift der Prager k. k. Universitätsbibliothek Folgendes: „In Prag ließ der Curfürst von Sachsen, der absichtlich auf Raub hieher gereist war, ein Verzeichniß von alten Kostbarkeiten und Kunstwerken verfassen und vermöge demselben das Beliebige wegnehmen. Ein Theil der prächtigen Rudolfinischen Sammlung von Kostbarkeiten, Naturalien und Kunststücken, dann Antiken und Seltenheiten ward von ihm auf 50 Wagen (und mehreren Schiffen) ausgeführt. Dies ist jene schätzbare Sammlung, mit welcher Dresden bis auf den heutigen Tag prangt und diese Sachen als Denk-

rasches Wiedererscheinen vor Prag setzte dem weiteren Kunstraube ein Ziel.

Um diesen Verlust theilweise zu ersetzen, ließen Ferdinand II. und Ferdinand III. wieder zahlreiche Bilder von Wien nach Prag kommen und werden bei diesen Sendungen gerade die besten italienischen Meister genannt. So zwei Correggio's aus der Beute des österreichischen Generals Collalto, der im Jahre 1630 Mantua einnahm und sich der berühmten Galerie der dortigen Herzoge bemächtigte, deren Schätze zu einem ansehnlichen Theile nach Prag kamen. Auch gelang es Miseroni, die vorhandenen Lücken sowohl durch Rückkauf, als durch andere Mittel wieder auszufüllen. Bereits im Jahre 1623 ließ Ferdinand II. durch den Kammermaler Hans Christel verschiedene Bilder restauriren und viele andere mit neuen Rahmen versehen, wie aus der diesbezüglichen Zuschrift der böhmischen Kammer vom 28. August 1623 erhellt. Aus etwas späterer Zeit stammt das zweite Verzeichniß der Sammlungen der Kunstkammer, das sich gegenwärtig auf dem Wrangel'schen Schlosse zu Skokloster in Schweden befindet und 1851 dem mährischen Gelehrten Dr. Beda Dudik auf seiner Durchforschung schwedischer Archive in die Hände gerieth.

Dasselbe hat den dritten kaiserlichen Schatzmeister aus der Familie Miseroni zum Verfasser und bietet ein genaues Bild der Kunstkammer, wie sie vor der Eroberung Prags durch die Schweden beschaffen war. Das Inventar führt uns in vier große Gewölbe, in den neuen (deutschen) und den spanischen Saal, in die Rüstkammer und sogar in die kaiserliche Schreibstube im Prager Schlosse, um uns alle darin enthaltenen Kunstschätze und Raritäten vorzuführen. Da standen im ersten Gewölbe in zwanzig Schränken und auf neun Tischen in den Fensternischen astronomische und geometrische Instrumente, Silbergeschirre, Gegenstände von Gold, Edelgestein, Elfenbein und Perlmutter, Jagd-, Sperber- und Reitzeug, persische und indianische Geräthschaften und Dolche waren hier aufgespeichert. Auf den Schränken waren Antiken und andere Statuen von Metall, Gyps, Alabaster und Marmor auf-

mäler des Nationalschatzes (im grünen Gewölbe) den neugierigen Reisenden zeigt. Mit der Rudolfinischen Kunstkammer hatte das Prager Zeughaus ein gleiches Schicksal."

gestellt und an den leeren Räumen der Wände prangten 11 Stück Gemälde. In und auf den Tischen waren „Perlen Gewächs" und Muscheln, allerhand von Gold und Silbererz, gar reich in die zwei Centner. In der Mitte des Zimmers standen 7 künstlich gearbeitete Uhren, ein runder Tisch von böhmischen Jaspisen, mit Granaten und Gold versetzt und darauf ein liegendes Einhorn, zwei Statuen von Marmor und unterschiedliche Kunstwerke.

Das zweite Zimmer hatte 6 Schränke und diente zur Aufstellung des Porzellans und „allerhand schön Erdengeschirr mit gemalter Arbeit". An der Mauer: Kaiser Rudolf's Brustbild und ein Pferd, beides von Metall; gegen die Fenster hin eine Grotte von Corallen, ein Brustbild von Wachs, eine „Galleere" und „etliche Stück Stein Ispaden (Nephrit)".

Im dritten Zimmer, ebenfalls mit 6 Schränken, waren Kunstbilder, gemalt, gezeichnet, gestickt, geschnitzt (von Holz geschnitzte künstliche Knöpfe, wie auch eine Kette von Holz, so ein Blinder gemacht), in Miniatur, auf Pergament, in Gold u. s. w., dann Köcher, Pfeile und Schellengeläute, sowie unterschiedliche Kunstbücher von Kupferstichen. Mitten in diesem Zimmer stand das Capellensilber, bestehend aus einem großen silbernen, mit Ebenholz verfaßten Altare, einem großen, massiv silbernen Kreuze und zwei anderen ähnlichen mittlerer Größe, sechs großen silbernen, stark vergoldeten Leuchtern u. s. w., dann eine Mumie und verschiedene Gypsfiguren. Bei den Fenstern eine Truhe von „Ambrahaut", an der Mauer Kaiser Rudolf's Brustbild von Metall auf einem Piedestal von schwarzem Marmor, zwei Metalltafeln, worauf die Eroberung Raabs, ein großer Globus u. s. w.

Das vierte Zimmer diente zum Naturaliencabinete. Da waren Skelete von fremden Thieren, Hörner und Geweihe, Häute von Seepferden, weißen Hirschen, gestreiften Pferden nebst Muscheln u. s. w., aber auch „ein großes Buch, so der vermauerte Mönch zu Braunau geschrieben" *), dann Spiegel und Spieltische.

---

*) Hiemit ist der riesige Codex verstanden, der sich gegenwärtig in der königlichen Bibliothek zu Stockholm befindet und im Jahre 1295 im Benedictinerkloster Podlažic von dem Mönche Soběslaus geschrieben wurde. Später kam der Codex, der durch seine bekannte Teufelsfratze eine Art Gegenstück zu

In der Rüstkammer waren an 180 kostbare Schießwaffen, mehrere Seitenwaffen mit goldenen und silbernen Gefäßen, Jagdgeräthe, acht Henkersschwerte, ein großes Schwert, welches Papst Gregor XIII. dem Kaiser Rudolf verehrte, ein Schwert aus Mähren, Parirdolche, alte Standarten und Fahnen, Picken, Schilde, Helme, Harnische, Modelle &c. *).

In der Schreibstube des Kaisers waren 50 Stück kleine und große Bilder, dann 20 Broncestatuetten und eine Themis von Metall. Im neuen Saal standen 5 Statuen von Metall, indianische Sesseln mit Gold geziert, eine große hölzerne Statue u. s. w. Im spanischen Saal verschiedene Geigen- und Orgelwerke, ein großer Spiegel von Stahl, 3 Bettgestelle mit Perlmutter und Gold geziert, ein Tischblatt von Messing &c.

In den Gängen und Galerien, auf der Stiege zum spanischen Saal und zwischen den Fenstern der einzelnen Räumlichkeiten hingen oder lehnten an den Wänden im Ganzen 764 Gemälde, wovon die im deutschen Saal meist Porträts waren.

Diesen großartigen Schatz fanden die Schweden in Prag, als am 26. Juli 1648 durch Ottowalsky's Verrath das königliche Schloß und die Kleinseite in Königsmark's Hände fielen. Schwedische gleichzeitige Berichte berechnen die Prager Beute weit über 7 Millionen; sie sagen, daß allein die hier gewonnene Baarschaft höher erachtet wurde, „als des ganzen Reichs Contentirung der schwedischen Militia". Von der eroberten Kunstkammer, die nach einem Briefe des Generals Königsmark an den schwedischen Legaten Johann Axel Oxenstierna vom 30. Juli 1648 (also bereits vier Tage nach der Besetzung des Hradschins) „straks anfänglich aufgebrochen worden ist, so daß viele Sachen herausgenommen wur-

dem magischen Buche der alten Deutschen „Faust's Höllenzwang" bildet, durch Verpfändung nach Braunau, von wo ihn Rudolf II. für sein Cabinet acquirirte.

*) Der größere Theil dieser Waffen findet sich im Skokloster-Schlosse vor, darunter Karl's V. Schild von Benvenuto Cellini. General Wrangel hatte sie hier deponirt. Das sogenannte „Schwert aus Mähren" stammt vom Könige Wladislaw dem Jagellonen, welcher der Hradischer Bürgerschaft das Privilegium ertheilte, statt der landesfürstlichen Steuer alljährlich ein Schwert im Werthe von 30 Ducaten abzuführen.

den", ließ sich Königsmark von dem Schatzmeister Miseroni unter Androhung der Tortur das Original-Inventar und die Schlüssel übergeben und eine Specification für Oxenstierna und eine andere für die Königin Christine anfertigen.

Nach diesem Inventar wurde nun systematisch alles Werthvolle weggeschleppt und die Hast, mit welcher dies geschah, bestätigt unseren Ausspruch, daß der Raubzug der Schweden gegen Prag nur den Schätzen des Hradschins gegolten, die noch vor Besieglung des westphälischen Friedens für Schweden erbeutet werden sollten. Das vom 10. September datirte zweite Verzeichniß, welches sich unter den Papieren des schwedischen Feldherrn Wrangel ebenfalls zu Skokloster vorfand, gibt den klarsten Beweis, auf welche Art während dieser fünf Wochen in der Kunstkammer gewirthschaftet worden. Von dem reichen, an 200 bis 300 Mark schweren Silbergeschirre, von den fast unschätzbaren Edelsteinen, Diamanten, Topasen, Smaragden, über 3000 Dutzend großen und kleinen geschnittenen Granaten, von den 74 goldenen, mit kostbaren Diamanten gezierten Knöpfen, von anderen 276 goldenen und künstlich gearbeiteten Knöpfen u. s. w. keine Spur mehr! Die Kunstsachen, besonders die Bilder, werden nur noch summarisch angeführt und von Tischen und Schränken heißt es, daß sie leer gefunden wurden.

Da mag wohl das Theatrum europaeum ganz recht haben, wenn es (Bd. 6, S. 328) sagt, „wie Erfurter Brieffe unterm Dato den zwölfften Augusti melden, daß wenige Tage vorher von offtermeldetem v. Königsmark fünf mit Gold und Silber beladene Wagen allda durch und nach der Weser geführt worden", und wie überhaupt an 60 Wagen mit Beute nach Leipzig abfuhren. Und trotz dieses fast fabelhaften verloren gegangenen Reichthums konnte die Königin Christine noch einen Schatz bekommen, dessen Uebersicht uns mit Staunen und Bewunderung erfüllt.

Die ganze in Prag gemachte Beute, wozu auch die Rosenberg'sche Bibliothek (die erst ein Jahr vorher von Wittingau nach dem Hradschin überführt worden war) gehört, ward in der zweiten Hälfte des September 1648 verpackt und nach Dömitz, einer kleinen Festung im Meklenburgischen, geschickt. Von Dömitz kam Alles nach Wismar und somit an die Ostsee. So mächtig reizte diese Beute die Neugierde der gelehrten Königin Christine, daß

sie wegen Beschleunigung der Ueberfuhr ein eigenhändiges Schreiben an den Commandanten von Wismar, Obersten Ulffssparre, richtete, des Inhalts, „daß die Bibliothek, Kunstkammer und mehreres Andere, was in Prag erobert wurde und zu Wismar in Verwahrung steht, mit der nächsten Gelegenheit nach Stockholm geschickt werden möchte". Diese Weisung wurde genau befolgt und zu Ende des Monates Mai 1649 konnte schon Christine in ihrer Hauptstadt den unversehrt gebrachten Kunst- und literarischen Reichthum überblicken und ihren Aufsehern, dem Bibliothekar Freinshemius und dem Museumscustos Marquis du Fresne, die nöthigen Befehle zur Aufstellung desselben ertheilen.

Der Letztere fertigte 1652 über die Kunstschätze der Königin ein Inventarium, welches gegenwärtig im Originale in der königlichen Bibliothek zu Stockholm liegt und 137 Folioseiten umfaßt. Da bei jedem einzelnen Gegenstande der Acquisitionstitel angesetzt ist, so unterliegt es keinem Zweifel, daß wir hier ein vollständiges Verzeichniß jener Kunstschätze haben, welche Königsmark aus der königlichen Burg am Hradschin der Königin überschickt hatte.

Die weitaus größte Mehrzahl der Gegenstände in den einzelnen Gruppen entstammt aus Prag. Unter den 86 Broncestatuen kommen 71 Prager vor, von 15.140 Stück goldenen, silbernen und broncenen Medaillen gehörte der größte Theil Prag an, ebenso alle 20 Vasen von Porzellan, 51 indianische Raritäten, 15 künstliche und kostbare Uhren, 9 Stahlspiegel; unter 42 werthvollen geschnitzten Steinen waren 34 aus Prag, desgleichen alle 63 mathematischen Instrumente, sogar 4 Tische u. s. w. Einen wahren Schatz von Oelgemälden weist die aus 517 Nummern bestehende 24. Abtheilung nach; die große Zahl von mehr als 427, mit weniger Ausnahme auf Holz gemalt, gehörte ehedem Prag an.

Außerdem ging aber noch ein weiterer beträchtlicher Theil der Kunstwerke in's Ausland, da General Königsmark bei diesem Raube seinen eigenen Vortheil nicht vergaß und ganze Wagensendungen der böhmischen Beute auf sein Schloß bei Bremen abführen ließ, wobei unterwegs viele Kisten und ganze Wagen verloren gingen oder deren Inhalt verschleppt wurde. Der größere Theil bildete jedoch noch am Schlusse des 17. Jahrhunderts ein ansehnliches Museum in jenem Schlosse, das deswegen häufig von

Fremden besucht wurde. Aehnlich mögen auch die übrigen schwedischen Heerführer gehandelt haben, denn es gibt in Scandinavien wenig Schlösser und Sammlungen, die nicht böhmische Kunstwerke und Raritäten aufzuweisen hätten.

Aber ein nichts weniger als günstiges Schicksal erwartete so manche derselben in Schweden. Winkelmann bemerkt hierüber in seiner Schrift „Ueber die Nachahmung der griechischen Werke“ Folgendes: „Die Königin Christina, die zu derselben Zeit mehr Schulwissenschaft als Geschmack hatte, verfuhr mit diesen Schätzen wie Kaiser Claudius mit einem Alexander von der Hand des Apelles, der den Kopf der Figur ausschneiden und an dessen Stelle des Augustus Kopf setzen ließ. Aus den schönsten Gemälden schnitt man in Schweden die Köpfe, Hände und Füße heraus, die man auf eine Tapete klebte, das übrige wurde dazu gemalt. Dasjenige, was das Glück hatte, der Verstümmelung zu entgehen, sonderlich die Stücke von Correggio, nebst den Gemälden, welche die Königin in Rom angekauft hatte, kamen in den Besitz des Herzogs von Orleans, der 250 Stücke für 180.000 fl. erstanden. Unter denselben waren eilf Gemälde von der Hand des Correggio.“ (Die aus diesen Kunstwerken 1722 in Paris gebildete Galerie Orleans befindet sich gegenwärtig in London.)

Zwei von diesen weltberühmten Correggio's, die sich nachweislich in der Rudolfinischen Kunstkammer befanden (Jupiter mit der Leda und Leda mit dem Schwane), welche sich gegenwärtig im Museum zu Berlin befinden, hatten so interessante Schicksale, daß wir dieselben näher berühren müssen. Beide Bilder waren ursprünglich Eigenthum des Herzogs Gonzaga in Mantua, der sie dem Kaiser Karl V. schenkte. Mit des Kaisers Tochter Maria, Mutter Rudolf's II., gelangten dieselben in die Kunstkammer auf dem Hradschin, von wo sie Königsmark nach Schweden entführte. In Stockholm dienten sie im königlichen Marstalle als Fensterflügel, worauf sie mit der Königin Christine nach Rom und später in die Galerie Orleans nach Paris kamen. Hier widerfuhr ihnen ein wahrhaft vandalisches Ungemach. Louis, Sohn Philipp's von Orleans, entsetzte sich über den leidenschaftlichen Ausdruck in den Köpfen Jupiter's und Leda's und ließ beide herausschneiden und verbrennen. Der Maler Choyssel, dem der Herzog hierauf die

verstümmelten Gemälde schenkte, malte neue Köpfe hinzu und beide Kunstwerke wurden dann von Friedrich II. für Berlin erkauft.

Aehnliche Schicksale erlebten in Schweden gewiß so viele andere Kunstproducte des Hradschiner Cabinets und wenn dieselben auch nicht gerade verstümmelt wurden, so gingen sie doch für die Oeffentlichkeit und die Kunstwelt verloren, denn bekannt sind die Schwierigkeiten, mit welchen Dobrowský, Pečírka und Dudik in Schweden zu kämpfen hatten, als sie die von Böhmen weggeführten Gegenstände besehen wollten. Das Meiste ist schon zerstreut oder unnahbar und es scheint, als ob sich die heutigen Schweden ihrer Vorfahren schämten, obwohl die damalige Zeit in derlei Spolien nichts Ungerechtes sah, höchstens dieselben als Trophäen des Siegers betrachtete. Uebrigens kann man, wie parador dies auch klingen mag, die Verschleppung der böhmischen Bücher nach Schweden nur gutheißen. Dort wurden sie wenigstens unserer Zeit erhalten, während sie in Böhmen von den unterschiedlichen jesuitischen Koniassen unrettbar auf den Scheiterhaufen gekommen wären *).

Wie leer und öde es nach dieser schwedischen Wirthschaft in der Rudolfinischen Kunstkammer ausgesehen haben mag, kann sich der Leser nach dem bisher Gesagten lebhaft vorstellen. Miseroni und der damals bestellte zweite Aufseher der Kunstgalerie, Franz Leux von Leuxenstein (ein Schüler Rubens'), müssen Thränen vergossen haben, als sie nach Uebernahme der Sammlungen die schauderhaften Lücken in denselben gewahr wurden. Aber bald sollte die Bildergalerie, welche durch die Schweden am meisten gelitten, einen neuen Mäcen finden. Der kunstsinnige Bischof von Olmütz, Erzherzog Leopold Wilhelm, der während seines längeren Aufenthaltes in den Niederlanden viele Kunstwerke gesammelt und unter Anderem auch die Sammlung Buckingham an sich gebracht hatte, übergab noch im Jahre 1649 den größten Theil seiner Bilder der Hradschiner Galerie, um dieselbe wieder

*) In der neuesten Zeit hat der König von Schweden auf Ansuchen des mährischen Historiographen P. Beda Dudik 21 böhmische Handschriften aus der k. Bibliothek in Stockholm dem mährischen Landesausschusse geschenkt.

von Neuem zu füllen *). Gerade durch ihn kamen nun die meisten Werke der ersten italienischen, deutschen und niederländischen Meister nach Prag, die der Rudolfinischen Kunstkammer im 17. und 18. Jahrhundert ein solches Renommé verschafften. Veronese, Tizian, Van Dyck, Kranach, beide Palma's, Guido Reni und Rubens waren da vertreten und so können wir es jetzt begreiflich finden, wenn der berühmte Arzt Karl Patin, der 1673 Prag und die Kunstkammer am Hradschin besuchte, von Basel aus an den Herzog Anton Ulrich von Braunschweig schreibt, er habe auf dem Prager Schlosse mehr als fünfzig Gemälde von Tizian, ein kleines Zimmer ganz voll Rafaelischer Werke und außerdem noch vier bis fünf große Zimmer voll mit Gemälden vom ersten Range gesehen.

Ueber den Eindruck, den er in den übrigen Räumlichkeiten der Kunstkammer empfing, schreibt Patin: „Noch jetzt kann ich mich der Thränen nicht enthalten, wenn ich mich an einige leere Zimmer erinnere, worin ehemals Bücher und Münzen aufbewahrt wurden. Was der General Königsmark nicht durch die Gewalt der Waffen erhalten konnte, lieferte ihm ein Verräther vollends in die Hände. Man erzählt, daß der General einen beträchtlichen Theil davon der Königin Christina geschenkt habe, den Rest aber auf sein Schloß unweit Bremen habe führen lassen, wohin ich auch bei Gelegenheit zu reisen gesonnen bin. Herr Miseroni zu Prag zeigte mir auch andere Kostbarkeiten.“

Ausführlicher berichtet über die Kunstkammer ein ungenannter schwedischer Reisender, der fünfzehn Jahre später, nämlich im Jahre 1688, in Prag sich aufhielt und über seinen Besuch in der Bildergalerie sich folgendermaßen äußert: „In Prag habe ich des Kaisers Kunstkammer besehen, welche aus einem Cabinet, drei Galerien und einem großen Salon bestehet, so alle ganz behängt sind, von unten bis oben, mit trefflichen Schildereien, so daß man wohl sagen kann, daß diese keinem Cabinet in Italien was nachgeben und das in Wien weit übertreffen. Im großen Salon sind

*) Erzherzog Leopold Wilhelm, als Kunstmäcen ein Stern erster Größe, sammelte über 15.000 Bilder, dann 800 Goldmünzen und bei 300 antike Statuen von Marmor und Erz; letzteres ein pikanter Beweis, daß auch der regste Eifer für die römisch-katholische Religion mit der Pflege und Liebe für das heidnische Alterthum vereinbarlich ist.

allein 100 Stück, unter welchen ein sehr großes über dem Schornstein hängt von Tizian, repräsentirt den Ecce homo, mit vielen fast lebensgroßen Figuren, für welches 33.000 Gulden sind bezahlet worden. Ueber der Thür ist ein Stück zu sehen von Guido Reni, welches fast das schönste von allen ist; das Sujet davon stellet dar, wie Johannes tauft Christum, drei Engel sind da herum, und ist Alles lebensgroß, auch fast eins der schönsten Stücke, so ich mein Tage gesehen habe. Von Rubens sind da vier sehr hübsche Stücke, eines davon nämlich von Bacchanalien hat die Königin, welche auch aus Prag gekommen ist, obwohl dennoch dieses das beste Original zu sein scheinet. Vom Paul Veronese, Tintoretto und Bassano waren da sehr viele und kostbare Tableaux. Im selben Zimmer oder auch erstem Cabinette war annoch ein Stück von der Jungfrau Maria mit dem Christkindlein von Leonardo da Vinci, wie auch ein solches von Rafael, von dem sonsten sehr viele Sachen zu sehen waren, wie auch Nuditäten vom Tizian und sehr herrliche Contrefacten. Vom Saale gehet man annoch durch eine Galerie, woraus aber die besten Dinge sind im letzteren Kriege nach Schweden gebracht, und stunden da nun annoch einige hübsche marmorne Büsten; zwei große Wildschweine waren da auch artig accionirt, so nach dem Leben geformt waren."

Um diese Zeit war der durch den Grafen Joachim Slawata nach Böhmen berufene Maler Christian Schröter, der durch des Grafen Verwendung 1684 zum k. k. böhmischen Hofmaler ernannt worden war, zugleich Galerieinspector und versah derselbe dieses Amt durch fast zwei Jahrzehente, wobei er sich gleich seinem Vorgänger Miseroni große Verdienste um künstlerische Anordnung und Ausnützung der Sammlungen erwarb. Namentlich bot er dem jungen Peter Brandl, der um 1685 zu ihm in die Lehre kam, Gelegenheit, an den Meisterwerken der Galerie sich zu üben und beschäftigte der angehende Künstler durch vier Jahre täglich seinen thätigen Geist durch Nachzeichnen, Copiren, Betrachtungen und Nachdenken vor den Meisterwerken der Italiener und Niederländer, so daß er bald manche derselben so glücklich copirte, daß man sie schwer vom Originale unterscheiden konnte. Aus dieser Zeit stammt auch ein von Brandl geschriebenes Verzeichniß der Gemälde in

der kaiserlichen Galerie, das sich später im Hausarchiv der Grafen Nostitz befunden haben soll. Ob der Künstler dasselbe blos zu eigenem Gebrauche oder im Auftrage Schröter's für die Galerie selbst verfaßte, ist uns nicht bekannt. Ebenso wie Brandl mögen auch andere Schüler Schröter's in den kaiserlichen Sammlungen ihre Vervollkommnung gefunden haben, da die Studien in denselben in vieler Hinsicht die üblichen Reisen nach Italien ersetzen konnten.

Aus dem Angeführten erhellt, daß die ursprüngliche Rudolfinische Kunst- und Raritätenkammer in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ihren Charakter wesentlich änderte. Durch die Bereicherungen, die ihr Ferdinand II., Ferdinand III., Leopold I., vorzüglich aber Erzherzog Leopold Wilhelm zukommen ließen, wurde sie zu einer kunstgerechten Bildergalerie, die jetzt von Künstlern und Fremden häufig aufgesucht wurde. Ihr Ruf verdunkelte die Sammlungen des Hofes zu Wien und so lag es nahe, die Residenzstadt auf Kosten der Provinzialhauptstadt an der Moldau zu bereichern. Man hat bisher oft darauf hingewiesen, daß dieser Vorgang den betheiligten Factoren zu keiner hohen Ehre gereiche und häufig lesen wir die Behauptung, Wien brüste sich mit den Schätzen Prags, die der Čechenhauptstadt ursprünglich angehörten. Aber nach dem hier Geschilderten wird es Jedermann klar, daß die Herrscher Oesterreichs volles Recht hatten, mit den Schätzen des Hradschins nach eigenem Gutdünken zu verfahren.

Vor Allem muß man sich vor Augen halten, daß die Kunstsammlungen persönliches Eigenthum des Kaisers Rudolf II. waren, daher auch von dessen Nachkommen auf Grund des Vererbungstitels in Besitz genommen wurden. Thöricht wäre es, hier von Nationaleigenthum zu sprechen und seine Klagen hierauf zu basiren. Zweitens ist es evident, daß gerade jene Gegenstände, die von Prag nach Wien übertragen wurden, zum weitaus größten Theile früher von dort kamen, was von sämmtlichen Bereicherungen der Prager Kunstkammer im späteren Verlaufe des 17. Jahrhunderts gilt. Die k. k. Kunstkammer in Wien hatte in jener Periode das meiste dazu beigetragen, daß die Raritätenkammer am Hradschin in den Ruf einer echten Kunstsammlung gelangte, sie konnte daher

im 18. Jahrhunderte mit vollem Rechte zurückverlangen, was ursprünglich ihr Eigenthum gewesen war. Aber selbst in dieser Periode wurde von Wien aus nach Prag Ersatz geleistet und die Ehre der Rudolfinischen Schöpfung aufrecht erhalten.

Die Zurückholung der Kunstwerke aus der Bildergalerie nach Wien begann unter Karl VI. im Jahre 1721 und wiederholte sich nochmals zwei Jahre später. In beiden Fällen wurde der Kunstkenner Piani nach Prag gesendet, um hier unter den Bildern die Wahl zu treffen und die ausgesuchten nach Wien zu schicken. Dem königlichen Schatzmeister Wenzel von Streitberg wurde nach Vollführung dieser Aufgabe durch den Oberstkämmerer Grafen Sinzendorf den 19. Mai 1724 die Mittheilung gemacht, daß „mit nächstem andere Gemälde aus der Wiener Kunst- und Schatzkammer geschickt werden sollen". Aus den über diese beiden Sendungen erhaltenen Actenstücken geht hervor, daß im Ganzen 47 Bilder (darunter 2 Correggio, 4 Tizian, 3 Paolo Veronese, 5 Rubens, 7 Guido Reni u. A.) nach Wien befördert wurden, während kurze Zeit hierauf 44 andere Gemälde (darunter gleichfalls Veronese, Rubens und andere italienische und niederländische Meister) als Ersatz nach Prag gelangten, so daß die Bildergalerie wieder über 500 Nummern zählte.

Der gleichzeitige Redeln führt in seiner Beschreibung Prags von der Kunst- und Schatzkammer Folgendes an: „In solcher sind annoch gar schöne sehenswürdige Dinge, an allerhand Naturalien und Raritäten und insonderzeit schönen Gemälden zu sehen. Obschon die vortrefflichsten Kostbarkeiten und der Schatz des Königs von denen Schweden Anno 1648 mehrentheils weggeführt worden. Der spanische Saal ist mit kostbaren Gemälden der besten niederländischen und italienischen Meister bekleidet." Auch in Reysler's 1730 erschienenem Reisebuche findet sich in Bezug auf Prags Kunstschätze die Bemerkung: „Der Prospect aus den königlichen Zimmern des Schlosses ist sehr angenehm und der Saal, worinnen der Kaiser gespeiset hat, gut eingerichtet. Die Kunst- und Schatzkammer war anjetzt nicht zu besehen, weil der Schatzmeister sich auf dem Lande aufhielt. An Gemälden soll noch etwas Gutes vorhanden sein. Uebrigens ist bekannt, wie es ihr in der königsmarkischen Ueberrumpelung ergangen."

Auch in den letzten Regierungsjahren Karl's VI., und zwar 1737, zu welcher Zeit Graf Franz von Hrzan königl. böhmischer Schatzmeister war, wurde noch eine Anzahl von Bildern von Prag nach Wien transportirt, aber eine schlimmere Periode begann für die Hradschiner Kunstschätze mit der feindlichen Besetzung Prags 1741 durch die vereinigten Baiern, Sachsen und Franzosen. Wohl fand keine förmliche Beraubung der Kunstkammer wie 1631 und 1648 statt, dafür aber lernten während jener Occupation die Schätze des Hradschins jene zahlreichen Agenten und Speculanten kennen, die um diese Zeit ganz Europa nach Kunstwerken durchstöberten und vornehmlich für die „grüne Kammer" in Dresden arbeiteten. Einer der thätigsten war J. G. Riedl, der bereits im März 1743 von der dringend Geld bedürftigen österreichischen Regierung vier Paolo Veronese aus der Prager Galerie um den Preis von 4000 Thaler erkaufte, die er nach Dresden wandern ließ. Ihnen folgten noch weitere 63 Gemälde (darunter 9 Stück Heiligenbilder von Skreta), die jetzt sämmtlich im Katalog der Dresdener Galerie angeführt sind. Nur können wir nicht behaupten, ob dieselben der k. Kunstkammer angehörten, da Riedl auch die Kirchen und Paläste in Prag und am Lande zu brandschatzen wußte *).

Sechs Jahre später erlitt die Kunstkammer jedoch einen namhaften Verlust durch den Verkauf von 69 Gemälden, die für den sächsischen Hof um 50.000 Thaler erstanden wurden. Als Agenten dienten hiebei ein Italiener, Namens Placidus Gialdi, und der Jesuit P. Guarienti. Gialdi trat in Prag sehr geheimnißvoll auf und gab sich für einen niederländischen Kaufmann aus, der von den Generalstaaten mit einer großen Summe Geldes ausgestattet sei, um Kunstwerke anzukaufen. Die Wiener Regierung verlangte für die ganze Galerie 300.000 fl., worauf jedoch Gialdi nicht einging, sondern mit der genannten Anzahl von gewählten Meisterstücken (worunter Rubens' berühmte „Wildschweinhetze" und Van Dyck's „Karl I. mit seiner Gemalin") sich begnügte.

*) So kommen im grünen Gewölbe in Dresden 12 Gemälde (darunter 7 Rubens mit der berühmten Copie „Leda mit dem Schwane") aus der Prager Galerie der Gräfin Wřesowec und nicht weniger denn 268 Gemälde aus der Waldsteinischen Sammlung im Schlosse zu Dux vor.

Maria Theresia intervenirte bei diesen Verhandlungen persönlich, denn mittelst Handschreibens befahl sie acht namentlich angeführte Gemälde, unter welchen sich auch jenes Meisterwerk von Rubens befand, vom Verkaufe auszuschließen. Gialdi gelang es aber später doch, das Bild für sich zu „retten“.

Ueberhaupt scheinen Gialdi und P. Guarienti auf dem Hradschin auf gaunerhafte Weise vorgegangen zu sein. Denn vermöge einer Fälschung im Katalog verblieben nach abgeschlossenem Kaufe in Prag noch einige Kisten mit der Aufschrift „Werthlose alte Sachen“. Als jedoch einige Zeit hierauf zwei andere Agenten (jedenfalls Abgesandte Gialdi's) jene „werthlosen Sachen“ kaufen und wegführen wollten, zeigte es sich, daß die Kisten von ihrem bisherigen Verwahrungsorte verschwunden waren. Höchst wahrscheinlich wollte Jemandem vom Hofgesinde, den die sauberen Herren Gialdi und P. Guarienti für sich zu gewinnen versäumten, die „Werthlosigkeit“ jener alten Sachen nicht recht einleuchten und derselbe beschloß, dieselben für sich zu verwerthen. Aber auch ihm gelang dieser klug ausgedachte Streich nicht, denn die Entwendung der Kisten kam an's Tageslicht und wie staunte man, als sich die „werthlosen alten Sachen“ als Meisterwerke von Rembrandt, Rubens, Tizian, Correggio, Velasquez, Paolo Veronese u. A. entpuppten.

Aber in wenigen Jahren schon wanderten dieselben doch in's Ausland (vornehmlich nach Dresden und Petersburg), da Maria Theresia die besten Stücke der Galerie verkaufen, das Uebrige durch den Wiener Hofgaleriedirector Freiherrn v. Mecheln nach der Residenz schaffen ließ. Das schlimmste Schicksal widerfuhr jedoch der gesammten Kunstkammer im Anfange des siebenjährigen Krieges, als sich die Preußen unter Friedrich II. 1756 Prag näherten und eine Wiederholung der Königsmark'schen Wirthschaft zu besorgen war. Die werthvolleren Gegenstände wurden in den unterirdischen, in Felsen gehauenen Kellern der Burg geborgen, aber als das Bombardement des philosophischen Königs gerade der nördlichen Fronte des königlichen Schlosses vorzugsweise galt, mußte auch der übrige Theil der Kunstsammlungen, um nicht Schaden zu nehmen, in die Keller wandern. Unter dem Donner der preußischen Kanonen wurde kopfüber an der Bergung der

Schätze gearbeitet und bald lagen dieselben hochaufgeschüttet in den schützenden Kellern, aber in welchem Zustande! Statuen und Bilder, Porzellan und Waffen, Münzen und Cameen — Alles lag bunt durch- und übereinander, wobei wenig Acht gegeben werden konnte, ob nicht Alles in Trümmer gehe.

Hier fand Rudolf's II. weltberühmte Kunstkammer ihr schmähliches Ende, da moderte der einst so streng gehütete Schatz, der Millionen verschlungen!

Und selbst als die Kriegsfurie ausgetobt hatte, gedachte Niemand mehr der Kunstkammer, deren Reste mit jahrelangem Staube bedeckt in den Felsenkellern liegen blieben. Rudolf II. hätte sich im Grabe umdrehen müssen, wenn ihm das Schicksal seiner großartigen Schöpfung bekannt geworden wäre. Glimpflicher ging man mit der Bildergalerie um, die später wieder einigermaßen in Stand gesetzt worden. Einer im Jahre 1781 erschienenen Beschreibung Prags entnehmen wir die Notiz, daß die Galerie „mit einigen Stücken von Dyck, Rubens, Tenier dem Jüngeren, Julio Romano, Paul Veronese, Michael Angelo, Carevaggio, Tintoretti, Champagne, Brandl, Schutt u. d. m. geziert“ war, die dann auf Befehl des Kaisers Josef II. nach Wien überführt wurden. Die Reste der eigentlichen Schatzkammer blieben jedoch nach wie vor in ihren Kellern in Vergessenheit. Durch mehr als 25 Jahre dauerte dieser entwürdigende Zustand, bis ihm ein nicht minder bezeichnender Zufall ein Ende machte.

Die hohen Militärautoritäten Prags stellten im Jahre 1782 Josef II. den Antrag, die verwaiste königliche Burg zu einer Artilleriecaserne umzuwandeln, und der Kaiser, der mit historischen Erinnerungen auf seine bekannte Weise umzugehen wußte, billigte unverzüglich diesen praktischen Gedanken. Prag sollte um eine Caserne reicher, aber auch um den einstigen Sitz der Könige Böhmens ärmer werden. Da aber die Artillerie feuerfeste Magazine benöthigt, gedachte man der Felsenkeller an der Nordseite der Burg und eine Commission besuchte mit Fackeln die unterirdischen Räume, in denen die Herrlichkeiten der Rudolfinischen Kunstkammer ruhten. Ein grausiger Anblick bot sich da den Herren Commissären. Klafterhoch aufgeschichtet und zumeist in Trümmern begraben lagen da Büsten, Statuen, Vasen, Götzenbilder, Schnitzereien von

Elfenbein und Holz, Sculpturen von Stein und gebranntem Thon, alterthümliche Musikinstrumente, Rüstungen u. s. w., aber der praktische Sinn der artilleristischen Adapteure sah in diesen Schätzen nur „zerbrechliches Zeug“, das unversäumt bei Seite geschafft werden müsse. In Körben und auf Tragstangen wurde Alles an's Tageslicht hinaufgeschleppt, um das Brauchbare vom Beschädigten abzusondern, damit ersteres nach Wien geschickt und letzteres an den Meistbietenden verkauft werden könne. Eine öffentliche Licitation wurde zum 13. und 14. Mai 1782 anberaumt, um mit den Haufen des „zerbrechlichen Zeugs“ schnellstens aufzuräumen. Als Bedingung wurde gestellt, daß die Käufer die erstandenen Sachen sogleich wegzuführen haben. Auch ein Inventarium wurde über dieselben verfaßt, das sprechendes Zeugniß von dem Kunstsinne des Josefinischen Zeitalters ablegt.

Die in Fäßchen zusammengepreßten Steine wurden blos nach der Farbe inventirt, z. B. die Lapis Lazuli als blaue, die Chrysoprase als grüne, die Topase als gelbe Steine u. s. w. Die goldenen und silbernen Bullen und Wachssigille wurden von den Diplomen gerissen und bildeten eigene buchhalterische Empfangsposten, während die Urkunden und Majestätsbriefe blos als Pergament und altes Papier mit in den Kauf gegeben wurden. Die „Herzogsmütze Přemysl's“ war in diesem geistreichen Inventar als „alte Tasche“ angeführt, alterthümliche Druiden-Opfermesser wurden dutzendweise als „Gartenmesser“ angeboten, antike Münzen und Cameen nach dem Gewichte losgeschlagen, Skopas' unsterblicher Ilioneus, der im Keller Kopf und Arme verloren und daher im Staube zu einem unscheinbaren Torso wurde, figurirte da als „Eine knieende Mannsperson von weißem Marmel, der Kopf abgebrochen“, ja nach einem anderen Berichte sogar als „Eckstein von Marmor“, während Tizian's „Leda“ als „Ein nacktes Weibsbild von einer bösen Gans gebissen“, und eine Tasse von der bewunderungswürdigsten Ciselirarbeit Benvenuto Cellini's als „Eine Schüssel zum beliebigen Gebrauche“ verzeichnet erschien.

Den 12. Mai, am Tage vor Beginn der Licitation, wurde noch der „Bodensatz“ der Rudolfinischen Kunstkammer, wie die Herren Commissäre die beschädigten Vasen, Statuen, Steine u. dgl. zu nennen beliebten, aus den Fenstern der Burg in den Hirsch-

graben hinausgeworfen, wo noch heutzutage die Prager Jugend auf diese letzten Reste der einstigen Herrlichkeit Rudolf's II. Jagd macht und häufig mit vollen Taschen von daselbst zurückkehrt. Eigene Placate der kais. Commission luden sämmtliche Prager Antiquitätenhändler und Juden zur Licitation in's Schloß ein. Den 13. Mai waren auch die für den Verkauf bestimmten Localitäten überfüllt und unter der Leitung von zwei Commissären und einigen Adjuncten begann nun der traurige letzte Act, der die Ueberbleibsel der Rudolfinischen Kunstsammlungen in alle Welt zerstreute.

Daß der Erlös der zweitägigen Licitation ein lächerlich niedriger war, brauchen wir unter diesen Umständen nicht eigens anführen zu müssen. Der Commission handelte es sich blos um schnelle Räumung der Localitäten und so wurden Miniaturbilder, Stammbäume mit Portraits, Raritäten u. s. w. um einen wahren Pappenstiel selbst tief unter dem Schätzungspreise abgegeben und jedem Käufer noch vieles umsonst zugeworfen. Kein Wunder daher, wenn der ständische Buchdrucker Johann Ferdinand Ritter von Schönfeld das Beste der ganzen Sammlung um eine unglaublich niedrige Summe an sich brachte, so daß dessen Sohn Ignaz, k. k. Hofagent in Wien, das bekannte „Schönfeld'sche Museum" zusammenstellen konnte, das später um einen ungeheuer hohen Preis in den Besitz des steirischen Barons Dietrich überging *).

*) Ueber dieses Schönfeld'sche Museum äußerte sich Hormayr's Archiv 1823 folgendermaßen: „Ungemein reich ist das Museum an Gegenständen, die sich auf Rudolf II. beziehen. Abgesehen von solchen, deren er und seine Umgebungen sich bedienten, wohin z. B. ein alchemistisches Manuscript, Tycho Brahe's mathematische Instrumente und anders Aehnliche gehört, finden wir hier Producte seiner eigenen Fertigkeiten, seinen Kunstwebestuhl, zwei über 60 Ducaten schwere, noch rohe Gußstangen von alchemistischem Golde, das künstliche, von ihm in Ebenholz und Elfenbein gedrehte Schachspiel u. A. m. Das Originalverzeichniß der ehemaligen, 1782 mit lächerlicher Hast und Rohheit zur Artilleriecaserne umgestalteten Rudolfinischen Schatzkammer in Prag, deren größter Theil (?) in das Schönfeld'sche Museum verpflanzt wurde, ist gleichfalls demselben einverleibt, ein denkwürdiges Denkmal von dem Reichthum jener Sammlung, von dem Geiste, in welchem man damals sammelte und ordnete und zugleich ein richtiger Aufschluß über jene wenigen Gegenstände, die nur historisches Interesse haben. In die Classe gehört ein Schuh und die

Neben Schönfeld erwies sich als eifrigster Käufer ein in ganz Prag bekannter Antiquar, Namens Helfer, der, ein getaufter Jude, beim Volke den Spitznamen „Laudon" führte, da es seine Lieblingsredensart war, „man müsse bei Licitationen auf gut laudonisch einschlagen". Auch der damalige Magistratsrath Liskowec erstand eine solche Anzahl von alten Rüstungen und Waffen, daß unter deren Gewicht der Boden in seiner Wohnung im Paperlbad einstürzte. Prof. Herget, der Geometrie an der Universität vortrug, erstand zumeist die alchemistischen und astrologischen Bücher und Manuscripte, die dann später insgesammt nach London wanderten, wo der Buchhändler Richard hohe Summen für dieselben zahlte. Etwa hundert erkaufte Statuenreste und sonstige Bildhauerarbeiten stellte der Professor in seinem Gärtchen im Seminär auf, von wo sie jedoch nach dem baldigen plötzlichen Tode des Professors ein Maurer verschleppte, um sie als Ofenunterlagen und Kellerstufen zu verwerthen. Zwei Juden, die zumeist nur alte Armaturen an sich brachten, wurden zu reichen Leuten, da die im Werthe von „altem Eisen" erkauften Gegenstände bei späterer Reinigung als mit Gold, Silber und Edelsteinen reich geschmückt sich erwiesen.

Die Krone wurde diesem vandalischen Treiben am Schlusse der Licitation am zweiten Tage aufgesetzt, als der Torso des Ilioneus ausgerufen wurde. Hier zeigten sich der Unverstand und die Mißachtung der Kunst auf ihrer tiefsten Stufe.

„Ein Eckstein von Marmor, fünfzig Kreuzer! Wer gibt mehr?" — rief höhnisch der Ausrufer, indem er auf den in der Ecke liegenden Torso hinwies. Aber kein Anbot erfolgte, da Niemand mit dem „Steinblock" seine Ladung beschweren wollte.

Da raunte Jemand dem alten „Laudon" in's Ohr zu: „Ihr kauft doch jeden Quark, Laudon; warum sollet ihr den Marmorblock nicht erstehen? Und wenn Ihr denselben selbst zu Stockknöpfen verarbeiten ließet, so werdet Ihr Eure Rechnung finden."

Mütze des Herzogs Přemysl von höchst einfacher Arbeit aus Thierfellen u. s. w." Dieses Schönfeld'sche Museum, das von dem Gründer 1799 nach Wien überbracht wurde, gelangte 1821 in den Besitz des Baron v. Dietrich und nach dessen Tode kauften es die Antiquitätenhändler Gebrüder Löwenstein aus Frankfurt a. M. um 28.000 fl. und brachten es außer Landes.

Die Versammlung lachte und „Laudon", sich dadurch geschmeichelt fühlend, rief: „Einundfünfzig!"

Neues Gelächter folgte dem Anbote, dessen Gegenstand jeder für werthlos hielt.

Der dritte Hammerschlag ertönte und der alte Laudon war für 51 Kreuzer Wiener Währung (nach heutigem Gelde 35 Neukreuzer) im Besitze der griechischen Antike, für welche vor zweihundert Jahren Johann v. Achen 34.000 Ducaten baar erlegt hatte.

Mit diesem Hammerschlage endete auch die Rudolfinische Kunst- und Schatzkammer nach zwei Jahrhunderten ihr Dasein, deren Räumlichkeiten wurden 1783 neuhergerichtet und zu anderen Zwecken verwendet. Hiemit schließt auch die Geschichte derselben und mit wenigen Worten wollen wir noch des Schicksales des letzten Auctionsgegenstandes vom 14. Mai 1872, des Ilioneus, gedenken.

Bald gereute der Kauf desselben den ergrauten Antiquar Laudon und herzlich froh war er, als der bei der Licitation anwesende Kleinseitner Steinmetzer und Bildhauer Malinský ihm denselben um vier Gulden (heute 1 fl. 68 kr.) abkaufte, ohne jedoch dessen hohen Werth selbst dann zu erkennen, als ihm auch der abgeschlagene Kopf des Ecksteines hierauf von der Commission umsonst ausgeliefert wurde. Nach Malinský's baldigem Tode bemerkte den Torso in seinem Atelier der Prager Universitätsprofessor und Kunstkenner Franz Lothar Ehemant, der in ihm sogleich eine Antike vermuthete und dies gesprächsweise dem eben in Prag weilenden Wiener Augenarzt und eifrigen Antiquitätensammler Barth, der auf einer wissenschaftlichen Reise nach Dresden begriffen war, mittheilte. Der letztere eilte unversäumt zu Malinský's Witwe, aber die hatte den Kopf des Torso von ihren Lehrjungen bereits zu Stockknöpfen verarbeiten lassen *). Barth war über diese

*) Der berühmte Tonkünstler Tomaschek zeigte einmal dem sel. Mikowec einen Spazierstock, dessen Marmorknopf aus dem Kopfe des Ilioneus geschnitten war. Eine hievon abweichende Version theilte L. G. (der bekannte Compilator Legis-Glückselig) 1858 in den unter Redaction des Bibliothekars Hanusch erschienenen „Kritischen Blättern für Literatur und Kunst", und zwar in seinem Artikel „Fragmente über Kunstleben und Kunstvandalismus alter und neuer Zeit in Böhmen" mit, der jedoch viele unrichtige und falsche Daten enthält.

empörende Handlung außer sich, schließlich aber doch froh, daß er wenigstens den Torso retten konnte und kaufte ihn hierauf um — sechs Siebenzehner! In Wien stellte er ihn in seiner Kunstsammlung auf und als zur Zeit des Wiener Congresses 1815 der damalige Kronprinz von Baiern (später König Ludwig I.) dieselbe besuchte und den Torso des Ilioneus gewahr wurde, bot er für ihn sogleich 6000 Ducaten, die auch angenommen wurden. Jeder von seinen sechs Siebenzehnern hatte demnach Barth ein volles Tausend Ducaten eingetragen. Auf diese Art gelangte der Torso nach München und als Ludwig I. seine großartige Glyptothek schuf, wurde der Ilioneus mit anderen Statuen der Niobidengruppe im Saale der Niobiden aufgestellt, wo ihn heute die ganze gebildete Welt bewundert.

Im Kleinen wiederholte sich hier das Schicksal der ganzen Rudolfinischen Kunst- und Schatzkammer. Fern vom ursprünglichen Sammelpunkte glänzen deren Prachtstücke in der Fremde, auf dem Hradschin verblieb weiter nichts, als etwa hundert Bilder, die noch unter Josef II. in die kaiserlichen Gemächer daselbst übertragen wurden, von denen aber ein Theil, und zwar der werthvollste, im Jahre 1876 gleichfalls nach Wien wanderte. Von der einstigen Schöpfung des großen kaiserlichen Mäcenas ist demnach am ursprünglichen Orte nichts mehr vorhanden. Man muß jetzt sämmtliche Hauptstädte und Cabinete Europa's besuchen, um deren Reste bewundern zu können.

Es heißt in demselben: „Aber auch das Haupt davon (?) fand sich am anderen Tage der Auction und ein Landgeistlicher erstieg dasselbe für zwei Kreuzer, ließ eine Kugel daraus drehen und hing sie als Gewicht an eine Pendeluhr. Diese Mittheilung ist Referenten vor vierzig Jahren von einem bei der verhängnißvollen Auction von 1782 fungirenden Domestiken, einem Gedenkmanne von achtzig Jahren, gemacht und eidlich verbürgt worden.“ Wir haben jedoch viele Gründe, mehr den diesbezüglichen Angaben Ehemant's, Tomaschek's und Mikowec's als jenen des durch seine lächerliche Anmaßung bekannten Legis-Glückselig trotz der „eidlichen Verbürgung“ seines Gewährsmannes zu glauben und müssen des Letzteren Aussage in das Gebiet der Fabel verweisen, ebenso wie ein ähnliches Gerücht, nach welchem das göttergleiche Haupt zu einer Kugel verarbeitet worden, die dann beim Kegelspiel in einem öffentlichen Garten Prags (man nennt den Jesuitengarten in der Kleinseite) benützt wurde.

Die Zigeuner in Böhmen.

Die Zigeuner in Böhmen.

Jahrhunderte lang stritten die Gelehrten über die Lösung der Frage, welches Land der Welt eigentlich die Ehre habe, die Urheimat der Parias unter den europäischen Völkern, der Zigeuner, zu sein, und durch ebenso viele Jahrhunderte lang blieb diese Frage stets unentschieden. Während die Einen, verführt durch lügnerische Angaben der braunen Söhne des Ostens selbst, auf Egypten als das Stammland der Zigeuner hinwiesen, schweiften Andere wieder nach Asien hin, um an den Ufern des Jordan oder des Euphrat die Ursitze des so plötzlich in Europa aufgetauchten Volkes zu suchen, während eine dritte Gruppe, auf die berüchtigten „Bohémiens" der Franzosen sich stützend, Stein und Bein schwor, die Zigeuner seien böhmischen Ursprungs und hätten gleichzeitig mit den Husiten vom Lande Böhmen aus die westlichen Länder Europa's überfluthet.

Allen diesen Streitigkeiten, bei denen aus dem letztangeführten Grunde der Name der böhmischen Nation übrigens keine beneidenswerthe Rolle spielte, machte erst vor wenigen Jahren jener geistreiche Philolog ein Ende, welcher auf den hervorragendsten Charakterzug der Zigeuner, den Hang zum Stehlen, sein Augenmerk richtend, nachstehend calculirte: „Nachdem es erwiesen ist, daß die herumvagirenden braunen Parias auf ihren Zügen durch die verschiedensten Länder keine Gelegenheit verabsäumen, um Alles, was in dem Bereiche ihrer langen Finger liegt, sich anzueignen, so wird sich gewiß auch in deren Sprache so mancher Diebstahl nachweisen lassen, welcher seinem Ursprunge nach auf das Land oder auf das Volk schließen läßt, dessen Sprachschatze das für die Zigeunersprache wegstibitzte Wort entnommen worden. Im Verfolge dieser linguistischen Diebstähle wird man dann wohl bis zu dem Ausgangspunkte, von welchem der Exodus der heimat-

losen Zigeuner begonnen, gelangen und hiedurch auch das Stammland derselben für alle Zukunft sicherstellen."

Und in der That sollte sich diese Methode des scharfsinnigen Gelehrten bei einem Diebsvolke wie die Zigeuner vollkommen bewähren. Der gewiegte Kenner des Sanskrit machte sich auf die Suche in den Irrgängen der Zigeunersprache und nachdem er in derselben in überraschender Aufeinanderfolge deutsche, böhmische, ungarische, serbische, griechische, türkische und schließlich auch persische Wörter, die bei den uncivilisirten Söhnen der Wälder seit Jahrhunderten das Bürgerrecht erlangt hatten, vorgefunden, so war ihm hiedurch auch die Route für den Wanderzug des Zigeunervolkes genau vorgezeichnet und er konnte folgerichtig das Land jenseits des Indus als die ursprüngliche Heimat desselben constatiren.

Weitere Forschungen wiesen hierauf bis zur Evidenz nach, daß die Zigeunersprache verwandt sei mit jener des Rigveda und der Mahabharata, mit dem hehren Sanskrit, zu dessen sieben neuindischen Sprachen sie nun als achte gehört. Seither sind die Gelehrten endlich über den Ursprung der Zigeuner einig geworden und selbst die Franzosen unterscheiden jetzt wohl zwischen „bohémien" und „bohéme", welches erstere Wort einen Zigeuner, letzteres einen Böhmen bedeutet *). Die Thäler des Indus im schönen Hindostan, wo heute noch die verachtete Kaste der Zangars an die Zigeuner erinnert, sind demnach die Urheimat des Nomadenvolkes, das freiwillig für immer dem Vaterlande entsagt

*) Palacký meint wohl, die Franzosen hätten die aus Böhmen kommenden Zigeuner absichtlich „bohémiens" genannt, um das „ketzerische" Volk von Böhmen auf eine gleiche Stufe mit dem verachtetsten, das sie damals kennen gelernt hatten, zu stellen, doch liegt es näher, den Ursprung dieser Benennung in den von Kaiser Sigmund als König von Böhmen den Zigeunern ausgestellten Geleitsbriefen zu suchen. Französische Schriftsteller selbst leiten den Ursprung dieser Benennung der Zigeuner von der Thatsache her, daß die ersten Zigeuner aus Böhmen nach Frankreich kamen. An eine Herabsetzung des böhmischen Volkes, wie Palacký meint, kann man da umsoweniger denken, als ja auch die Spanier die Zigeuner wohl im Allgemeinen „Gitanos", aber auch „Germanos" und „Vläminger" nennen, weil die ersten Zigeuner, welche die Pyrenäen überschritten hatten, aus Deutschland und aus dem Vlämischen kamen.

hatte, um in weiter Ferne, gemieden und verabscheut von allen anderen Völkern, ein kümmerliches und den herzlosesten Verfolgungen ausgesetztes Dasein zu fristen *).

Unbekannt sind die Ursachen, warum die Zigeuner im 5. Jahrhunderte nach Christo ihre Ursitze in Indien verließen, um zuerst in Persien und später am Euphrat ihre stets wechselnden Lagerplätze aufzusuchen; doch kann man als sicher annehmen, daß es ihr angeborner Wandertrieb gewesen, welcher sie dem Vaterlande entfremdete und zu einem wahren Ahasver unter den Völkern der Welt machte. Zudem beweist so manches persische und arabische Sprichwort noch heute, daß die alten Zigeuner schon vor anderthalb Jahrtausenden eines ähnlichen Rufes als qualificirte Diebe sich erfreuten, welcher in unseren Tagen deren Urenkeln in Europa zukömmt. Auf dem Euphrat und Tigris trieben die ausgewanderten Indier das Handwerk der Flußpiraten in derart unverschämter Weise, daß die siegreichen Anhänger der Lehre Mohameds im 9. Jahrhunderte mit ihnen kurzen Proceß machten und sie in alle Weltgegenden auseinander trieben. So kamen einzelne Stämme der Zigeuner in die byzantinischen Länder Kleinasiens, von wo sie bald darauf den Weg nach den Inseln des Archipelagus und schließlich nach dem Festlande von Europa fanden.

Im Anfange des 14. Jahrhunderts traf sie der englische Franziskaner Simeonis bereits auf Kreta und seine Beschreibung des „schmutzigen, in Höhlen wohnenden und zur ewigen Unstetigkeit gleichsam verdammten Volkes“ läßt uns in demselben allsogleich die Zigeuner von heute erkennen. Von Griechenland aus verbreiteten sich die Zigeuner über die ganze Balkanhalbinsel und vornehmlich wurde daselbst die Walachei zu ihrem gelobten Lande, das deren noch heutzutage über 200.000 beherbergt. Da sie jedoch in jenem Bojarenlande dem schmählichsten Sclavenjoche verfielen, suchten sie schließlich in den Pußten Ungarns Zuflucht, die ihnen 1415 von dem Palatin Nikolaus Gara um so eher gewährt wurde, als die ersten Zigeuner durchaus nicht mit leeren Händen kamen,

*) Nach den neuesten Forschungen Rienzi's dürfte der Ursprung der Zigeuner in die mahrattischen Landschaften des Dekkhans verlegt werden, wo man noch heute Leute dieses Volkes zu Triben vereinigt findet. Eine Unterkaste der Sudras, die bekanntesten Parias, seien die Stammeltern der Zigeuner.

denn die Goldwäschereien der Wallachei, in welchen sie bisher zu harter Arbeit verwendet worden waren, hatten den Langfingern hinreichende Mittel geboten, um sich diesseits der Donau das Ansässigkeitsrecht nöthigenfalls zu erkaufen. Ja, Kaiser Sigmund ertheilte den gehetzten Indiern für ihr schweres Gold das Privilegium, auch andere Länder Europa's betreten zu dürfen. Die Zigeuner beuteten dasselbe ungesäumt in ausgiebigster Weise aus und bereits im Jahre 1416 begegnen wir dem Vortrabe derselben auch in Böhmen und ist demnach diese erste Truppe gewissermaßen als Quartiermacher aller nachfolgenden Horden anzusehen *).

Aus dem genannten Jahre hat sich nämlich in den „Alten böhmischen Jahrbüchern" die erste schriftliche Aufzeichnung in böhmischer Sprache über das Auftauchen der Zigeuner in Mitteleuropa erhalten, während die deutschen und französischen diesbezüglichen Nachrichten etwas späteren Datums sind. — „Im Jahre 1416" — heißt es in jenem gleichzeitigen Manuscripte — „begannen sich auch die Zigeuner im Lande herumzutreiben und das Volk zu bethören" — welcher letztere Passus darauf hinweist, daß bereits die ersten Zigeuner das Handwerk der Wahrsagerei und Chiromantie, das deren Enkel zum Schaden des leichtgläubigen Volkes heute noch charakterisirt, trefflich zu üben verstanden.

Gestützt auf den Geleitsbrief des Kaisers traten sie in Böhmen mit einem gewissen Aplomb auf und rief ihr malerisch aufgeputzter Zug von etwa 300 Köpfen, in welchem sämmtliche Männer beritten waren und Jagdhunde mit sich führten, im ganzen Lande großes Aufsehen hervor. Ihre Häuptlinge wußten außerdem das Volk durch die Angabe für sich zu gewinnen, sie seien durch die Türken, diese geschworenen Feinde der Christenheit, aus ihrem Vaterlande vertrieben worden und suchen nun Schutz bei ihren christlichen

*) Ob die von dem Reimchronisten Dalimil beim Jahre 1242 angeführten Spione der Tartarenhorden, die nach Böhmen kamen und hier nach einem häufig wiederkehrenden Worte ihrer Sprache „Kartas" genannt wurden, Zigeuner waren, wie nach der Beschreibung ihres Aeußeren und ihres Betragens vermuthet werden kann, wagen wir nicht zu entscheiden, wiewohl Karl Hopf in seinem Werke „die Einwanderung der Zigeuner in Europa" nachweist, daß die Zigeuner schon im 13. Jahrhundert mit den Tartaren, denen sie Späherdienste leisteten, nach Europa kamen.

Glaubensgenossen. Als man sie nach ihrem Ursprunge fragte, gaben sie Egypten für ihr Stammland aus, doch hätten daselbst ihre Vorfahren einst den Eltern Jesu auf deren Flucht nach Egypten das erbetene Obdach versagt und darum sei ihr ganzes Volk zu ewiger Wanderung in der Welt verurtheilt. Auch die Berufung auf die ungarischen Bischöfe, von denen ihnen zur Verbüßung jener schweren Versündigung ihrer Voreltern eine siebenjährige Wallfahrt zu den ersten Gnadenorten Europa's auferlegt worden sei, blieb nicht ohne Wirkung auf das Gemüth der Bevölkerung Böhmens, die selbst diesen unheimlichen Gästen die altbewährte slavische Gastfreundschaft zu Theil werden ließ *).

Auch im benachbarten Mähren wurden die Zigeuner freundlich aufgenommen und hie und da sogar mit Geldmitteln zur Weiterreise versehen, wie aus der zum Jahre 1417 gehörenden Post der Znaimer Stadtrechnungsbücher: „den Czigeinern trinkgelt 1 Schock 3 Groschen" hervorgeht. In Süddeutschland lernte man sie zuerst gleichfalls im Jahre 1417, in der Stadt Straßburg 1418 kennen; die ausführlichsten Nachrichten über ihr Erscheinen bietet jedoch die Chronik der Stadt Constanz, wo sie nach geschlossenem Concil in starken Haufen auftauchten und wie überall die größte Sensation erregten. Bald breiteten sie sich aber auch in der Schweiz, in Italien, Frankreich und Spanien aus, wo sie in der ersten Zeit sowohl ihres Goldes (ihre Anführer trugen goldene Knöpfe an den Wämsern und die braunen Damen strotzten von Goldschmuck) als auch des Umstandes wegen, daß sie sich pfiffiger Weise sämmtlich für gute Katholiken ausgaben, ziemlich glimpflich behandelt wurden **).

*) Erwähnenswerth scheint uns jedoch, daß der Name „Cikán" bereits im Jahre 1421 zum Spottnamen diente, da derselbe dem Rosenberg'schen Castellan der im Pilsener Kreise gelegenen Burg Wildstein beigelegt wurde, und zwar wegen seines „feigen" Benehmens bei der Belagerung jener Burg durch Žižka. Im 16. Jahrhunderte erscheint in Böhmen bereits eine adelige Familie des Namens Cikán von Rothenstein, später die Familien Cikán von Čermná und Cikán von Libin, und in Schlesien gab es die Familie Cikán von Sloupsko. Die Stadt Časlau hatte im Jahre 1562 einen Bürgermeister Namens Syxt Cikán, wie überhaupt um diese Zeit der Name „Cikán" schon häufig als Familienname, zumeist jedoch im südlichen Böhmen, vorkommt.

**) Bei den Zigeunern herrscht heute noch die Sage, „das Volk sei vor

Nur jenem Reichthume der ersten Truppen des hindostanischen Wandervolkes ist es zuzuschreiben, daß die geldbedürftigen deutschen Fürsten jener Zeit, die mit Kaiser Sigmund an der Spitze durch die stets wiederkehrenden Kriege gegen die böhmischen Husiten so sehr beschäftigt waren, den Zigeunern die Grenzen ihrer Länder willig öffneten und deren bisher nur für Ungarn geltendes Privilegium der Ansässigmachung auch ihrerseits anerkannten. Nur so ist es erklärlich, daß die Zigeuner in Deutschland und den übrigen Ländern sich frei bewegen und immer stärkere Nachschübe ihrer Stammesgenossen aus den südöstlichen Gegenden Europa's an sich ziehen durften. Durch diese Umstände begünstigt, traten sie in einer festgegliederten Organisation auf, denn sie hatten ihre eigenen Richter, Grafen und Herzoge, ja in Ungarn gab es zu jener Zeit auch einen Zigeunerkönig Ladislaus, der in seinem Nomadenstaate ein strammes Regiment geführt haben soll, und später in Baiern einen König Namens Zindl, während in Pforzheim ein Grabdenkmal den „Freigrafen der Zigeuner Johann von Klein-Egypten" feiert.

Speciell in Böhmen mag man in der Periode der husitischen Unruhen den Pußtasöhnen freien Spielraum in den ausgedehnten Grenzwäldern und in den durch die Bürgerkriege verwüsteten Gegenden gegönnt haben, da es sichergestellt ist, daß sie sich in der Mitte des 15. Jahrhunderts unter dem böhmischen Volke einer verhältnißmäßig größeren Duldung als in anderen Ländern erfreuten. Es erhellt dies aus den Aufzeichnungen des berühmten böhmischen Reisenden Herrn Lew von Rožmital, welcher in den Jahren 1465 bis 1467 die westlichen Länder Europa's besuchte und in seinem interessanten Reisetagebuche darüber klagt, daß selbst die Zigeuner in Böhmen glimpflicher und gastfreundlicher behandelt werden, als es ihm und seinen Reisegenossen in Spanien auf der Reise von Burgos nach San Jago de Compostella widerfahren sei.

langer, langer Zeit mit vielen Schätzen an Gold und Edelsteinen, mit kostbaren Gefäßen, die die Frauen auf den Köpfen trugen, nach Europa eingewandert". Allein bei ihrer Einwanderung seien sie sogleich von den Weißen um all' ihre Habe gebracht worden und darum bestehe noch heute der Haß der Zigeuner gegen die Weißen und jedem Kinde werde mitgetheilt, daß sein Vater von den Weißen um seine Habe gebracht worden sei.

Diese wohlwollende Behandlung lockte die Zigeuner in immer zahlreicheren Haufen nach Böhmen, wo sie sich vornehmlich in den waldreichen südlichen Kreisen des Landes gefielen, so daß wir dieselben in den späteren Zeiten zumeist daselbst antreffen *). Ja noch heutzutage kehren die meisten herumziehenden Familien mit Vorliebe in jene Gegenden zurück, wo sie von altersher ihre bestimmten Wege haben und stets dieselben Ortschaften, Meierhöfe und Einschichten, dieselben Wälder und Lagerstätten aufsuchen, die vor Jahrhunderten schon ihren Vorfahren bekannt waren, so daß man für wahr annehmen kann, daß sie bezüglich der Richtung ihrer Wanderung gewisse Traditionen besitzen, die sich von Geschlecht zu Geschlecht vererben. Ja selbst in der Hauptstadt des Landes wurde ihnen friedliches Quartier zu Theil, denn in den erwähnten Jahrbüchern finden wir bei dem Jahre 1481 (also unter der Regierung Wladislaw's des Jagellonen) die Notiz, daß „in jenem Jahre am Montage vor dem Feste der Uebertragung des heil. Wenzel (2. März) die Zigeuner wieder nach Prag kamen und in der Neustadt ihr Lager aufschlugen". Zu jener Zeit hatte aber schon in den westlichen Ländern Europa's, vor Allem in Frankreich und Spanien, die Verfolgung der Zigeuner ihren Anfang genommen und so kam es, daß deren Horden sowohl aus Osten als auch aus Westen nach dem toleranten Lande Böhmen kamen, um hier Schutz gegen ihre Bedränger zu suchen. Am Schlusse des 15. Jahrhunderts waren sie bereits aus allen westlichen Ländern ausgewiesen und in manchen derselben, so namentlich in Holland, drohte man jedem Zigeuner, welcher innerhalb der Grenzen betreten werde, mit dem Tode auf dem Galgen.

Aber auch unter diesen Verhältnissen duldete man sie noch immer in Böhmen, denn nach der bereits angeführten Quelle „zogen die Zigeuner im Jahre 1523 unbehelligt im Lande umher und in Prag selbst übersiedelte am Tage des heil. Lambert (17. September) ein Haufen derselben von der Altstadt in die

*) In einem allegorischen böhmischen Gedichte, das dem Prinzen Hynek von Poděbrad zugeschrieben wird, kommt der Vers vor: „Smykaje se všudy jako cikán" (Er zieht überall wie ein Zigeuner herum), was als Beweis dessen gelten kann, daß schon in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Böhmen der Zigeuner das Prototyp eines vagabundirenden Menschen war.

obere Neustadt, wo sie in mehreren Häusern der Holzhauer unterhalb des Emausklosters durch einige Tage verblieben, bis sie schließlich in die Kleinseite hinüberzogen".

Doch auch in Böhmen schlug endlich die letzte Stunde ihrer bisherigen Freiheit und Duldung Seitens des Volkes und der Behörden, denn die verwöhnten Nomaden ließen sich im Laufe der Zeit nicht nur schwere Versündigungen gegen die Gastfreundschaft des böhmischen Volkes zu Schulden kommen, sondern sie verbündeten sich auch insgeheim mit den Erzfeinden der Christenheit, die damals bereits halb Ungarn erobert hatten und gegen Ferdinand I. einen wahren Vernichtungskrieg planten. Bereits im Jahre 1538 beschlossen die mährischen Stände, die Zigeuner nicht mehr im Lande zu dulden, da Beweise vorlagen, daß viele derselben den Türken als Spione dienten und sich zu feindlichen Anschlägen gegen die Christen gebrauchen ließen. Auf noch schnödere Weise lohnten sie die bisher in Böhmen genossene Gastfreundschaft, als sie in den Jahren 1536—1541 als Brandstifter auftraten, die von den Türken gedungen waren, in Ferdinand's I. Landen die Städte anzuzünden, um die Christen an der kräftigen Führung des Krieges zu hindern. Viele Städte in Mähren und Böhmen und selbst in den angrenzenden deutschen Ländern gingen auf solche Art in Flammen auf und eine Unzahl dieser Brandstifter, von denen einzelne auf der Folter vorgaben, das Geld für diese Schandthaten von den Juden empfangen zu haben, endete auf dem Galgen oder in den von ihnen entzündeten Flammen, in welche die Ruchlosen von dem erbitterten Volke ohneweiters geworfen wurden, sobald sie sich auf frischer That ertappen ließen. So ging am 19. Juli 1536 die ganze Stadt Königgrätz in Flammen auf, die nach einer gleichzeitigen handschriftlichen Chronik von den Zigeunern angefacht worden waren. Sehr nahe liegt hiebei die Vermuthung, daß diese Elenden auch die Urheber jenes furchtbaren Brandes gewesen, welcher am 2. Juni 1541 in Prag die Kleinseite und den Hradschin mit der königlichen Burg in Asche legte und neben Millionen anderweitigen Schadens auch den unermeßlichen Verlust der Landtafel des Königreiches Böhmen herbeiführte. Die überaus schnelle Verbreitung des Brandes, bei welchem die Flammen mehrmals an verschiedenen Orten zugleich emporschlugen, läßt diese Annahme

als sehr glaubwürdig erscheinen, jedenfalls glaubwürdiger, als jenes widersinnige, durch die Böhmischen Brüder aus Haß gegen Ferdinand I. aufgebrachte Gerücht, der König selber habe jenen Brand veranlaßt, um hiedurch die Landtafel und die in derselben enthaltenen Freiheitsbriefe des Landes zerstören zu lassen.

Unter solchen Verhältnissen war es gebotene Pflicht, schärfere Maßregeln gegen die Ausschreitungen der Zigeuner zu ergreifen und bald folgte ein Ausweisungsdecret dem anderen, wiewohl dieselben in den ersten Jahren zumeist wirkungslos blieben, da die öffentlichen Sicherheitszustände bei der damals durch die Stände noch sehr beschränkten königlichen Executive Vieles zu wünschen übrig ließen. Erst als nach Niederwerfung des Aufstandes von 1547 Ferdinand I. die Zügel der Regierung strammer anziehen konnte, trat der König auch gegen die Zigeuner energischer auf, um das Land endlich von denselben zu säubern. Als er Mitte December 1549 auf der Rückreise von Prag nach Wien begriffen war, überzeugte er sich auf seiner Fahrt durch das südliche Böhmen mit eigenen Augen, daß namentlich die Gegend zwischen Soběslau und Neuhaus von Zigeunerhorden wimmle, welche das Reisen daselbst sehr unsicher machten. Diese Wahrnehmung veranlaßte den König zu augenblicklichem Einschreiten gegen diesen Unfug und noch von Neuhaus aus, wo er einen Tag lang verweilte, erließ er an sämmtliche Stände des Königreiches ein Mandat, daß „die Zigeuner nirgends geduldet werden dürfen, wie es bisher in diesem Lande der Fall gewesen“, sondern daß es „allen Herren, Rittern, Städten und allen Einwohnern strengstens geboten sei, in keinem Orte die Zigeuner zu dulden und wo dieselben angetroffen werden sollten, sie von einer Gemeinde zur anderen geleiten zu lassen, bis sie über die Grenze des Königreiches hinaus wären, ohne dieselben länger als über Nacht im Orte zu behalten“. Zugleich sollten ihnen hiebei sämmtliche Waffen weggenommen, doch ihren Angehörigen an der Gesundheit nicht geschadet werden.

Das königliche Mandat hatte nun zur Folge, daß man allerorten gegen die Zigeuner scharf vorging und sich keineswegs mit deren Ausweisung und Escortirung aus dem Lande begnügte, sondern einen förmlichen Vertilgungskrieg wider dieselben in Scene

setzte. Nicht nur die Männer, welche sich ihren Verfolgern wohl mit Waffen in der Hand widersetzt haben mochten, sondern auch die Weiber und Kinder wurden wie wilde Thiere gehetzt und gemordet, so daß Ferdinand I. den 20. Jänner 1556 ein neues Mandat zu erlassen sich genöthigt sah, mit welchem angeordnet wurde, „die Zigeuner, vornehmlich aber deren Weiber und Kinder, nicht allsogleich zu ertränken oder auf andere schimpfliche Weise zu tödten, sondern dieselben als Sträflinge zur Verrichtung von Arbeiten oder auf andere Weise zu verwenden". Aehnlich ging man auch in Mähren und Ungarn gegen die Zigeuner vor, denn Ferdinand I. hatte dieselben mit Recht im Verdachte, daß sie geheime Spione der Türken seien, wie dies namentlich in Ungarn in vielen Fällen erwiesen worden. Und wie sehr die Annahme eines geheimen Bündnisses zwischen den Zigeunern und den Feinden der Christenheit begründet war, bewies die Thatsache, daß im Jahre 1579 der Pascha von Ofen eine große Schaar von Zigeunern nach Mähren auf Raub und Plünderung entsendete, wobei er dieselben seines Schutzes versicherte, allerdings aber die Absicht hatte, den Rückkehrenden ihre Beute, unter dem Vorwande, den Waffenstillstand gebrochen zu haben, abzunehmen. Doch hatten sich hiebei sowohl der Pascha als auch die Zigeuner, und zwar letztere auf furchtbare Weise getäuscht. Denn die Mährer sammelten rasch ihre Truppen, überfielen die beutelustige Schaar bei Olmütz, wo sie die eine Hälfte der Räuber niedermachten und die andere gefangennahmen, worauf über 600 Mann ohne viel Federlesens aufgeknüpft wurden. Kein einziger von den braunen Pußtasöhnen kehrte nach Ofen zurück, um dem verrätherischen Pascha das schmähliche Mißlingen seines Planes melden zu können.

Von da ab erschien selbst das grausamste Vorgehen gegen die Zigeuner als gerechtfertigt und von Jahr zu Jahr wiederholten sich die Hetzjagden gegen die Verbündeten der Türken, welche, allen Verfolgungen trotzend, mit der Regelmäßigkeit von Zugvögeln von Neuem wieder nach Böhmen sich wagten.

Aus dieser Periode stammt auch das Urtheil eines böhmischen Autoren über den Ursprung und den Charakter der Zigeuner, das einzige, das wir in der Literatur jener Zeit aufgezeichnet

finden. Das große Reisewerk des berühmten böhmischen Orientreisenden, Christoph Harant von Polžic, der im Jahre 1598 Palästina und Egypten besuchte, bemerkt nämlich bei der Beschreibung des letzteren Landes über die Zigeuner Folgendes: „Schließlich muß ich auch Etwas über die Zigeuner erwähnen, welche die Griechen Attingan, die Wälschen Zingari nennen. Obwohl dieselben bei uns vorgeben, daß sie aus Egypten stammen und daß sie in der Welt herumwandern müssen, weil sie der vor Herodes sich flüchtenden Jungfrau Maria und Christus keine Gastfreundschaft gewähren wollten, so habe ich doch erkannt, daß sie hier in Egypten eben solche Fremdlinge, Landstreicher, Wahrsager, Missethäter und Hexenmeister sind, wie bei uns in Böhmen, da sie in dem ganzen türkischen Königreich von einem Orte zum anderen wandern und hier in Kairo, in Alexandria auf allen Plätzen zu sehen sind, wo sie die Leute durch ihre Wahrsagereien betrügen. Ueber deren Herkunft geben die Scribenten verschiedenartige Nachrichten. Aventinus schreibt, daß sie türkischer Nation seien und daß sie von den Türken als Spione in unsere Länder geschickt werden; Vulcanius läßt sie aus Nubien entstammen, von wo sie ihrer christlichen oder vielmehr ketzerischen Religion wegen vertrieben worden seien, so daß sie nach Palästina, Syrien, Asien Thracien und schließlich auch in unsere Länder kamen, wo sie sich durch verschiedene schlechte Anschläge ernähren. Ich selbst halte dafür, daß es ein aus allen Ländern zusammengelaufenes Gesindel ist, welches sich wahrscheinlich den ursprünglichen Egyptern und Nubiern angeschlossen hatte, seit jener Zeit aber ungeheuerlich sich vermehrte und nun dem Sprichworte gemäß handelt: „Wer mit den Wölfen zusammen ist, muß mit ihnen heulen". Hiebei kann jedoch gesagt werden, daß jedes Land seine heimatlichen Zigeuner, das heißt Landesschädiger hat, welche aus einer Gegend in die andere wandern, aber sich trotzdem nicht allzuweit entfernen. Jene aus Egypten oder aus anderen türkischen Ländern kommen jedoch in unser Vaterland nur der Spionage wegen, denn zu Hause können sie sich besser ernähren; die Einen leben nämlich vom Schmiedehandwerk, und da sie eine vortreffliche Kohle zu brennen und das Eisen zu härten verstehen, so haben sie stets einen großen Zulauf, während die Anderen durch Wahrsagerei und andere

Gaukeleien ihr Leben gut fristen, da sich die Türken noch weit eher bethören lassen, als die Christen."

Harant hatte hier vollkommen Recht, die Zigeuner für Spione und Landesschädiger zu halten, denn die oben angeführten Thatsachen genügen vollkommen, sein Urtheil zu bestätigen. Hiedurch erscheinen aber auch in der That alle die scharfen, wider die Zigeuner von den einzelnen Herrschern Böhmens ergriffenen Maßregeln gerechtfertigt, wenn dieselben auch nicht gleich von befriedigendem Erfolge begleitet waren.

Auch Rudolf II. verbot diesen Vagabunden durch öffentliche Patente alle seine Länder, was jedoch ebensowenig wie früher Erfolg hatte, wie die bis zum Ausbruche des dreißigjährigen Krieges von den böhmischen und mährischen Ständen wiederholt decretirten Ausweisungen und Verfolgungen der Zigeuner beweisen. Dafür öffnete ihnen die eben erwähnte langjährige Kriegsperiode wie so vielen anderen Gräueln Thür und Thor und bereits im Jahre 1625 wird berichtet, daß berittene Trupps von Zigeunern, an 10 bis 15 Mann zählend, Wallenstein's Armee auf deren Zug von Böhmen gegen Niedersachsen folgten und zumeist in Wäldern und Gebüschen sich verbergend, auf passende Gelegenheit lauerten, um wehrlose Gemeinden zu überfallen und die ohnehin auf den Bettelstab gebrachte Bevölkerung um ihre letzte Habe zu plündern. Wie hungrige Heuschrecken begleiteten sie drei Jahrzehente hindurch die kämpfenden Heere, ohne bei der herrschenden Anarchie das strenge Auge der Regierungen fürchten zu müssen, und auch noch lange nach dem westphälischen Friedensschlusse unternahmen sie in hellen Haufen kecke Raubzüge gegen die besitzenden Classen. So erschien im Jahre 1675 in der Gegend von Sebastiansberg und Neudorf im Erzgebirge ein Zigeunertrupp, an 50 Mann und 40 Pferde zählend und von einem gewaltigen Trosse von Weibern und Kindern begleitet, welcher unzählige Diebstähle übte und nur unter Aufgebot der bewaffneten Macht vertrieben werden konnte.

Mit einem ähnlichen Trosse von Zigeunern traf auch der bekannte französische Arzt und Gelehrte Karl Patin, der um das Jahr 1670 Böhmen bereiste, zusammen, worüber wir in seinem, in Basel 1673 erschienenen Reiseberichte folgende interessante Aufzeichnung lesen: „Ich nahm noch einmal meinen Weg (von Prag)

nach Wien; allein bevor ich dort ankam, hatte ich noch ein ganz eigenthümliches Abenteuer, was auf meine Phantasie den tiefsten Eindruck machte. Wir fuhren zwischen der Elbe und einem kleinen Gehölz; plötzlich überraschte uns am Ende der Wiese eine lebendige Skizze der Auferstehung und des jüngsten Gerichtes. Drei bis vierhundert Gestalten erhoben sich vom Boden, auf dem sie lagen. Sie dachten nicht daran, sich zu kleiden, denn sie hatten keine Kleider; nur wenige bedeckten ihre Blöße, Scham war ihnen unbekannt. Ich wag' es nicht zu beschreiben, was ich sah und was ich für ein kleines Almosen hätte sehen können. Es war eine Truppe oder vielmehr ein Regiment Zigeuner, jener echten ursprünglichen, die kein Handwerk, keinen Reichthum, keine Freunde, keine Thätigkeit kennen und dennoch leben und in einer Freiheit leben, wie man sie in der freiesten Republik der Welt nicht findet. Ich reisete damals mit einem Polen und einem höchst gebildeten Studenten aus Stralsund, Namens Leye; sie waren über diese Erscheinung nicht minder erstaunt als ich."

Man ersieht hieraus, daß sich die kosmopolitischen Vagabunden zu jener Zeit in Böhmen noch einer ziemlichen Freiheit erfreuten, doch ihrer Ausschreitungen wegen griff man unter der Regierungsperiode Leopold's I. wieder in allen österreichischen Landen zu strengeren Maßregeln gegen die Zigeuner *) und auf einen Bericht der böhmischen Statthalter hin erließ der Kaiser, nachdem die ersten Ausweisungsdecrete vom 15. October 1674 und 21. August 1680 ohne Erfolg geblieben waren, unter'm 21. April 1688 ein Rescript, die Zigeuner nirgends zu dulden, sondern denselben, wo sie auch betreten werden mögen, Alles wegzunehmen und sie mit leeren Händen über die Grenze zu jagen. Und sollte sich das „Zigeunergesindel" auf seine Päße berufen, hieß es in dem kaiserl. Rescripte, so solle hierauf gar keine Rücksicht genommen werden **).

*) So wurde im Jahre 1676 in der Stadt Chotzen der Zigeuner Wenzel Kubik wegen Landstreicherei zum Tode durch den Strang verurtheilt, welches Urtheil von dem Prager Appellationsgerichte am 27. August 1676 bestätigt wurde.

**) Diese Strenge des Kaisers, sowie die allgemeine Abneigung gegen die Zigeuner hinderte indeß nicht, daß bei dem großen Hoffeste am Faschingsmontag

Aber auch die Herren Zigeuner nahmen wenig Rücksicht auf das kaiserl. Rescript und schon im nächsten Jahre mußten die Statthalter beim Kaiser neuerdings Klage führen, daß die Zigeuner in Böhmen sich erschrecklich mehren und vorzüglich aus Mähren und Schlesien sich in's Land ziehen. Leopold I. forderte demnach laut Erlaß vom 24. Mai 1689 die Stände der beiden genannten Länder auf, die Zigeuner unnachsichtlich bis auf den letzten Mann über die Grenze zu bringen und künftighin Niemanden von deren Angehörigen in's Land zuzulassen. Man beklagte sich zu jener Zeit allgemein über die Zigeuner, daß sie sich nicht nur auf's Betteln und Stehlen verlegen, sondern auch durch Brandstiftungen, Raub und Falschmünzerei unberechenbaren Schaden der Bevölkerung bereiten, welche letztere den sie bethörenden Zigeunerweibern ihre Häuser öffne und durch deren Wahrsagereien bestrickt werde, um dann den Raubanfällen der Männer zu verfallen. Deswegen wurde in demselben Jahre, als die böhmische Statthalterei unter'm 21. August 1689 die Kreishauptmänner auf die berüchtigten französischen Brandstifter in Böhmen aufmerksam machte, zugleich angeordnet, daß derselben Ursache wegen alle Zigeuner, welche binnen drei Tagen das Land nicht verlassen, dem Galgen überantwortet werden sollen.

Aber alle diese und viele spätere gleichlautende Verordnungen gegen die Zigeuner blieben ohne erwünschtes Resultat und Kaiser Leopold sah sich daher gezwungen, zum äußersten Mittel gegen die unverbesserlichen Schädiger der öffentlichen Sicherheit und Ruhe zu greifen, nämlich die Zigeuner für vogelfrei und außerhalb aller Gesetze stehend zu erklären. In Böhmen geschah dies durch kaiserl. Rescript vom 11. Juli 1697 und nachdem dasselbe durch die königliche Statthalterei in allen Gemeinden des Landes verlautbart worden, begann in zwölf Stunden hierauf allerorten die Hetzjagd gegen die unglücklichen Söhne des Ostens. Die Männer wurden gehängt oder in ganzen Rudeln zusammenge-

---

am 2. März 1680, als sich Kaiser Leopold I. mit seinem Hofe aus Furcht vor der Pest in Wien auf dem Hradschin in Prag aufhielt, bei welchem Feste von den Cavalieren eine böhmische Bauernhochzeit aufgeführt wurde, der Prinz von Baden einen Zigeuner und die Gräfin Theresia von Tachach eine Zigeunerin darstellte.

schossen, die Weiber und Kinder, nachdem man denselben die Ohren und die Nasen abgeschnitten, gewaltsam über die Grenze gebracht. In ihrer Verzweiflung setzten sich die Zigeuner an vielen Orten zur Wehr und in den blutigen Scharmützeln mit ihnen fielen mehrere Kreisdragoner und auch die zur Treibjagd aufgebotenen Bauern hatten mannigfache Verluste zu verzeichnen, was natürlich den Grimm des Volkes nur noch mehr anfachte. In Prag selbst wurden vier Zigeuner ertappt und ohneweiters vor den Thoren der Stadt aufgeknüpft, während der Büttel ihre Weiber hinauspeitschte und für ewige Zeiten aus dem Lande verwies. Hunderte von braunen Leichen hingen in den Grenzwaldungen, um die etwa nachfolgenden Zigeuner gleich bei dem ersten Betreten des böhmischen Bodens abzuschrecken, und Ströme Blutes wurden vergossen, um das Land von der „abscheulichen Zigeunerbrut“ zu säubern. Grabesstille herrschte nun in den Wäldern, die einst von dem Lärm der Lagerstätten der halbnackten und zumeist nur von Aas lebenden und doch stets lebensfrohen Indier widerhallten; erloschen waren die Flammen, um welche herum die schwarzäugigen Zigeunermädchen ihre wilden Tänze aufgeführt hatten und verödet waren die geheimen alten Waldwege, auf welchen die ersten Zigeuner in's Innere Böhmens eingedrungen waren und die durch drei Jahrhunderte allen später einwandernden Horden zum Wegweiser gedient hatten. Nun gab es in diesen Grenzwäldern gar schreckliche Wegweiser, die Galgen, an denen die Leichen der Opfer der letzten allgemeinen Wildhatz baumelten, und namentlich an der Grenze gegen Mähren und Niederösterreich ließen sich die unheimlichen Pfosten zu hunderten zählen.

Mehrere Jahre lang schien es, als sei Böhmen durch diese Menschenhetzjagd für immer der Zigeuner los geworden, denn durch längere Zeit wagte keiner derselben den Fuß in jenes Land zu setzen, wo man mit jedem Mitgliede des proscribirten Volkes so furchtbar kurzen Proceß machte. Aber der Mensch ist ein Gewohnheitsthier und schließlich verliert selbst der Galgen viel von seiner Schrecklichkeit, wenn man ihn immerwährend vor Augen hat. So war es auch mit den Zigeunern, welche durch die an der Grenze aufgestellte Galgenallee von Böhmen fern gehalten werden sollten. Nach einigen Jahren gab es in jener unheimlichen Barriere

schon ziemliche Lücken, die aufgeknüpften Leichen waren längst zu Moder geworden und in gleichem Verhältniß war in den Herzen der ungarischen und sonstigen Zigeuner die Sehnsucht nach dem einst so gastfreundlichen Lande jenseits des böhmisch-mährischen Scheidegebirges gewachsen. Zuerst einzeln, dann aber in ganzen Familien wagten sie sich wieder in die geliebten böhmischen Wälder im Taborer und Budweiser Kreise, die sie als heiliges Erbe nach ihren Vorfahren betrachteten und nach denen sie ihre Traditionen ohne Unterlaß und unter Verachtung jedweder Gefahr zogen. Und als unter Josef I. eine etwas mildere Praxis gegen die Zigeuner platzgegriffen hatte, kamen dieselben in zahlreichen Haufen aus Ungarn und Mähren, um die alten Lagerplätze in Böhmen aufzusuchen. Das Rescript vom 11. Juli 1697 wurde nicht mehr in der vollen Strenge gehandhabt und so trieben es die zurückgekehrten Aspiranten des Galgens bald wieder so toll wie vorher, als sie den Zorn Leopold's I. gegen sich entflammt hatten.

Bald mußte daher auch Josef I. von seiner bisherigen Milde abgehen und zu strengeren Maßregeln gegen die wieder übermüthig gewordenen Parias greifen. Das erwähnte Rescript wurde wohl noch nicht wieder zu voller Geltung restituirt, aber doch allen Zigeunern das Ueberschreiten der böhmischen Grenze auf's Strengste untersagt. Auf allen Straßen und Wegen an der Grenze wurden Tafeln mit dem bezüglichen Verbote aufgepflanzt und als verständliches Warnungszeichen zugleich neben jeder Tafel ein Galgen aufgerichtet. In den Grenzgemeinden starrte gleichfalls vor jedem ersten Hause eine ähnliche Tafel den etwa sich zeigenden Zigeunern entgegen. Aber an der Hartnäckigkeit der letzteren scheiterten alle diese Maßregeln, sowie die alljährlich sich wiederholenden Ausweisungsdecrete der böhmischen Statthalterei, und so mußte man bei der stets wachsenden Frechheit und Widerspänstigkeit der Proscribirten wieder zu dem äußersten Mittel Leopold's I. zurückgreifen. Jeder ergriffene Zigeuner wurde gleich am Orte aufgeknüpft und die grausen Scenen vom Juli 1697 wiederholten sich in neuer Auflage, worüber die Archive und Chroniken der Städte aus jener Periode unzählige Belege enthalten. So wurde im September 1707 in Libochowic eine Zigeunergruppe aufgegriffen und in Folge der Sentenz der böhmischen

Appellation vom 19. desselben Monates der Anführer derselben, Georg Czikaner, mit dem Tode am Galgen bestraft und die sechs Weiber unter dem hängenden Leichnam desselben zuerst mit Ruthen gepeitscht, dann jeder das rechte Ohr abgeschnitten und an den Galgen genagelt und hierauf alle des Landes verwiesen. Einige Wochen später ereilte dort dasselbe Schicksal eine andere Bande, doch wurden die Männer, da es in der Stadt selbst an der nöthigen Anzahl von Galgen mangelte, durch das königl. Kreisamt in drei Nachbarstädte überführt, um dort mit dem Strange zu enden. Fünf Weiber sammt mehreren Kindern und einem Greise blieben in Libochowic zurück und wurde letzterer gleichfalls mit dem Galgen, erstere mit Abschneiden des rechten Ohres und Auspeitschen bestraft.

Ein anschauliches Bild dessen, mit welchen Schwierigkeiten die damaligen herrschaftlichen Aemter in den Grenzgegenden bei Verfolgung der Zigeuner zu kämpfen hatten und welchen Widerstand die letzteren leisteten, gewinnen wir aus den im Archive des Cistercienserstiftes Hohenfurt enthaltenen Urkunden vom Jahre 1715, welche die Maßnahmen der Stiftsherrschaft gegen die in den ausgedehnten Wäldern im Süden Böhmens hausenden und das Eigenthum der Landbevölkerung auf's Aeußerste bedrohenden Rotten betreffen. Unter'm 31. Jänner 1715 berichtete der Secretär des genannten Stiftes, Johann Paul Brimb, an das königliche Kreisamt zu Budweis, daß sich an der oberösterreichischen Grenze bei den Gemeinden Kaltenbrunn und Schlögl zahlreiche Zigeuner haben sehen lassen, auf welche von den herrschaftlichen Jägern und Bauern sogleich gestreift worden. Da jedoch das „liederliche Gesindel mit gezogenen Röhren, Flinten, Pistolen, Terzerolen, Pallaschen, Säbeln und Degen sattsam versehen war“, hätten diese Streifungen keinen Erfolg gehabt und dies um so weniger, als sich die Zigeuner bei jedem Zusammenstoße mit den Verfolgern schnell über die Grenze zurückzogen, um dann auf einer anderen Seite wieder hervorzubrechen. Oft sei aber deren Uebermacht so groß gewesen, daß die Jäger sich kaum getrauten, in ihre Reviere zu gehen, während die Bauern, eingeschüchtert durch die Drohung der Zigeuner, der rothe Hahn werde ihnen auf's Dach gesetzt und jeder mögliche Schaden zugefügt werden, Anstand nahmen, sich

fernerhin an den Streifzügen zu betheiligen. Daher werde das Kreisamt, da nur das Aufgebot einer größeren bewaffneten Macht diesem Zigeunerunfug wirksam steuern könne, ersucht, eine Abtheilung der in Budweis und Neuhaus einquartierten Miliz unter dem Commando eines im kleinen Kriege erfahrenen Officiers nach der bedrohten Gegend zu entsenden. Mit 30 oder 40 Reitern werde dem Diebsgesindel, das es vorzüglich auf die Pferde der Bauern abgesehen habe und dessen größte Bande an 30 Mann zähle, wohl beizukommen sein.

Diesem Ansuchen wurde nach kurzer Zeit willfahrt und eine Abtheilung Soldaten in die Umgegend von Krumau einquartiert, um von dort aus bis an die Grenze zu streifen, während gleichzeitig auch von Oberösterreich aus, wo namentlich die Herrschaften Freistadt, Waldenfels, Waxenberg und Helfenberg von den Zigeunerhorden viel zu leiden hatten, eine ähnliche Verfolgung eingeleitet wurde. Diesem energischen Vorgehen gegenüber vermochten nun die Zigeuner wohl nicht lange Stand zu halten, da auch die Bevölkerung bei dieser wirksamen Unterstützung Seitens des Militärs wieder Muth gefaßt hatte und herzhaft an den Streifungen gegen das gemeinschädliche Volk Theil nahm. Aber auch die Zigeuner wehrten sich verzweifelt ihrer Haut und vor Allem war es deren Anführer, „der Erzräuber und Zigeuner Wolf genannt", welcher auch nach der Versprengung seiner Rotte den Verfolgern viel zu schaffen machte. Derselbe wurde eines Tages, es war am 28. Mai 1715, bei Kappel mit einem seiner Genossen von den die Verfolger begleitenden Hunden aufgestöbert, salvirte sich jedoch, nachdem er auf seine Feinde fünf Schüsse abgefeuert hatte, in den dichten Wald und es gelang ihm, über die nahe Grenze nach Waxenberg zu entkommen, wo er sich in einem Bauernhaus verrammelte. Aber die Waxenberger waren ihm dicht auf den Fersen und umringten das Haus, so daß der Rädelsführer endlich verloren zu sein schien. Doch auch jetzt verließ den verwegenen Räuber seine Tollkühnheit keineswegs und nachdem er einen zugesperrten Laden aufgesprengt, rannte er den davor stehenden Schützen über den Haufen und suchte wieder sein Heil in der Flucht nach dem nächsten Walde. Die übrigen Bauern sendeten ihm wohl einige Kugeln nach, von welchen zwei auch ihr Ziel nicht verfehlten, doch traf die eine

nur die Pistole im Gürtel des Räubers, während ihn die andere blos leicht blessirte. So entkam Wolf neuerdings und richtete seine fliehenden Schritte zu dem im Walde gelegenen Häuschen des Martetschläger Jägers, welcher in Böhmen zu seinen unermüdlichsten Verfolgern gehört und zur Sprengung der Wolf'schen Bande am meisten beigetragen hatte. Hier drohte er dem erschrockenen Weibe des Jägers, er werde sie und ihr Kind ermorden und das Haus anzünden, falls sie nicht seinen Heißhunger, der ihn an weiterer Flucht behindere, durch reichliche Speise stillen würde. Die Frau sagte dies zu, aber während sie mit der Zurichtung einer Eierspeise beschäftigt war, schickte sie insgeheim einen Boten nach ihrem Mann, welcher auch bald mit drei Schützen eintraf und sogleich über den Räuber herfiel. Derselbe schlüpfte aber mit wahrer Zigeunerbehendigkeit unter seinen Füßen hindurch und es gelang ihm, die Thür zu erreichen, wo ihn jedoch die daselbst aufgestellten Wachen mit zwei wohlgezielten Schüssen niederstreckten, so daß er bald darauf seinen Geist aufgab.

Am nächsten Tage kam die Nachricht, der Rest der Wolf'schen Bande sei bei dem Dorfe Fornschlag unweit Hohenfurt gesehen worden und allsogleich brach der Officier mit sechs Mann Soldaten und einer Schaar von Bauern zur Verfolgung derselben auf. Doch gelang es trotzdem drei Männern, unter denen sich auch Wolf's Knecht befand, nach verzweifelter Gegenwehr zu entkommen, während die übrigen eilf Personen, zumeist Weiber und Kinder, von den erbitterten Soldaten und Bauern auf der Stelle massacrirt wurden. Seit diesem Blutbade blieb das Stiftsgebiet von der Landplage der Zigeuner verschont, doch wiederholten sich derartige Scenen um so häufiger in anderen Gegenden des Landes, zumal Kaiser Karl VI. die Unglücklichen mit Patent vom 20. Juni 1721 wieder für vogelfrei erklärt und die früheren Bestimmungen des Leopold'schen Rescriptes nur noch verschärft hatte.

So bestimmte Art. 2 dieses Patentes, daß neben den Männern auch die Weiber dem Tode durch den Strang zu verfallen haben und nur die Kinder an Spitäler zur christlichen Erziehung zu übergeben seien. Im Art. 4 wurde die Aufstellung der „Zigeunertafeln" an der Grenze und in jeder Gemeinde anbefohlen

während Art. 5 Jeden mit schweren Strafen bedrohte, wer sich der Vorschubleistung an die Zigeuner schuldig mache. (Vermögende mußten in einem solchen Falle 100 Ducaten Strafgeld erlegen, während Aermere mit Freiheitsstrafen belegt wurden.) Die Ortsbehörden hatten das Recht, zu jeder Zeit militärische Assistenz zur Verfolgung der Proscribirten zu verlangen und durfte ihnen dieselbe in keinem Falle versagt werden. Aehnlich strenge Bestimmungen enthielt das kaiserl. Patent vom 22. Jänner 1726, dessen erster Artikel alle Zigeuner von Neuem für vogelfrei erklärte, während der 4. Artikel die sofortige Hinrichtung jedes Ergriffenen durch den Strang anordnete. Den Knaben (jedoch nur bis zum 18. Lebensjahre, denn ältere wurden gleichfalls gehängt) und Weibern wurde im Betretungsfalle ein Ohr abgeschnitten, und zwar war hiezu in Böhmen das rechte, in Mähren, Schlesien und im Glatzischen das linke Ohr bestimmt, obwohl die Henker hiebei zumeist nach Gutdünken verfuhren. Sobald aber ein Häftling gleichzeitig eines Vergehens überwiesen wurde, verlor er auch das zweite Ohr und bei etwaiger Rückkehr in das Königreich endete er unnachsichtlich auf dem Galgen.

Ein allgemeiner Vertilgungskrieg gegen die gehetzten Kinder Hindostans war die Folge dieser drakonischen Bestimmungen, obwohl man an vielen Orten menschlicher dachte als die kais. Patente, und es bezüglich der Weiber bei dem bisherigen Auspeitschen und dem Ohrabschneiden verblieb, ohne die Armen gleich dem Galgen zu überliefern, falls nur dieselben einen Revers unterschrieben, nie mehr nach Böhmen zurückkehren zu wollen. Eine derartige Urkunde aus dem Jahre 1723 befindet sich im Archive des Städtchens Choltic bei Chrudim, und zwar stellte dieselbe die in Haft genommene Zigeunerin Anna Janoš aus, um dem sie bedrohenden Tode durch den Strang zu entgehen, während sie den Verlust des rechten Ohres und Auspeitschen unter dem Galgen erdulden mußte *). Eine ihrer Genossinnen, Namens Veronika Janda, welche

*) Der Revers lautet wörtlich, wie folgt: „Ich, Anna Janoš, verurtheilt zum Verluste des rechten Ohres durch Abschneiden desselben und zum Auspeitschen unter dem Galgen, sowie auf ewige Zeiten aus den Ländern S. K. M. ausgewiesen, stelle diesen Criminalrevers aus und schwöre bei Gott dem Allmächtigen, der seligen Jungfrau Maria der Gottesgebärerin und allen Heiligen,

von demselben Schicksale bereits in Polička ereilt worden war, wurde im Jahre 1726 in Choltic ergriffen und gab dem die Untersuchung gegen sie führenden Richter auf dessen Frage, warum sie nach der peinlichen Execution wieder nach Böhmen zurückgekehrt sei, zur Antwort: „Wenn Alle das Land verließen, dann würde ich gleichfalls von dannen ziehen. Da wir aber in Böhmen geboren sind, so wollen wir auch in böhmischer Erde unsere Gebeine ruhen lassen. Es möge nach dem Willen Gottes geschehen!“ — In Dobrowic bei Jungbunzlau mußte die Zigeunerin Monika Ružička einen ähnlichen Revers ausstellen, nachdem man ihr vor der Execution auf der Schulter den Buchstaben R ausgebrannt und dessen Umrisse mit Schießpulver tüchtig eingerieben hatte, damit das Schandmal nicht ausgewaschen werden könne. Zugleich wurde ein Bildniß der Delinquentin dem königl. Appellationsgerichte in Prag übersendet, was uns jedenfalls als Beweis dessen gelten mag, daß die in der Neuzeit bei den Polizeibehörden eingeführten Verbrecheralbums bereits vor anderthalb Jahrhunderten im Brauche waren. — Der Zigeuner Anton Koupil, welchen man zu derselben Zeit in Mšcheno ergriffen hatte, erhielt die Buchstaben A, B, O auf dem Rücken ausgebrannt und nachdem man ihn an einem Markttage eine Stunde lang auf dem Pranger öffentlich ausgestellt hatte, ließ man ihn durch den Büttel aus der Stadt hinauspeitschen und auf ewige Zeiten aus allen Erblanden ausweisen. — Dasselbe Schicksal ereilte in Pardubic den Zigeuner Andres und dessen Genossen Wašek, welche am 2. Mai 1716 daselbst unter dem Galgen gepeitscht wurden und von denen zugleich jeder das rechte Ohr verlor. In derselben Stadt schnitt man am 20. Juni 1723 zwei Zigeunerinnen, Namens Susanna und Magdalena, jeder das rechte Ohr ab und verwies sie nach Ausstellung des Reverses aus allen kaiserlichen Ländern; drei Monate hierauf vollführte man dieselbe Execution an vier anderen Zigeunerinnen, nur verlor dabei die älteste, die 60jährige Katharina, zur Abwechslung das linke Ohr und wurden alle auf dem Pranger,

---

daß ich unter Todesstrafe alle erblichen Länder S. K. M. meiden und nach an mir vollbrachter Execution sogleich das Königreich Böhmen ohne weiteren Aufenthalt verlassen will. Wozu mir Gott der Allmächtige, die Jungfrau Maria und alle Heiligen verhelfen mögen. Amen.“

welchen ihre abgeschnittenen Ohren zierten, dreimal mit Ruthen gestrichen. — In demselben Jahre nahm man auch in dem Städtchen Drosau zwei Zigeunerinnen, Namens Rosine Frkač und Ludmilla Fuka, wegen Landstreicherei in Haft und nachdem man der ersteren das rechte Ohr abgeschnitten und dasselbe an den Galgen genagelt, wurden beide dreimal um die Justitia herum gepeitscht und dann über die Landesgrenze gebracht, was dieselben jedoch durchaus nicht gehindert haben mag, mit nächstem wieder in die dunklen Forste des Böhmerwaldes zurückzukehren.

Aber schlimm erging es der Unglücklichen, welche mit bereits abgeschnittenem Ohre von Neuem ertappt wurde, denn dieselbe verfiel als uncorrigible ohne Gnade dem Schwerte des Scharfrichters, wie Art. 7 des letzterwähnten Patents ausdrücklich normirte *). Ueber einen derartigen Fall von grausamer Strafe an einem Zigeunermädchen berichten die Acten des Nachoder Schloßarchives, aus welchen wir hier das Thatsächliche anführen wollen. Im Mai 1726 wurden dem Nachoder Criminalgerichte drei Zigeunermädchen, Namens Agatha, Cäcilia und Felixa, eingeliefert, welche im Weichbilde der Stadt ergriffen worden waren. In ihren Verhören gaben dieselben an, elternlos zu sein (der Vater der einen soll gehängt, der Vater der zweiten von anderen Zigeunern erschlagen worden sein) und kein Vaterland zu haben, daher sie genöthigt seien, aus einem Lande in's andere zu ziehen; die zwölfjährige Cäcilia behauptete sogar, eine Gräfin habe sie aus der Taufe gehoben. Laut obergerichtlichem Urtheil wurde den beiden älteren Mädchen je das linke Ohr abgeschnitten und an den Galgen genagelt, worauf sie um den letzteren herum dreimal gepeitscht und nach Ausstellung des vorgeschriebenen Reverses mit Ruthenstreichen über die nahe Grenze gejagt wurden. Cäcilia gab man einigen Menschenfreunden zu Nachod zur Erziehung, aber schon in wenigen Wochen lief dieselbe mit den beiden insgeheim nach Nachod zurückgekehrten Genossinnen wieder davon.

*) Als charakteristisch muß die jedesmalige Ausrede der so Ertappten betrachtet werden, wenn sie von dem Richter befragt wurden, warum und wo sie das Ohr verloren hätten. „Die deutschen Zigeuner," hieß es immer, „hätten sich darauf ordentlich verlegt, die Ohren ihrer böhmischen Stammesbrüder abzuschneiden."

Doch erfreuten sich die drei Mädchen nicht lange ihrer Freiheit, denn bereits Anfangs December desselben Jahres fielen sie in den Nachoder Wäldern den Häschern wiederum in die Hände und wurde Agatha am 3. Jänner 1727 als eine Unverbesserliche mit dem Schwerte hingerichtet, während die beiden anderen mit dem Verluste der Ohren und dreimaligem Auspeitschen davonkamen.

Auf gleiche Weise fanden in der Stadt Rožmital im Jahre 1726 nicht weniger denn vier Zigeunerinnen, Namens Hedwig, Eleonora, Sibylla und Barbara, ihren Tod, indem sie auf der Richtstätte an einem und demselben Tage geköpft wurden, während eine fünfte, Namens Magdalena, da sie noch nicht rückfällig geworden war, mit dem Verluste eines Ohres und Landesausweisung davonkam. (Noch heute heißt der Ort der Richtstätte zum Andenken an jene vierfache Hinrichtung „Cikánka", die Zigeunerin.) In demselben Jahre fiel aus gleicher Ursache auch in dem Städtchen Seč bei Chrudim das Haupt der Zigeunerin Katharina. Am 3. Feber 1738 ist drei Zigeunerweibern in der Stadt Plan der Buchstabe R (Relegirt) auf den Rücken gebrannt und am nächsten Tage sind ihnen die Ohren abgeschnitten und an den Galgen genagelt worden, worauf sie dreimal um denselben herumgepeitscht und des Landes verwiesen wurden *).

Erst unter der milderen Regierung Maria Theresia's ging man von der bisherigen Strenge einigermaßen ab, obwohl auch diese Herrscherin im Jahre 1744 alle Zigeuner aus sämmtlichen kaiserlichen Erbländern auswies, welcher Befehl fünf Jahre später mit dem Bedeuten wiederholt wurde, daß bei der zweiten Betretung sowohl Männer als auch Weiber und Kinder mit Ruthen gepeitscht, bei der dritten jedoch die Männer mit dem Strange, die Weiber mit dem Schwerte hingerichtet werden sollen. Doch wurde die criminalistische Praxis gegen die Zigeuner von den Gemeinden immer laxer geübt und so sah im Jahre 1750 die Stadt Weißwasser statt einer Doppelhinrichtung eine einfachere

*) In der Consignation der Unkosten dieser Execution kommen folgende Posten vor: „Dem Freymann vor Einschröpffung 3 Zeichen à 1 fl. 12 kr. . . . 3 fl 36 kr.; vor 3 ohren abschneiden à 2 fl. 24 kr. . . . 7 fl. 42 kr.; vor 3 Staubschlägen à 2 fl. 24 kr. . . . 7 fl. 12 kr.; vor Landtes Verweißung 1 fl. 48 kr." Im Ganzen betrugen die Kosten dieser Execution 85 fl. 38 kr.

Execution, indem die beiden Zigeunerinnen Antonia Petržilka und Magdalena Neffinger, beide bereits zum zweiten Male ertappt, „nach Ausstellung der Criminalreverse und nach Ausbrennung des Buchstabens R auf der Schulter jede mit dem Verluste auch des zweiten Ohres gestraft und hierauf dreimal um den Galgen und schließlich aus der Stadt hinausgepeitscht wurden“.

Eine interessante Schilderung des Lebens und Treibens der Zigeuner um die Mitte des vorigen Jahrhunderts liefern uns die Acten eines gegen eine im Jahre 1747 gefänglich eingezogene Truppe geführten Processes, deren Inhalt füglich als für alle anderen herumstreifenden Banden geltend betrachtet werden kann, da die Sitten und Gewohnheiten des Nomadenvolkes seit Jahrhunderten unter allen Verhältnissen stets dieselben geblieben sind. Alle Mitglieder jener Truppe, von welchen einige böhmisch, die anderen deutsch sprachen, bekannten sich im Verhöre zur katholischen Religion; die wenigsten waren jedoch im Stande, ihr Alter, ihren Namen oder jenen ihrer Eltern anzugeben. Auch über ihre Geburtsstätte oder über ihr Vaterland wußten nur wenige Auskunft zu geben; die Einen gaben vor, aus Böhmen, die Anderen aus Ungarn, ja selbst aus Italien zu stammen. Als der Richter einen Knaben fragte, wo er geboren sei, antwortete derselbe, das könne nur seine Mutter wissen; ein anderer, gefragt nach seinem Alter, gab zur Antwort, es sei nicht ihre Sitte, die Lebensjahre zu zählen. Ein ausgewachsener Bengel legte sich ein Alter von sechszehn Jahren bei, doch bemerkte der Richter im Protocolle, derselbe müsse seinem Aussehen nach mindestens 24 Jahre zählen. Ihre Sprache benannte ein Weib „zigeunerisch“, ein Knabe „croatisch“, während die meisten sie als „egyptisch“ bezeichneten. Dieselbe hätten sie, sagte eine junge Zigeunerin aus, von ihren Vorfahren geerbt und Einer lerne sie vom Anderen. Eine etwa 40jährige Zigeunerin gab an, dieselbe von ihrer Stiefmutter gelernt zu haben und setzte hinzu: „Unsere Sprache ist leicht zu erlernen, leichter als das Deutsche.“

Nach einzelnen Ausdrücken der Zigeunersprache gefragt, gaben sie an, daß Brod „meno“ heiße, Gott „mrodebl“, Tisch „skamin“, Ofen „bof“, Feder „pour“, Thür „vudr“, Glas „gevalin“, Wand „olus“ u. s. w. Eigenthümlicher Weise sagten aber Alle gleich-

lautend aus, das Wort „Dieb“ nicht zu kennen. Den bereits erwähnten Knaben fragte der Richter:

„Warum seid ihr so abgebrannt?“

„Weil wir uns mit Butter schmieren und hierauf auf die Sonne gehen, um gegen den Frost abgehärtet zu sein.“

„Warum müsset ihr abgehärtet sein?“

„Weil wir den ganzen Winter hindurch barfuß herumgehen, daher es uns nicht kalt sein darf.“

Als die Aelteren von ihnen gefragt wurden, wodurch sie ihren Lebensunterhalt fristen, gaben die Einen Seiltänzerei, die Anderen gymnastische Kunststücke für ihren Broderwerb an, während die Uebrigen auf Heilung von Viehkrankheiten oder auf Comödienspielen mit Marionetten sich beriefen.

„Welche Comödien habet ihr aufgeführt?“

„Den König von Castilien, die Hinrichtung Johannes des Täufers, den König Herodes und die zwei Brüder. Andere Comödien haben wir nicht gespielt.“

Bezeichnend waren die Antworten des genannten eilfjährigen Knaben bezüglich der Wahrsagerei.

„Könnet ihr auch wahrsagen?“

„Ein wenig; wir benützen hiezu Gottes „kunderva“, welches wir für Alles anwenden, denn wir leben davon.“

„Wie schaut dieses „kunderva“ aus?“

„Es ist eine Wurzel.“

„Kannst auch du wahrsagen?“

„Nein, nur meine Mutter versteht es.“

„Und wie wahrsagt sie da?“

„Aus der Hand, was geschehen wird.“

Beim Verhöre eines 44jährigen Zigeuners fragte der Richter:

„Verstehst du auch vorherzusagen, was geschehen soll?“

„Nur ein Weniges.“

„Wie hast du es gelernt?“

„Man sagte mir es, wie ich wahrsagen könne.“

„Auf welche Art sagte man es dir?“

„Wie es sich halt trifft; manchmal trifft es zu, ein andermal wieder nicht.“

„Wie erkennest du, was geschehen soll?“

„Aus den Linien der Handfläche.“

„Hast du auch aus der Hand herausgelesen, daß du in Arrest kommst?“

„Das haben wir nicht gewußt, da wir Niemand Uebles gethan haben.“

„Wie lange mußt du es lernen?“

„Durch sieben Jahre.“

„Vermöget ihr auch anderen Leuten zu schaden?“

„Oh, das nicht; das verhüte Christus der Herr!“

Eine der ältesten Zigeunerinnen sagte aus:

„Wahrsagen können wir Alle; nur die aus dem Sachsenlande treffen es nicht.“

„Du bist die älteste, woher hast du es gelernt?“

„Unsere Vorfahren haben es gewußt; Gott ist der beste Wahrsager.“

Eine andere Zigeunerin antwortete auf die Frage, ob sie wahrsagen könne: „Dies ist nur ein Spaß.“ Auf dieselbe Frage gab ein Zigeuner zur Antwort: „Wir Männer treffen es nicht; nur die Weiber befassen sich mit diesem Spaß.“

Ein Knabe wurde gefragt, was da gewahrsagt werde?

„Wie lange der Mensch zu leben habe, oder wie bald er sterben werde.“

„Wie weißt du es, daß jene alte Zigeunerin wahrsagen könne?“

„Einer hat es sie aus einem Buche gelehrt, der ist aber nicht mehr bei uns. Auch weiß sie nur wenig davon, während es die ungarischen gut kennen.“

„Wenn ihr den Leuten schaden wollet, vermöget ihr auch dies?“

„Wie wären wir dies im Stande? Nur Jene können schaden, welche Zauberer sind. Aber wir selbst wissen nichts davon.“

Derselbe Knabe leugnete auch, ein Zigeuner zu sein, wie die Anderen.

„Wie weißt du es, daß es Zigeuner sind?“

„Sie sind es halt schon; als nämlich die Jungfrau Maria auf Erden in Egypten wandelte, hießen sie sie eine Landstreicherin, worauf sie ihnen sagte: So wie ich jetzt auf Erden herumwandle,

Selbst unsere erleuchtete und Alles nivellirende Zeit war nicht im Stande, die bürgerlichen Verhältnisse der Zigeuner zu regeln, und so ziehen heute noch diese modernen Parias in einzelnen Familien oder in zahlreicheren Truppen aus einer Gegend in die andere, wobei sie mit Vorliebe abgelegene Orte für ihre Lagerstätten aufsuchen, um von da aus die umliegenden Gemeinden zu belästigen, wo sie die Wachsamkeit und Thätigkeit der Ortspolizei in hohem Maße herausfordern. Denn überall, wo sich eine Zigeunertruppe zeitweilig ansiedelt, bleibt in der weiten Umgebung nicht ein Haus vor ihrer frechen Zudringlichkeit und vor ihren Anschlägen gegen das Eigenthum der Bewohner desselben verschont. Das abergläubische Volk am Lande fürchtet theils ihre Rache, theils öffnet es, um sich wahrsagen zu lassen, willig Thür und Thor den braunen Weibern, ohne zu bedenken, daß dieselben mit ihren gewandten Fingern Alles wegzuräumen verstehen, was ihnen eben unter die Hände kommt. Vor Allem haben es die Zigeuner auf einsam liegende Gebäude abgesehen und häufig sind dieselben verwegenen Raubanfällen ausgesetzt, bei welchen nicht selten auch Waffen angewendet werden, da im Nothfalle aus den Zigeunertruppen sich förmliche Räuberbanden entpuppen, wie deren eine in neuerer Zeit in Mittelböhmen unter der Führung des berüchtigten Zigeuners Janeček gewüthet hat, welcher letztere nach sieben Mordthaten und unzähligen Raubanfällen im Jahre 1871 in Pilsen am Galgen endete. Am gefährlichsten für die öffentliche Sicherheit werden jedoch die Zigeuner dann, wenn deren Truppen durch anderweitiges Gesindel, unter welchem sich nicht selten altgewohnte Diebe und Verbrecher befinden, vermehrt werden, die dann eine immerwährende Razzia gegen die besitzenden Classen üben. Dieses Ueberwuchern durch fremde, zumeist von der übrigen Welt ausgestoßene Elemente hat im gegenwärtigen Jahrhunderte so sehr überhand genommen, daß man jetzt kaum eine Familie mehr antrifft, welche den alten Traditionen des hindostanischen Nomadenvolkes in Allem treu geblieben wäre und in deren Adern reines Zigeunerblut fließen würde.

Was ihre Religion betrifft, so muß man einen großen Theil der Zigeuner, besonders der vagirenden, noch zu den Heiden rechnen, da den Angaben über ihr Religionsbekenntniß nur wenig

über einen, seinem Wirkungskreise so fernab liegenden Gegenstand zu schreiben, wollen wir in Nachstehendem mit Puchmayer's Worten selbst erzählen.

„Gegen das Ende des Jahres 1819" — so heißt es in der Vorrede zum genannten Werke — „wurde im Dorfe Wranowic, Radnicer Herrschaft, eine Bande Zigeuner, 17 Personen an der Zahl, aufgehoben; und weil man ihre Pässe für verdächtig hielt, wurden die Männer zur Untersuchung nach Pilsen abgeschickt, die Weiber und Kinder aber in Radnic zurückbehalten. Dem zehnwochentlichen Verkehr mit diesen Leuten, worunter sich besonders ein kleiner, aber verständiger Knabe von etwa zwölf Jahren auszeichnete, hat gegenwärtiges Werkchen sein Dasein zu verdanken. Was den Ursprung, die Religion, Sitten der Zigeuner betrifft, hat M. Grellmann bereits gesammelt und in seinem „Historischen Versuch über die Zigeuner", Göttingen 1787, bekannt gemacht. Hier wollen wir etwas Weniges über die Zigeuner in Böhmen und ihre Sprache berühren.

Der deutsche Zigeuner nennet sich Sinde (Zinde), der in Ungarn und Böhmen aber Rome (der Mann) oder Kalo (der Schwarze). Der Sinde treibt kein Gewerbe und seine einzige Beschäftigung ist, im Wirthshause zu sitzen und zum Zeitvertreib zu musiciren. Den Weibern liegt die Pflicht ob, für Nahrungsmittel und andere Bedürfnisse Sorge zu tragen. Der Rome in Böhmen theilt sich in zwei Parteien. Der eigentliche Kalo, dessen Väter aus Ungarn hereingezogen sind, treibt Profession nnd ist größtentheils ein Schmied, der von Ort zu Ort zieht, seinen kleinen Ambos und Handbalg mit sich führt, seine Feueresse aufschlägt, wo es ihm beliebt und trotz seiner einfachen Werkzeuge meist kleine, aber ziemlich gute Arbeiten verfertigt. Er haust in den östlichen Kreisen Böhmens, in den süd- und westlichen ist er selten zu sehen.

Die andere Partei, die ich zum Unterschiede von den Kalo Parno (die Weißen) nennen will, besteht aus Nationalen der niedrigsten Classen, die sich an Kalinen angemacht und mit ihnen Kinder gezeugt haben. Zu der Parno-Partei gehören: viele Pferdunterhändler und herumstreifende Abdecker, die mit Schindmähren handeln, deren Unterhalt sie im Sommer nichts kostet, da ihre

Weiber den Grasmägden aus der Hand wahrsagen*) oder Karten schlagen und dafür, da sie ihnen gewöhnlich eine angenehme Zukunft eröffnen, Gras und Klee in Menge bekommen; viele Bänkelsänger, deren Weiber und Kinder sich auf den Jahrmärkten heiser schreien; Kleinkrämer, die mit der Libuška und ähnlichen Spielen thöricht gewinnsüchtige Leute um's Geld prellen; Marionettcomödianten, die von Dorf zu Dorf ziehen und das Dorfvolk mit dem Pimperle unterhalten. Alle diese Menschen scheuen die Arbeit, besonders wenn sie mühsam ist und Anstrengung erfordert, wie die Pest; können sie daher nicht immer auf eine ehrliche Art zu Gelde kommen, um sich Branntwein oder Rauchtabak zu verschaffen, den Einige, besonders die Kaloweiber, unaufhörlich käuen, so nehmen sie Zuflucht zum Aberglauben, zu Drohungen und Betrügereien aller Art.

Der Rome spricht außer der rom'schen auch die Sprache des Landes, in welchem er sich aufhält; viele der Parno sprechen auch zigeunerisch, obgleich schlecht und fehlerhaft, und die letzteren Alle die Hantýrka (von hantieren) oder die čechische Diebessprache, mit der sie übrigens sehr geheim halten. Die Hantýrka wird auch „kramářská řeč" (die Krämersprache) genannt. Da eine jede Sprache sich im Laufe der Jahrhunderte ändert, um so weniger muß es befremden, wenn das Rom'sche binnen einem halben Jahrtausend mancherlei Veränderungen erlitten hat. Auf der langen Herreise, versetzt in ein seiner Heimat entgegengesetztes Clima, verlor der Rome nach und nach für die meisten Gegenstände seines Vaterlandes den indischen Ausdruck; nach den Kenntnissen der radnicer Romen zu urtheilen, weiß er nun weder den Elephanten, noch die Königsschlange, nicht den Löwen, noch den Tiger zu nennen; hat weder für den Papagei, noch für den Sperling, für keinen Fisch, für keine Pflanze, des heißen wie des kalten Erdstrichs, einen Namen. In allen Ländern, durch die er zog, fand er Anlaß zu neuen Begriffen; aber zu unbekümmert und zu faul, neue

*) Mein kleiner Kalo sollte einst einem Weibe aus der Hand wahrsagen. Als er die verlangten zwei Groschen erhalten hatte, nahm er ihre Hand und sagte: „Ich werde Euch gewiß Wahrheit sagen; gebt Acht: Ihr trinket kalt und pisset warm", hiemit lief er davon. (Anmerkung Puchmayer's.)

Worte dafür in seiner Sprache zu schaffen (was er mit manchen Europäern gemein hat), nahm er die gehörten ohne Bedenken an und gab ihnen blos einen seiner Mundart angemessenen Ausgang. Dadurch geschah es, daß man im Rom'schen so viele Wörter aus anderen Sprachen, z. B. aus der slavischen, findet, wenn man gleich zugeben muß, daß ein großer Theil dieser Wörter auf unsere fast völlige Unbekanntschaft mit dem Zigeunerischen kommt und ein Kalo in Ungarn vielleicht wissen mag, was Hunderten von Sinden und Parno unbekannt ist.

Da es Leute, selbst Gelehrte, gibt, die das Rom'sche entweder für Rothwälsch (Diebessprache) oder für einen neuen, aus anderen Sprachen zusammengestoppelten Mischling halten, so habe ich, um die erstere Meinung zu widerlegen, die čechische Hantýrka, wodurch man zugleich den Herren Criminalräthen einen Gefallen zu erweisen glaubt, beigefügt; und daß es keine neue, sondern eine uralte, aus Indien, aus Multan oder Guzurate, nach Europa verpflanzte Sprache sei, sollen, nebst gegenwärtigem Werkchen, zahlreiche aus dem Sanskrit mit ihr verglichenen Wörter bestätigen. (Der Verfasser führt hier Belege dafür an.) Dieser Versuch ist, ich gestehe es, von geringerer Bedeutung; wenn man aber bedenkt, wie argwöhnisch und wie schüchtern der so verfolgte Zigeuner sei und wie sehr er mit seiner Sprache, die er für Egyptisch-Croatisch ausgibt, zurückhalte *), so muß Liebhabern der Linguistik ein jeder noch so geringe Beitrag zu dieser so wenig bekannten Sprache willkommen sein. Uebrigens ist das Rom'sche eine äußerst einfache, sehr leicht zu erlernende Sprache; denn gegen das Ende jener zehn Wochen hatte es keine Schwierigkeit für mich, die Gespräche der Zigeuner zu verstehen. Von ihrem Wohlklange kann sich jedes unverstimmte Ohr überzeugen."

So viel aus Puchmayer's Vorrede zu dem wunderlichen Werke. Hierauf folgt auf 50 Seiten die Grammatik der Zigeuner-

*) In den ersten Tagen, ehe die Zigeunerknaben mit mir vertrauter wurden, pflegte der eine von ihnen, wenn ich nach etwas fragte, was ihm verdächtig schien, zu dem anderen zu sagen: ma pchen (sag' nicht). Wie ich auf die Verdolmetschung des Wortes Dieb kam, hieß es: „Das weiß ich nicht." Beim Verhör, als man auf dieses Wort kam, sagte einer von den Erwachsenen: „Dieses Wort haben wir in unserer Sprache nicht." (Anmerkung Puchmayer's.)

insbesondere“ führt, ist jedenfalls die im zigeunerischen Idiom geschriebene Widmung an die Frau Erzherzogin Elisabeth, welche bei einem Sommeraufenthalte in Gmunden den Autor zur Herausgabe seines Werkes animirt hatte und dasselbe unter ihren Schutz nahm *). Es enthält interessante ethnographische und culturhistorische Essays, die Zeugniß davon ablegen, wie eingehend sich Graf Wratislaw mit den Sitten und Gebräuchen der Zigeuner beschäftigt hatte, weiter eine Grammatik der Sprache, ein ziemlich reiches Vocabular, Gespräche und sogar Poesien in der Ursprache, deren Uebersetzungen beigedruckt sind. Die Grammatik verräth wohl an vielen Stellen den bloßen Dilettanten, doch ist immerhin die Versirtheit des Verfassers in dieser Specialität lobend anzuerkennen.

Auf welche Weise der gräfliche Bezirkshauptmann die nähere Bekanntschaft der Zigeuner machte, darüber erzählt er in seinem Werkchen Folgendes: „Es ergab sich einst, daß eine Zigeunerhorde von eilf Köpfen der Behörde eingeliefert worden war; der eindringlichen Amtshandlung gelang es, aus ihnen die „parno“ herauszufinden, deren Zuständigkeit zu eruiren, wohin sie dann auch mittelst Landesschubes befördert wurden. Nur ein älterer Mann, der sich Janoschowský nannte, und zwei Knaben, die das echte Zigeunergepräge insgesammt am Gesichte trugen, erübrigten zur Ausforschung ihrer Heimatszuständigkeit; allein eben weil es sich um echte Zigeuner handelte, konnte sie nicht ausgemittelt werden, doch aber verging über die ämtliche Correspondenz eine geraume Zeit, während welcher die Verpflegung der eingebrachten Ausweislosen gesetzlich der Gemeinde oblag, in deren Bereiche sie aufgegriffen wurden. Nun war die Gemeinde so arm, daß ihr die Verpflegung der drei Zigeuner empfindlich zur Last gefallen wäre. Es wurde daher von der Statthalterei für die Knaben aus dem

---

*) Bekanntlich ist auch Erzherzog Josef, Commandant der Honveds in Ungarn, ein großer Freund der Zigeuner. Er kennt ihre Lebensweise, Gebräuche, spricht ihre Sprache ausgezeichnet, ja, wie zigeunerische Gewährsleute versichern, kennt er mehr als zehn Dialecte des alten Idioms der braunen Bursche. Die Zigeuner Ungarns betrachten auch wirklich den Erzherzog Josef als ihren Patron und wenden sich in „großen Sachen“ in der Regel an ihn. Vor einigen Jahren hat ein alter Zigeuner aus Schemnitz ein ungarisch-zigeunerisches Wörterbuch angefertigt und dasselbe dem Erzherzog Josef gewidmet.

Graf Wratislaw ein Gedicht und mehrere Lieder an, die ihm Janoschowský in der Ursprache dictirt hatte und von denen einzelne der Verfasser später auch in Italien zu hören bekam. Das erste von diesen Liedern, dessen beigefügte Melodie offenbar einen rein ungarischen Charakter an sich trägt, daher nicht genuin ist*), erinnert sehr an gewisse böhmische Volkslieder, weshalb dessen Ursprung wahrscheinlich auch in Böhmen zu suchen ist, wo die Zigeuner nicht nur ihre Sprache, sondern auch ihre Poesie durch freibeuterische Streifzüge auf linguistisches Gebiet zu bereichern wußten. Als Beispiel des Rom'schen fügen wir hier schließlich jenes Gedicht, das Janoschowský dictirt hatte, in der Ursprache bei. Dasselbe lautet:

„Šukar čaje, ka hi rúž kio breke,
De mange jek! pro tut som mulo.
Chuťas lakri bebi čibnastar:
„Te kames rúž,
Dža, les la tuke kio bušťan."
„Ma kamav i rúž baratar,
Kamav rúž katár tro brek
So kerďom tuke, mri bébi,
Te man nades mangel leskri čaj!
Ta man nades la lače gileha,
Le mangava zoreha!"

Schönes Mädchen, die Du hast Rosen am Busen,
Gib mir eine! Für Dich ersterbe ich.
Sprang ihre Tante aus dem Bette:
„Wenn Du willst Rosen,
Geh', hole sie Dir beim Gärtner."
„Nicht will ich Rosen aus dem Garten,
Ich will Rosen von Deinem Busen,
Was that ich Dir, meine Tante,
Daß Du mich nicht freien lassest um Dein Mädchen?
Gibst Du sie mir nicht gutwillig,
Nehm' ich sie mit Gewalt!"

*) Doch war dieselbe nach der Versicherung Janoschowský's geeignet, die Tanzlust des Zigeuners zu entflammen und selbst eine Mami (Großmutter der Zigeunerfamilie) zum Tanze hinzureißen.



Im Verlage
von **Wilh. Braumüller,** k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler in **Wien,**
sind erschienen:

Schlossar, Dr. **Anton. Innerösterreichisches Stadtleben vor hundert Jahren.** Eine Schilderung der Verhältnisse in der Hauptstadt Steiermarks im achtzehnten Jahrhundert, zugleich Beiträge zur Literatur und Culturgeschichte der Aufklärungsperiode. Mit einer Ansicht der Stadt Graz in Lichtdruck. gr. 8. 1877. 3 *fl.* 50 *kr.* — 7 *M.*

Dieses Werk eines Fachmannes beleuchtet in gerundeter, harmonisch-gegliederter Darstellung die Culturverhältnisse der letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts in einem Lande, dem bisher von dem Cultur- und insbesondere von dem Literaturforscher wenig Aufmerksamkeit zugewendet wurde, es ist daher die richtigste diesbezüglich existirende Arbeit zu nennen. Speciell für das Geistesleben Oesterreichs im Anschlusse an dasjenige Deutschlands aus jener großen Zeitperiode ist dies Buch von Wichtigkeit, da es den Zusammenhang der innerösterreichischen, gesammtösterreichischen und „deutschen" Geistesverhältnisse klar darlegt. Der Literar- und Culturhistoriker wird fast ausschließlich neues Material, das von bedeutendem Interesse für seine Wissenschaft ist, hier bearbeitet finden.

— — **Erzherzog Johann von Oesterreich und sein Einfluß auf das Culturleben der Steiermark.** Originalbriefe des Erzherzogs aus den Jahren 1810—1825. Beitrag zur Culturgeschichte Oesterreichs mit einer Einleitung, Erläuterungen, Anmerkungen und einem Anhange urkundlicher Beilagen zur Zeitgeschichte. Mit dem Bildnisse des Erzherzogs Johann und einem Facsimile. gr. 8. 1878. 4 *fl.* — 8 *M.*

Der Herausgeber der vorliegenden Briefsammlung ist in der historischen Welt als fleißiger und gewissenhafter Culturhistoriker Oesterreichs bekannt; er bietet hier aus den handschriftlichen Originalquellen gegen hundert Briefe des Erzherzogs Johann Baptist von Oesterreich, welche überraschende Streiflichter auf die Zeitgeschichte, auf das Culturleben Steiermarks und Gesammtösterreichs und auf den Charakter des ausgezeichneten Prinzen werfen. Der genaue Commentar und die Einleitung von Dr. Schlossar selbst erklären alle in den Briefen vorkommenden Beziehungen und geben insbesondere auch eine Uebersicht des Lebensganges des Erzherzogs. Jeder Oesterreicher kann auf ein Werk wie das vorliegende, das einen so edlen Prinzen unseres hohen Regentenhauses durch seine eigenen Worte in so ausgezeichneter Weise vorführt, mit gerechter Genugthuung blicken.

Vernaleken, Theodor, Director des Lehrer-Seminars in Wien. **Mythen und Bräuche des Volkes in Oesterreich.** Als Beitrag zur deutschen Mythologie, Volksdichtung und Sittenkunde. 8. 1859.
3 *fl.* — 6 *M.*

Mit bewundernswerthem Fleiße und mit jener Ausdauer und treuen Hingebung, welche den **deutschen** Forscher kennzeichnen, hat der Verfasser aus der lebendigen Quelle des österreichischen Volkes den Inhalt des vorliegenden Buches geschöpft.

Der Mann der Wissenschaft wird darin eine höchst werthvolle Bereicherung der deutschen Mythologie, **der Freund der Volkssitte und der Volksdichtung** einen reichen, durch den Verfasser aus den Tiefen des Volksgeistes neu gehobenen Schatz von Sagen und Bräuchen finden, in welchen sich der poetische Sinn des österreichischen Volkes und seine dichtende Thätigkeit treu wiederspiegeln.

Druck von Hirschfeld.





STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD AUXILIARY LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-9201
All books may be recalled after 7 days

DATE DUE

280 MAR 24 1997
APR 23 1997
APR 01 2003
APR 24 2002
JUN 23 2003
JUN 13 2003

